Herbert Kund

Im Entenschnabel

Verlag von J. Neumann-Neudamm

89 K3
140,-

Herbert Kund

Im Entenschnabel

Im Entenschnabel

Reise- und Jagderinnerungen aus Alt-Kamerun

Von

Herbert Kund

Hauptmann a. D.

früher in der Kaiserlichen Schutztruppe

Mit 29 Abbildungen auf Tafeln
und einer Karte

1931

Verlag von J. Neumann-Neudamm

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1931 by J. Neumann-Neudamm

Dem Andenken

an meinen lieben und hochverehrten Onkel

Major a. D. Richard Kund

geſt. 31. Juli 1904

von 1884 bis 1886 am Kongo

1886 bis 1889 in Südkamerun als Forſcher tätig

der durch ſein Beiſpiel und ſeine Taten ſchon dem Knaben die Liebe

für unſer ſchönes Afrika ins Herz zu pflanzen verſtand.

kurzer Zeit schon unser ganzes schönes Schutzgebiet vom Atlantik bis zum Tschadsee kennenzulernen.

In wochenlangem Marsche durchzog ich das ungeheure Urwaldgebiet, das in einer Tiefe von etwa zweihundert Kilometern die Küste säumt, mit seinen himmelanstrebenden grünen Blätterwänden, seinen reißenden Strömen und schwankenden Hängebrücken. Dann ging es hinaus ins Sonnenlicht; hinauf auf die Höhen des Mittelkameruner Gras- und Berglandes mit seinen gewaltigen Gebirgen, seinen lieblichen, von schlanken Palmen umgürteten fruchtbaren Tälern und seinen weiten Savannen. Auf mühsamen Pfaden ging es über Berg und Tal, die Brust im Gefühl unendlicher köstlicher Freiheit geweitet.

Und von den Höhen des Gendero-Gebirges, einer der größten Erhebungen des Landes, ging es in steilem Abfall hinab in die unendlichen Steppen des nördlichen Teiles von Adamaua und des Tschadsee-Gebiets, mit ihren unter alter Kultur stehenden mohammedanischen Reichen und blühenden Ortschaften. Immer tiefer ging es hinein bis in das Herz Afrikas, und in überreichem Maße wurde mir beschert, was so lange das Ziel heimlicher Sehnsucht gewesen war. Land und Leute, Pflanzen und Tiere lernte ich auf meinem langen Marsche in ihrer großen Vielseitigkeit kennen, und mancher frohe und von Erfolg gekrönte Jagdzug lehrte mich, alle Mühen, Hitze und Durst zu vergessen.

Gedenken muß ich hierbei aber auch der herzlichen und kameradschaftlichen Gastfreundschaft, die ich auf allen Truppenstationen gefunden habe, die ich nicht nur auf dieser, sondern auch auf späteren Reisen berührte. Meine schönsten Erinnerungen verknüpfen sich mit den dort verbrachten Stunden, und ich gedenke dankbar manches lieben Kameraden, der aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen dem Neuling im Lande mit Rat und Tat geholfen hat. Viele, denen ich so die Hand drücken durfte, sind heute nicht mehr. Sie ruhen längst in der Heimat Schoß oder in Afrikas heißer Erde; von tödlichem Fieber, dem tückischen Giftpfeil oder der Kugel des Feindes dahingerafft. Sie alle sind im Dienst des Vaterlandes gestorben, und ihre Namen stehen mit unvergänglichen Buchstaben auf der Erinnerung Ehrentafel verzeichnet.

Nach über dreimonatigem Marsche hatte ich Dikoa, die Hauptstadt von Deutsch-Bornu und das eigentliche Ziel meiner Reise, erreicht. Ich traf jedoch meinen Truppenteil, dem ich zugeteilt war, nicht an, da sich dieser zur Zeit in Kusseri am Logone befand, von wo aus eine größere Expedition in das Gebiet der Mußgu-Heiden unter Führung des Residenten, Hauptmann St., unternommen werden sollte. Es war dies die weit vorspringende Nordostecke von Alt-Kamerun zwischen den beiden großen, dem Tschadsee zufließenden Strömen, dem Logone und Schari, und dem zehnten nördlichen Breitengrad, das seiner merkwürdigen Form wegen der „Entenschnabel" genannt wurde[1]). Dieses reich bevölkerte, fruchtbare und jagdlich hochinteressante Gebiet wurde im Jahre 1911 im Austausch gegen die Kongozipfel an Frankreich abgetreten.

---

[1]) Die Franzosen nannten diesen Gebietsteil „Le fameux triangle de Caprivi". Auch der „Caprivi-Zipfel" von Deutsch-Südwestafrika erinnerte mit seinem Namen an die unter dem Druck der politischen Verhältnisse zustande gekommenen merkwürdigen Grenzverträge unseres damaligen Reichskanzlers.

Ich fand in Dikoa den Befehl vor, mich so rasch als möglich der Expedition anzuschließen, und machte mich nach nur kurzer Rast mit wenigen Soldaten wieder auf den Weg. So führte mich mein Schicksal, dem ich heute noch dankbar bin, in jene fernen, noch kaum erforschten und unbekannten Gegenden, die für lange meine Heimat werden sollten und von denen dieses Buch erzählt. Es soll kein wissenschaftliches Werk sein. Die schwere Zugänglichkeit und Scheu der eingeborenen Bevölkerung und meine aufreibende Arbeit machten grundlegende Studien in den ersten Jahren der Erschließung unmöglich. Es soll in bunter Folge von Reisen und Jagden berichten, wie sie meine vielseitige Tätigkeit mit sich brachte und wie ich sie erlebt habe. Wohl aber dürfen meine Angaben über die verschiedenen Wildarten, ihre Lebensgewohnheiten und ihr Verhalten unbedingten Anspruch auf Sachlichkeit machen, da sie aus gründlichen, mit der Liebe und dem offenen Blick des Naturfreundes und Jägers vorgenommenen Beobachtungen geschöpft sind.

Ungeheuer ist die Kolonialliteratur, die seit dem Kriege entstanden ist. Ist es aber ein Wunder, ist es zuviel, wenn man bedenkt, daß unsere Kolonien etwa sechsmal so groß waren wie unser altes Reich und fünfundzwanzigtausend Deutschen eine zweite Heimat gewesen sind, die sich ihre Vorfahren, die sie sich selbst mit hohen Opfern an Leben und Gut erkämpft haben und die uns schmachvoll geraubt sind? Ein jedes Buch ist mit dem Herzblut der Erinnerung geschrieben. So möge auch dieses ein Glied in der langen Kette werden, die uns für immer mit unseren herrlichen Kolonialgebieten verbindet. Eine freundliche Erinnerung denen, die selbst draußen standen und ein Gleiches erlebten, und ein Ansporn für alle anderen, deren Herz im Bewußtsein der erlittenen Schmach und in frischem Tatendrang noch warm schlägt, nicht zu ruhen, bis einst wieder deutsch werde, was deutsches Blut errungen und deutscher Fleiß geschaffen hat.

Karlsruhe in Baden, im Juni 1931. Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung 7
Bongor 13
Flußpferde und Flußpferdjagd 30
Im Banne der Steppe 44
Allerlei von Jagd und Tieren 61
Vom Nashorn 82
Auf dem Logone 97
In Kusseri 107
Im Zwischenstromlande 122
Auf den Fährten der Riesen 145
In den Wildnissen des Schari 161
Ausklang 182

Bongor.

Auf mehrere Meter hohem und steil zum Logone abfallenden Uferrand ragte meine alte Militär-Station Bongor. Weit schauten die stattlichen Türme, die damals das Eingangstor zu beiden Seiten flankierten, über die breite schimmernde Fläche des gewaltigen innerafrikanischen Stromes, der — sich an seinem Unterlaufe bei Kusseri mit dem noch mächtigeren Schari vereinigend — seine trägen Wassermassen dem Tschadsee zuführt, und ungehindert schweifte der Blick von hier über das sich jenseits bis an den fernen Horizont dehnende flache Land. Nur an ganz klaren Tagen konnte man weit — weit hinten, und nur in schattenhaften Umrissen angedeutet, das zuckerhutförmige, mächtige Steinmassiv des dem Mandara-Gebirge vorgelagerten Mendif-Berges erkennen, während sonst der spitze Kegel des am Südrande der Tuburi-Sümpfe in etwa fünfzig Kilometer Entfernung aufragenden „Hossere Daua“[1]) die einzige dem Auge sichtbare Erhebung bildete.

In ununterbrochener Reihenfolge wechselten breite Niederungen mit flachen Höhenzügen. Die ersteren, meist offenes Wiesen- und Sumpfgelände mit üppigem Graswuchs, waren von zahlreichen nicht fließenden Wasserarmen, in der Landessprache „ngaldjams“ genannt, durchzogen, die teilweise schnurgerade, gleich künstlichen Kanälen verliefen, teilweise sich aber in weiten Bogen, wie ein glitzerndes Band in der grünen Umrahmung dahinwanden. Diese Wasserläufe trocknen während der heißen Jahreszeit auf weite Strecken aus, um nur dicht mit Wasserpflanzen angefüllte Sumpfwasser und Tümpel zurückzulassen. In der Regenzeit werden sie durch die herabströmenden Wassermassen, sowie von dem hoch angeschwollenen und seine Uferniederungen überflutenden Logone wieder aufgefüllt. Sie bilden dann ein zusammenhängendes Netz breiter Wasseradern, dehnen sich oft seeartig aus und verwandeln das Land zu beiden Seiten in stundenweite Sümpfe.

Die leichten Bodenwellen und Hügelketten wurden von lichten Waldungen gekrönt, meist mittlere Bestände, die jedoch von teilweise hohen, stattlichen Bäumen — Sykomoren und Tamarinden — überragt wurden. Schlanke Deleb-Palmen (eine Art Fächer-Palme), die teils einzeln, teils in Gruppen beisammenstehend, das übrige Laubholz malerisch unterbrachen, gaben dem Landschaftsbild einen außerordentlich anmutigen Charakter. Überall tauchten auf den Höhen, zwischen reichen Hirsefeldern versteckt, die runden Strohdächer verstreuter Eingeborenen-Niederlassungen auf, während sich auf den saftigen, grünen Wiesenflächen zahlreiche Rinderherden tummelten.

---

[1]) Hossere = Gebirge.

Auf dem diesseitigen, hochgelegenen Ufer des Logone war das Land reich besiedelt und angebaut. Soweit das Auge schaute, erblickte es Gehöft an Gehöft, dazwischen bestellte Felder, Hirse, Erdnüsse, Baumwolle und Tabak. Akaziengruppen, schlankes Dum-Palmengebüsch, Haine von Deleb-Palmen bildeten auch hier den hauptsächlichsten Baumbestand. Vereinzelte hohe Laubbäume, sowie hin und wieder ein mächtiger Baobab oder Affenbrotbaum, das Wahrzeichen der innerafrikanischen Steppe, gestalteten das Landschaftsbild ungemein reizvoll, gewährten dem ins Uferlose schweifenden Blick Anhaltspunkte und dem durch die unerbittliche Sonnenglut dieses Landstriches erschöpften Wanderer angenehme, schattige Rastplätze.

Bongor wurde von mir zu Anfang des Jahres 1904 im Anschluß an eine stärkere Truppenexpedition unter Führung des Residenten von Deutsch-Bornu angelegt, um das fruchtbare und reich bevölkerte Zwischenstromland des Logone und Schari endgültig in deutsche Verwaltung zu nehmen und dem damals noch vorherrschenden politischen Einfluß des unter französischem Protektorat stehenden Sultans von Bagirmi zu entziehen. Die Verhältnisse lagen für mich außerordentlich schwierig. Mit nur etwa zwanzig eingeborenen Soldaten, ohne Europäer zur Stütze, wurde ich in jenem abgelegenen Gebiet zurückgelassen, in dem ich mich inmitten einer zunächst zwar nicht feindlich gesinnten, aber doch dem Weißen und seinen Wünschen völlig ablehnend gegenüberstehenden Bevölkerung befand. Dazu war ich kaum mit dem nur notwendigsten Arbeitsgerät versehen, Munition und Proviantbestände waren auf das Äußerste beschränkt, bis erst nach Einrichtung eines geregelten und gesicherten Verkehrs an einen Nachschub gedacht werden konnte.

Für die Auswahl des Platzes, die ich auf Grund der an mich ergangenen ungefähren Weisungen traf, war maßgebend gewesen, daß sich derselbe in reich bebauter Gegend befand, die auch für die späterhin in Aussicht genommene Verstärkung und den wirtschaftlichen Ausbau der Station die nötige Verpflegung liefern konnte, daß er aber auch in möglichst gesunder und militärisch vorteilhafter Lage, sowie in der Nähe der französischen Grenze lag, an der sich aus verschiedenen Gründen damals das Hauptinteresse jener Gegend konzentrierte. Bongor hat sich auch in der Zukunft vollkommen bewährt und bis zur Abtretung des Entenschnabels an Frankreich im Jahre 1911 zunehmend an politischer, militärischer und wirtschaftlicher Bedeutung gewonnen.

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der Bongor bei seiner zweiten Zentralafrika-Expedition noch im Mai 1911 besuchte, schreibt in seinem Reisewerk „Vom Kongo zum Niger und Nil“:

„Bongor ist unstreitig ein besonders reizvoller Fleck mit wunderbarer Aussicht auf den Logone. Wehmut beschleicht einen bei dem Gedanken, ihn aus der Zahl der deutschen Posten ausscheiden zu sehen.“

Infolge der großen Scheu der eingeborenen Bevölkerung und bei meinen geringen Hilfskräften und -mitteln konnte sich der Platz erst nach längerer Zeit zu der stattlichen Anlage entwickeln und ausgebaut werden, die er schon im Jahre darauf darstellte. Zunächst mußte ich mich mit recht primitiven Bauten behelfen. Ein aus rohem Gestänge zusammengefügtes und mit Stroh verkleidetes kleines Wohnhaus unter hoher

Schirmakazie, einige niedrige Grashütten für meine Soldaten, sowie einige Schattendächer für meine Tiere und zum Unterstellen des Gepäcks, das Ganze von einer künstlichen Dornenhecke umgeben, bildete meine erste, wenig achtunggebietende Niederlassung und Residenz, die nun für lange hinaus meine Heimat werden sollte.

Später umgaben starke Mauern in Anschlaghöhe die Anlage, deren eine Hälfte mein Wohnhaus einnahm, mit ringsum laufender, schattiger Veranda auf festen Palmstämmen, sowie dazu gehörigem Wirtschaftshaus mit Küche und Raum für die Bedienung. Ferner ein zweites, ähnlich gebautes Haus für gelegentliche dienstliche Besuche, gleichfalls mit Wirtschaftsgebäude. Die andere Hälfte nahmen Soldatenhäuser, eine Stallung für etwa zwanzig Pferde, Proviant- und Lagerschuppen ein. Am Tor befand sich die Wache mit festem Gefängnisraum. Von hohem Maste flatterte stolz und achtunggebietend unsere alte ehrwürdige Reichsfahne, mit ihren weithin leuchtenden Farben Schutz und Recht deutscher Oberhoheit kündend.

Die beiden wuchtigen, mehrere Meter hohen Tortürme hatten oben mit spitzem Strohdach überdeckte Plattformen, zu denen man an rohgefertigten Leitern hinaufklettern konnte. Hier oben habe ich so manche meiner wenigen Mußestunden im Genuß der herrlichen weiten Aussicht verbracht, auch manchmal Erholung nach schwerem Fieber in der freier und frischer wehenden Brise gesucht. Freilich war alles nur sehr primitiv, selbst für den bescheidensten europäischen Geschmack, und Regen und Sturm fanden durch die nur mangelhaft mit Strohmatten verschlossenen Türen und Fenster ungehindert Einlaß, wenn die schweren tropischen Regen und Gewitter niederprasselten, und die Stürme die freigelegene Station umtosten, aber es war doch eine vorübergehende feste Unterkunft für jemand, der sonst nur unter Gottes freiem Himmel und im Grase der Steppe zu liegen gewohnt war.

Ungeheure Schwierigkeiten hatten sich meinen ersten Arbeiten in meinem neuen Bezirk, wozu auch der Stationsbau gehörte, entgegengestellt. Mit meinen wenigen Soldaten, von denen dazu ein Teil durch Wachdienst, Patrouillen und Botengänge beansprucht wurde, war diese nicht zu bewältigen. Auch sollten die Eingeborenen in den Soldaten nicht lediglich Arbeiter sehen, sondern ihnen gegenüber Achtung lernen und aus diesem Grunde selbst zu einer gewissen geregelten Arbeitsleistung erzogen und angelernt werden, natürlich unter gerechter Verteilung der Lasten auf die verschiedenen angrenzenden Ortsbezirke und gegen entsprechende Entlohnung. Aber damit sah es böse aus.

Anfangs war alles geräumt. Männer, Frauen und Kinder waren auf die meiner Ankunft vorauseilende Kunde ausgerissen, in sinnloser Flucht, unter Mitnahme sämtlichen Viehs und aller Habe. In weitem Umkreise herrschte trotz der zahlreichen und zum Teil reichen Gehöfte totenstille Einsamkeit, die nur durch das Kläffen eines zurückgelassenen, hungrigen Köters, das ängstliche Meckern einer versprengten Ziege oder das Gackern eines vergessenen Huhnes unterbrochen wurde. Erst ganz allmählich wagten sich vereinzelte ältere Leute in unsere Nähe, denen ich unsere friedlichen Absichten klarmachte und deren Vertrauen ich durch Geschenke zu gewinnen suchte. Aber lange Zeit dauerte es, bis die Bevölkerung endlich in ihre Gehöfte zurückkehrte und ihre erste Scheu überwunden hatte.

Aber auch damit war noch nicht viel gewonnen. Zwar hatten die Leute eingesehen, daß sie von mir nichts zu befürchten hatten, und saßen neugierig und in Scharen um unsere Arbeitsstätte herum, doch waren sie nicht zu bewegen, auch nur einen Finger zu rühren. Vereinzelte Arbeitswillige versuchten zu helfen, sie wurden jedoch von ihren Stammesgenossen nur verhöhnt und ausgelacht und zogen sich natürlich schleunigst wieder zurück. Und so ging es Wochen hindurch, daß sich ein Engel die Haare gerauft hätte.

Mit Gewalt hätte ich alles verdorben, und was wollte ich auch mit meinen zwanzig Mann den Hunderten gegenüber ausrichten! Auch mit Geschenken war nichts zu erreichen. Geld kannten die völlig wild und abgesondert lebenden Stämme nicht und hatten keine Verwendung dafür. Im besten Falle durchlöcherten sie es und hängten es als Schmuck um den Hals. Ebenso war es mit Stoffen. Männer und Frauen gingen splitternackt. Was sollten sie damit! Erst in späterer Zeit und nachdem es mir gelungen war, Haussahändler heranzuziehen und eine kleine Handelsniederlassung bei der Station zu gründen, fingen einige „prominente" Persönlichkeiten an, Stoffe zu verwenden. Sie benutzten sie aber nicht etwa zum Bekleiden, sondern wickelten sie zusammengedreht als Schärpen um den Leib. Diejenigen Körperteile jedoch, die sie von Rechts wegen hätten bedecken sollen, ließen sie nach wie vor frei.

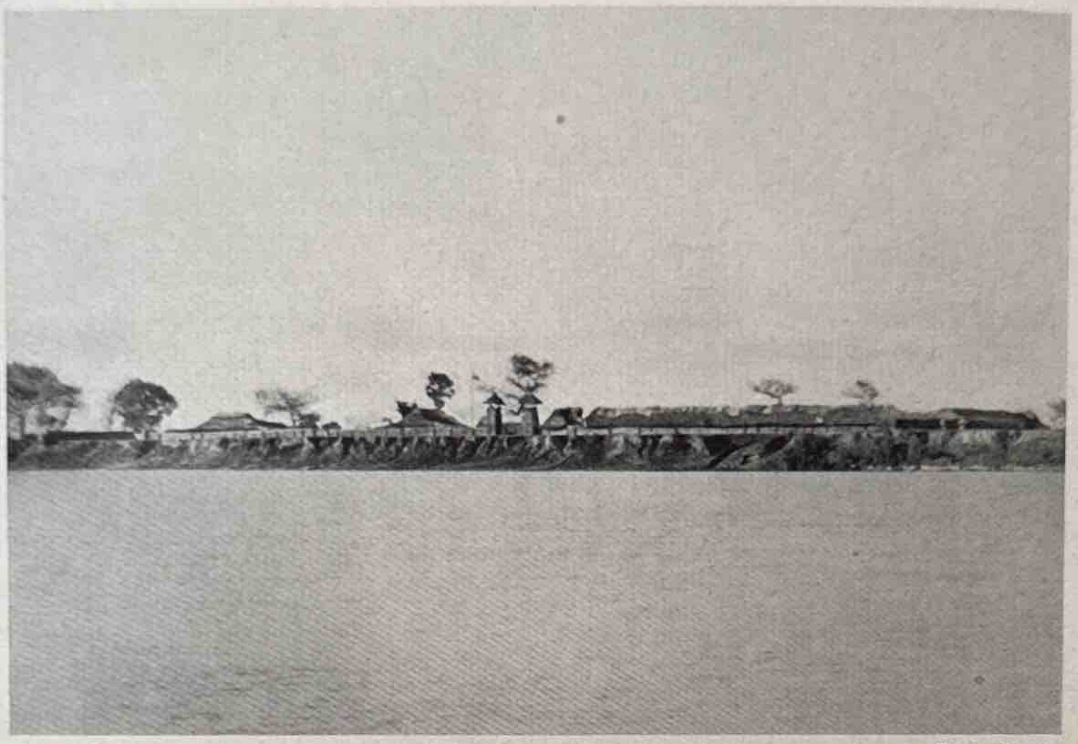
Aber die große Regenzeit stand vor der Türe, und ich mußte vorankommen, um meine begonnenen Bauten, sowie auch meine Leute und mich unter Dach zu bringen. Schon zweimal waren uns unsere leichten Strohhütten des Nachts durch die einsetzenden schweren Tornados über den Köpfen weggefegt worden. Schon gelegentlich der Versorgung unserer Expedition mit Flußpferdfleisch hatte ich gesehen, welchen Leckerbissen dieses für die Eingeborenen schwer zu erreichende Fleisch abgab, und so machte ich bekannt, daß von jetzt ab ein jeder, der den Tag über mitarbeite, ein großes Stück Flußpferdfleisch bekommen sollte. Das half, und Hunderte nackter, schwarzer Gestalten zogen wie Ameisenzüge täglich vom und zum Bauplatz und brachten auf ihren Köpfen Lehm zum Mauern, Stangen für die Gerüste und Dächer, sowie Grasbündel zum Flechten der Matten.

Ich selbst schoß nun gelegentlich eins oder mehrere Flußpferde aus dem ungeheuer zahlreichen Bestande ab, den ich schon während meiner kurzen Anwesenheit in der näheren Umgebung von Bongor im Logone und seinen Nebengewässern festgestellt hatte. Natürlich schonte ich dabei nach Möglichkeit die Herden in unmittelbarer Nachbarschaft der Station, um mir die Tiere nicht zu vergrämen, die für mich ein unerschöpflicher Quell des Interesses und der Freude waren.

Gegen Abend entrollte sich dann ein geradezu widerwärtiges Bild, wenn es an das Verteilen der Fleischrationen ging. Wohl suchte ich durch meine Soldaten Ordnung zu halten, so daß ein jeder zu seinem Recht käme, aber wie die Geier stürzten sich die Eingeborenen auf das Fleisch, rissen es sich aus den Händen, wobei es selten ohne blutige Schlägereien abging. Keiner wollte dem anderen etwas gönnen, und oft sah ich mich gezwungen, die sich wie Bestien gebärdenden Leute energisch mit der Waffe zu bedrohen, um überhaupt mit meinen wenigen Soldaten die Überlegenheit über die wilden Massen wahren zu können, die durchweg bewaffnet waren. Natürlich dauerte diese Maßnahme nur so lange an, bis der erste Zweck erfüllt war. Dann ging ich sofort dazu über, die

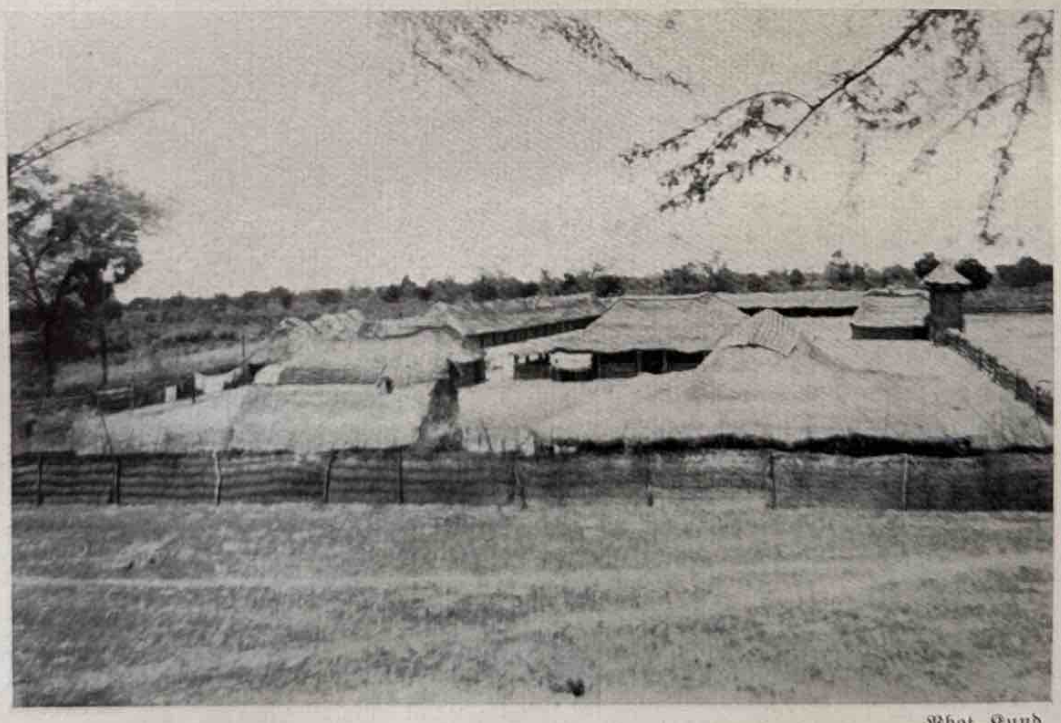
Phot. Kund

Jagdfahrt am Logone-Ufer



Phot. Kund

Bongor vom Fluß aus gesehen



Phot. Kund

Gesamtansicht von Bongor 1905

Ortschaften in sachgemäßer Weise zu notwendigen Dienstleistungen für die Station zu gewöhnen und zu erziehen.

Gleiche Schwierigkeiten wie in Bongor fand ich natürlich überall, und sie wurden dadurch erhöht, daß ich nicht jedem Stamme, jeder Ortschaft die gleiche Zeit widmen konnte wie in der näheren Umgebung meiner Station. So war meine dienstliche Tätigkeit ungeheuer mühevoll, und ich bin wenig zur Ruhe gekommen. So manchem in der Heimat, der unsere Tätigkeit in den Kolonien nur als ein bequemes Leben voller Abenteurer-Romantik in ungebundener Freiheit ansah, möchte ich wünschen, nur einmal draußen zu stehen, fern aller Kultur, allein auf sich angewiesen und im steten harten Kampf gegen tausend Widerwärtigkeiten, die die tägliche Pflichterfüllung und die Durchführung der übertragenen Aufgaben mit sich brachten. Er wäre bekehrt gewesen für alle Zeit, wenn er nicht — an sich selbst verzagend — zugrunde gegangen wäre.

Ohne Europäer zur Stütze, mit nur wenigen Soldaten, war ich nach Erledigung der ersten Arbeiten nur vorübergehend auf der Station und sonst in den verschiedensten Gegenden meines bis zum Schari reichenden Bezirks. Und überall und immer wieder galt es, in ermüdender Arbeit die ersten und notwendigsten Verwaltungsmaßnahmen durchzuführen. Alle die vielen Stämme kannten keinen Zwang, keine Oberhäupter; nur das Recht des Stärkeren galt, und gegenseitige Zwistigkeiten, Raub und Diebstahl waren an der Tagesordnung.

Die Anwesenheit der Station wurde nach Eingeborenenart nur zum eigenen Vorteil auszunutzen versucht. Es galt endlose „Palaver" abzuhalten, bei denen mir die unbedeutendsten Angelegenheiten, ja selbst die intimsten Familiensorgen vorgetragen wurden. Wenn die Frau keine Kinder kriegte, wenn sie zu viele bekam, wenn eine Kuh nicht kalben wollte, kurz, in allem sollte ich raten. Hieß es aber Dienste leisten, Proviant liefern, Arbeiter oder Träger stellen, so versagte alles, und es gab keine Persönlichkeit, an die ich mich halten konnte. So mußte ich beständig unterwegs sein, Drohungen, Boten oder Patrouillen schicken. Später kamen mit der zunehmenden Vertrautheit allmählich Übergriffe und offene Feindseligkeiten vor, die ich mit Waffengewalt unterdrücken mußte. Erst als ich dazu überging, Geiseln, hauptsächlich Vieh, welches den Eingeborenen das wertvollste Gut war, zu requirieren, gelang es mir, meinen Willen durchzusetzen. Mehrfach wurden dabei starke Viehherden über den breiten Logone getrieben, welchen sie durchschwimmen mußten, was fast stets ohne Verluste durchgeführt wurde.

Ein eigenartiges Volk, ein eigenartiges Land hier im äußersten Nordosten Alt-Kameruns! Von allen Seiten umgeben von mächtigen mohammedanischen Reichen, hat sich — wie in den unzugänglichen Gebirgen Mittel- und Nord-Kameruns — auch hier noch die heidnische Urbevölkerung[1]) in ihrer ganzen Eigenart erhalten können. Wie dort die schroff aus den Ebenen aufsteigenden Steinmassen haben hier die großen Ströme, im Westen der Logone und im Osten der Schari, mit ihren weitverzweigten Nebengewässern und ausgedehnten Sumpfniederungen dem räuberischen Vordringen

[1]) Heidnisch gemeint im Gegensatz zur mohammedanischen Bevölkerung.

der Reitervölker einen natürlichen Halt geboten. Die wenigen Streifen, die sich gelegentlich weiter vorwagten, wurden von den infolge ihrer inneren Uneinigkeit zwar geschwächten, aber sonst wehrhaften und den degenerierten Mohammedanern körperlich weit überlegenen Heiden nach geringen Erfolgen zurückgeworfen.

Die Bevölkerung zerfällt in vier Hauptgruppen: Am unteren Logone die eigentlichen Mußgus, nach denen das ganze Zwischenstromland kurzerhand benannt wurde, am mittleren Logone, also nördlich und um Bongor, die Banas und an diese südlich anschließend, hauptsächlich auf französischem Gebiet, die Massas, auf dem westlichen Logone-Ufer die Lakkas. Die den mittleren und östlichen Teil des Entenschnabels bevölkernden, zahlenmäßig schwächeren Stämme bildeten Untergruppen der vorgenannten, wiesen jedoch infolge Vermischung schon starken Bagirmi-Einschlag auf. Fast alle standen sich untereinander feindlich gegenüber, was die Schaffung geordneter Beziehungen und eines geregelten Verkehrs sehr erschwerte. Oft waren an einem Tage mehrere Male die Führer zu wechseln, um deren Leben und Freiheit nach ihrer Entlassung nicht zu gefährden.

Der ganze eigenartige Zauber jener fernen Gegenden umfing mich, als ich nach langem Marsch durch endlose Steppen zum ersten Male den in stattlicher Breite fließenden Logone bei Tekele überschritt. Der Ort liegt in einem großen Haine von Delebpalmen, die sich waldartig in einer langen Linie auf viele Kilometer hinziehen. Dunkel hoben sich die breiten Fächerkronen der hohen, schlanken Palmen gegen den in tiefem Blau leuchtenden Himmel ab. Besonders eigenartig wirkte aber die saubere, geräumige und kunstvolle Bauart der Hütten, wie ich sie sonst nirgends im Schutzgebiet angetroffen habe. Sechs bis sieben Meter hohe, glocken- oder zuckerhutförmige Bauten aus rötlich schimmerndem Lehm, die an ziegelartig angeordneten senkrechten Wulsten leicht zu ersteigen waren und beim Herannahen von Karawanen als Ausguck benutzt wurden. Außerdem umschloß jeder Hofraum einen vier bis fünf Meter hohen Kornbehälter aus Ton, zum Schutze gegen Termiten meist auf Pfählen errichtet. Diese Bauten, die oft so gedrängt beieinander standen, daß sich kaum ein einzelner Reiter hindurchwinden konnte und ich in Gefahr geriet, meine Kniescheiben zu verletzen, waren teilweise wie Maulwurfsbauten durch ein bis zwei Meter hohe Röhren miteinander verbunden und wiesen nur kleine runde Öffnungen zum Hineinschlüpfen auf. Die größeren Niederlassungen waren dazu noch mit Umfassungsmauern umgeben, die solcher Anlage einen festungsartigen Charakter gaben. Diese Bauart hatten aber ausschließlich die Mußgus. Schon die im Süden anschließenden Banas hatten wieder die sonst allgemein üblichen runden Hütten mit spitzem Grasdach. Nur die Anordnung der Gehöfte blieb die gleiche.

Weitere Orte tauchten am jenseitigen Ufer auf, auf das ich noch in den Abendstunden übersetzte. Rötlich schimmerten die Bauten, von der Abendsonne beschienen, zwischen dem tiefen Grün der Palmen, und dann dehnte sich zu beiden Seiten des in der Mitte fließenden breiten, mächtigen Logone in nicht abzusehender Entfernung ein Weiler jener eigenartigen Mußguhütten nach dem andern unter herrlichen Palmen aus. Soweit das Auge blickte, Haus an Haus, Gehöft an Gehöft. Dazwischen bestellte Felder, hauptsächlich rote Hirse, daneben Bohnen, Erdnüsse, und bei jedem Gehöft ein

kleines Tabakfeld. An den Ästen der Bäume hingen lange Gewinde von nahrhaftem Frühlingsgrase der Sumpfniederungen für den Bedarf der dürren Jahreszeit. Überall hatte ich hier den Eindruck einer gewissen Behaglichkeit und Wohlhabenheit, der noch verstärkt wurde durch den ungeheuren Bestand an Vieh, der den Hauptreichtum der Mußgus und der anderen Heidenstämme bildet. Auch Pferde wurden gehalten, ein kleiner, struppiger und häßlicher Schlag, aber äußerst zäh und in dem oft schwierigen Gelände wendig. Sättel und Zaumzeug kannten die Eingeborenen nicht. Ein dünner, um das Maul der Pferde gewundener Strick diente als Leitseil und Halfter.

Männer und Frauen gingen vollständig nackt. Höchstens wurde um den Hals oder das Fußgelenk ein gewundener Strick getragen. Die Männer trugen außerdem einen kleinen Lederschurz, aber nicht etwa aus Gründen der Scham, sondern ausgerechnet auf der Kehrseite als Schutz oder Unterlage beim Sitzen. Messing- oder eiserne Arm- oder Fußringe kamen zwar vereinzelt vor, stammten jedoch von auswärts. Die Frauen trugen als einzigen Schmuck in der Ober- und Unterlippe bis handtellergroße Holzscheiben, die bei den wohlhabenderen Familien mit Zinn belegt waren. Schon den Mädchen werden kleine Holzpflöcke eingesetzt und mit dem Heranwachsen nach und nach vergrößert. Dieser häßliche Schmuck entstellt die Frauen furchtbar. Das Sprechen wird durch die aufeinanderklappernden Scheiben erschwert und hat etwas Lallendes. Selbst die notwendigste Verrichtung, das Essen, ist behindert und sieht wenig appetitlich aus, da der Mund nicht geschlossen werden kann. Dieser sieht von der Seite wie ein weit vorgeschobener Schnabel aus, und die Frauen werden daher von der Wissenschaft als Schnabelweiber bezeichnet.

Obwohl man in Afrika manches gewöhnt ist, habe ich für den Zweck gerade dieses Schmuckes keine Erklärung finden können. Meine Soldaten nannten die Weiber scherzhaft calebash-women, von calebash = Flaschenkürbis. Im Gegensatz zu den schlank gewachsenen Mädchen zeichneten sich die älteren Frauen auch durch körperliche Häßlichkeit aus, da sie nur Arbeitstiere waren. Neben der Aufgabe, möglichst viele Kinder zu gebären, lastete alle Arbeit, welcher Art sie auch sei, auf ihren Schultern, während die Männer ein Herrenleben führten und sich nur dem Hüten ihres Viehs, der Jagd und dem Fischfang widmeten. Es waren durchweg gutgewachsene, kräftige und sehnige Gestalten.

Das ganze Land lag noch im Urzustand, fast wie in paradiesischen Zeiten. Starke Antilopenrudel beobachtete ich oft zwischen dem Vieh der Eingeborenen, und das ungeheuer zahlreiche Wildgeflügel, welches den breiten Strom bevölkerte, erging sich ungeniert in den Wegen der Ortschaften, die neben dem Hausgeflügel von Geiern, Krähen, Milanen und Marabus belebt waren. Hunderte von Krokodilen lagen teils mit offenem Rachen auf den Sandbänken herum, und starke Flußpferdherden faulenzten im Flusse, hart am Ufer oder in den Überflutungstümpeln auf dem Lande. Selbst zwischen den Gehöften der Einwohner habe ich die Tiere mehrfach beobachtet, wo sie diesen natürlich mancherlei Schaden durch Zertrampeln ihrer Felder anrichteten. Kurz hinter Mußgum kam ich an einem rings von Gehöften umgebenen Landtümpel vorbei. Unmittelbar neben meinem Wege standen in aller Gemütlichkeit acht starke Flußpferde, während sich wohl zwanzig Tiere unfern im flachen Wasser rekelten. Es

war ein gewaltiger Anblick, diese Vorweltriesen in solcher Nähe zu sehen. Erst als ich auf Schritte heran war, bequemten sie sich, auf das Rufen meiner Eingeborenen hin, gemächlich in ihr nasses Reich zurückzutrollen.

Ein noch stärkeres Erlebnis hatte ich am Tage darauf. Mein Weg führte hart am Ufer des Logone entlang, das sich hier einige Meter über den Strom erhob und einen weiten Blick über die breite, im flutenden Sonnenlicht glitzernde Fläche und die jenseitige Niederung gewährte. Überall sah ich die runden Hütten der Mußgus in der Ferne auftauchen, von hohen Fächerpalmen umgeben. Auf den Spitzen der Häuser saßen Späher, die mein Tun und Treiben scharf im Auge behielten. Da erblickte ich bei einer Biegung des Stromes drüben eine Reihe grauer Punkte. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es mich — Elefanten! Wahrhaftig, und eine stattliche Zahl, etwa dreißig mochten es sein. Sie zogen in südwestlicher Richtung schräg vom Flusse ab, an dem sie getränkt und gebadet hatten. In langer Reihe zogen sie gemächlich dahin, größere und kleinere Tiere.

Nie hätte ich hier, mitten in stark besiedeltem Gebiet, in dieser Zeit der großen Hitze und bei dem Fehlen jeglicher Waldungen das Vorkommen von Elefanten für möglich gehalten. Es war ein herrliches Schauspiel, zum ersten Male sah ich die Riesen in der freien Steppe vor mir. Zeit und Umstände verboten einen Jagdzug, denn ich mußte der Expedition nacheilen, die mich eine Tagereise weiter erwartete. Neidlos gab ich mich dem eindrucksvollen Bilde hin; es mußte nicht immer gleich geschossen werden. Aber hoch schlug mein Jägerherz in Aussicht späterer jagdlicher Freuden bei dem so ungeheuer reichen Wildstande dieser Gegenden.

Der Marsch unserer Expedition, die ich am nächsten Tage erreichte, führte immer am Logone aufwärts. Die Eingeborenen hatten uns das Vordringen so weit südwärts wohl nicht zugemutet, denn vor uns begann nun eine wilde Flucht nach allen Seiten. Viehherden wurden durch Reiter im Galopp abgetrieben, während blökende Schafe nur langsam vorwärtskamen oder als wertlos ihrem Schicksal überlassen wurden. Dazwischen ein breiter Strom von Menschen zu Pferde und zu Fuß, auf Ochsen oder Eseln, beladen mit dem wertvollsten Hausgerät und gefolgt von einer großen Schar schreiender Kinder. Jeder war nur auf sein eigenes Heil bedacht. So schoben sich in gleicher Weise, wie wir vorrückten, die Menschenmassen fliehend vor uns her und nach der Seite ausbiegend. Blickte man aber rückwärts, so sah man sie schon wieder zurückfluten, wobei sie Gelegenheit nahmen, sich des Nachbarn zurückgebliebenes Gut anzueignen.

Überhaupt benutzten sie jede Gelegenheit, sich zu berauben und zu bestehlen. Fast täglich bot sich uns das gleiche Bild. Marschierten wir von einer Ortschaft ab, so stellte sich jedesmal ein Gefolge von einigen hundert Reitern ein, die in angemessener Entfernung zu beiden Seiten folgten. Im Nachbargebiet angekommen, wurde sofort die Flucht der Einwohner benutzt, um aus den Hütten und den Viehherden alles mitzunehmen, was erreichbar war. Es bedurfte oft recht deutlicher Gegenmaßnahmen, um diese Ausnutzung unseres friedlichen Verhaltens zu verhindern. Den Leuten kamen hierbei sehr ihre Pferde zustatten. Nackt auf nackten Tieren, ohne Decken und Zügel, war ihnen schwer beizukommen, namentlich, da unsere Truppe bis auf wenige Reiter unberitten war. Bis aufs Rückgrat gedrückt, mit schwärenden und fliegenbedeckten

Wunden, erregten die Tiere stets mein größtes Mitleid. Ich suchte mir nun dadurch zu helfen, daß ich meine Stationsbesatzung teilweise auf Beutepferden beritten machte und ausbildete und mir ferner aus zuverlässigen Landeseingeborenen, die ich mit Reservegewehren ausrüstete, eine Hilfstruppe heranzog. Ich habe auf diese Weise später bedeutende Erfolge erzielt. — Gerade bei diesen Stämmen, die kein anderes Gesetz kannten als rohe Kraft, war es äußerst wichtig, im geeigneten Augenblick zu zeigen, welche Machtmittel einem zur Verfügung standen, um gewaltsam zu erzwingen, was freiwillig nicht geboten ward.

Aber je größer die Widerstände waren, um so mehr regten sie auch zur Arbeit und zum zähen Ausharren an, stählten den Willen und die Tatkraft, die in den Tropen unter dem Einfluß mörderischer Sonnenglut leicht zu erschlaffen drohen, wenn der Europäer, auf sich allein angewiesen, den Dingen ihren Lauf läßt und nur seiner Bequemlichkeit lebt. Ich habe in der heißen Jahreszeit Temperaturen bis zu 53 Grad Celsius im Schatten gemessen. Und wenn es auch langsam ging und immer wieder Rückschläge eintraten, so kam ich doch voran und mußte im kleinsten Erfolg meine Befriedigung suchen. Selbst unter diesen primitivsten, auf niedrigster Kulturstufe stehenden Völkerschaften habe ich später manche treue Anhänglichkeit und Freunde gefunden. Den verdienten Lohn gewährte in jenen reichen Gegenden die Jagd, die zwar nicht immer eine körperliche Erholung war, aber Seele und Geist erfrischte und stärkte und unter der Fülle neuer Eindrücke mit diesem auch den Körper zu weiterer harter Arbeit befähigte.

Es war fürwahr ein Jagddorado, in das mich ein gütiges Geschick geführt hatte. Die großen Dickhäuter waren vertreten. Der Elefant durchzog als ruheloser Wanderer in starken Herden das Land; stromauf und stromab, sowie in den zahlreichen Nebengewässern erschallte Tag und Nacht das dröhnende Trompeten der Flußpferde, und der heimliche, jähzornige Geselle, das Nashorn, war fast überall in den weit ausgedehnten Dorndickungen des Zwischenstromlandes anzutreffen und wechselte oft bis in unmittelbare Nähe der Ortschaften. Zahlreiches Wildgeflügel aller nur vorkommenden Arten belebte sowohl Busch und Steppe, als auch die Wasserläufe und Tümpel, und in den weiten Niederungen hauste das Warzenschwein mit seinen gewaltigen Gewehren friedlich, trotz seines grimmigen Aussehens. In den sich schon wenige Kilometer östlich der Station dehnenden Savannen standen starke Rudel Großantilopen, hauptsächlich Leierantilopen und Hartebeeste, sowie vereinzelt Pferdeantilopen. Zahlreiche kleinere Antilopenarten hielten sich trotz der starken Besiedelung des Landes dicht bei den Orten selbst. Es ist selbstverständlich, daß es bei solchem Wildreichtum auch nicht an Raubtieren fehlte. Neben den geringeren Vertretern dieser Art waren Löwen und Leoparden nicht selten. Selbst in die Ortschaften dehnten sie ihre nächtlichen Streifen aus, und oft genug habe ich den donnernden Ruf des Königs der Tiere über die breiten Wasserflächen der Ströme oder in der Nähe meiner Lagerplätze erschallen hören.

Am häufigsten waren am Logone die Moorantilopen (Adenota annulipes). Schlanke, graziöse Tiere, etwa in der Größe unseres heimischen Damwildes, die Böcke mit lyraförmigen Hörnern, ähnlich denen der ostafrikanischen Impallahantilopen,

und leuchtend roter Decke. Die weiblichen Tiere waren kahl. Sie bevölkerten in stärkeren Rudeln die grünen Wiesenflächen, zwischen denen sich die Nebenarme des Stromes reizvoll hindurchwanden. Es war ein äußerst anmutiges Bild, die schlanken Tiere in ihrem Tun und Treiben zu beobachten. Die Moorantilopen waren verhältnismäßig vertraut, wo sie nicht zu sehr beunruhigt wurden, und es gelang mir oft, mehrere Böcke zu erlegen, wenn ich mich vorsichtig in meinem Kanu auf den schmalen Wasserläufen heranrudern ließ. Das Wildbret war äußerst schmackhaft und wurde auch von meinen Soldaten sehr geschätzt. Die Antilopen traf ich vereinzelt auch im trockeneren Buschgelände, wo sie sich bei gedecktem Heranpürschen leicht überraschen ließen. — Auch Wasserböcke standen gern in den sumpfigen Niederungen am Flusse. Ich traf sie jedoch in den einsamen Gegenden am Schari häufiger an, da sie äußerst scheu sind und die stark besiedelten Landstriche meiden.

Sehr zahlreich war auch die kleine rotstirnige Gazelle (Gazella rufifrons), die im ganzen Schutzgebiet nördlich des Benue verbreitet war. Beide Geschlechter sind gehörnt; die Böcke tragen stärkere, etwa zwanzig Zentimeter hohe, mit Ringen versehene Hörner, die weiblichen Tiere kürzere und gerade Spieße. Die Tiere haben etwa die Größe eines schwachen Rehs und waren sehr vertraut. Sie hielten sich mit Vorliebe auf den abgeernteten Feldern auf, um das liegengebliebene Getreide zu äsen. Ohne Scheu zogen sie oft vor mir her, die langen Wedel hin und her bewegend und sich nur ab und zu nach mir umschauend, um mich nicht zu nahe heranzulassen. Die Decke ist erdfarben und zeigt an den Seiten dunkle Streifen über weißen Bauchseiten. Ich konnte mich nur schwer entschließen, hin und wieder eines der zierlichen Tiere zu erlegen, wenn ich einmal dringend Fleisch brauchte oder auch um ein besonders gutes Horn meiner Sammlung beizufügen. Ich hatte meine Freude an dem harmlosen Benehmen der Tiere, von denen ich auch ein jung eingefangenes, zahmes Exemplar auf meinem Stationshof in Bongor hegte.

Die besonderen Verhältnisse und das Maß der zu bewältigenden Aufgaben hielten mich lange am Logone zurück, da es mir am wichtigsten erschien, zunächst einmal in der unmittelbaren und stark besiedelten Umgebung von Bongor geordnete Verhältnisse zu schaffen. Deshalb führten mich meine Ritte stromaufwärts und stromabwärts, sowie in die Ortschaften am jenseitigen Ufer. Von dem Aussehen des Landes nach Osten zu wußte ich noch gar nichts, konnte auch infolge der Zurückhaltung der Bevölkerung nur ungenaue Auskünfte bekommen. Da erhielt ich nach einigen Wochen die dienstliche Nachricht, daß östlich Bongor bei der Ortschaft Budugur am Ba-Ili, einem Zwischengewässer des Logone und Schari, ein Posten eingerichtet worden sei, der mir unterstellt worden und den ich besichtigen sollte. Das bot eine willkommene Veranlassung, jene Gegenden kennenzulernen. Mit wenigen Reitern machte ich mich auf den Weg nach Osten, da von der Bevölkerung niemand etwas von dem gesuchten Orte und Wasserlauf wissen wollte.

Es ging zunächst durch hochstämmigen dichten Busch, der sich nach und nach lichtete und einer weiten, fast unabsehbaren Ebene Platz machte, die, erheblich tiefer gelegen, alle Merkmale einer jetzt allerdings trockenen Sumpfniederung aufwies. Sie war

teilweise noch mit altem hohen Grase bestanden, und nur vereinzelt konnte ich am jenseitigen Horizont auftauchendes Buschwerk erkennen. Hier war ein Hauptrevier für Großantilopen, die ich in Rudeln von hundert und mehr Stück beobachten konnte. Hoch klopfte mein Herz angesichts des unerwarteten Wildreichtums, und ich nahm mir vor, diese Gegend öfter aufzusuchen, blieb doch für diesmal zum Jagen keine Zeit, und ich hätte auch keine Verwendung für größeres Wildbret gehabt. Aber auch vielerlei kleines Wild stand hier in der Fläche, und es gelang mir unschwer, ein Böckchen für unser Nachtmahl zu erlegen.

Nach mehrstündigem Ritt kam ich wieder in lichten Buschwald, der mit kleineren Grasflächen abwechselte, und damit auch in ein neues Siedelungsgebiet, in dem ich der gleichen Scheu der Bevölkerung begegnete, die mir vom Logone her bekannt war. Wie dort lief auch hier bei meinem Kommen alles weg, und ich mußte meine Hoffnung auf die Zukunft setzen. Überall aber traf ich reiches Tierleben. An einigen Tümpeln in der Nähe der Orte zwitscherten zahlreiche Singvögel im Laubgebüsch; ich sah einige Strauße, die ich verhältnismäßig wenig im Zwischenstromlande angetroffen habe, und Perlhühner in so ungeheuren Mengen wie kaum an einer anderen Stelle. Vor allem aber traf ich hier zum ersten Male auf die Fährten von Nashörnern, von deren Vorhandensein ich bisher keine Ahnung hatte, mit denen ich aber in der Folge noch oft Bekanntschaft machen sollte.

Am folgenden Tag führte der Weg durch dichten Dornbusch mit vielen hohen Bäumen. Wild sah ich weniger, was an der Unübersichtlichkeit des Geländes liegen mochte. Ich durchzog mehrere Ortschaften zwischen ausgedehnten Feldern, bei denen ich mich jedoch nicht aufhalten wollte. Kurz nach Mittag erreichte ich zwischen dichten Buschwaldungen, durch die wir uns nur mühsam hindurchwinden konnten, einen schmalen Wasserlauf, der nur der gesuchte Ba-Ili sein konnte. Er mußte in der Regenzeit von erheblich breiterer Ausdehnung sein, enthielt aber jetzt nur wenige und recht schmutzige Tümpel. Jedenfalls war es kein fließendes Gewässer, sondern nur ein weit abgelegener Nebenarm des Logone nach Art der ngaldjams, wie sie für das Stromgebiet des Logone und Schari charakteristisch sind. Die Ufer waren hoch und steil und von üppigem frischen Grün umgeben. Groß war die Überraschung und Freude meiner Leute, die sich nach dem heißen Ritt mit Wonne in das trübe Naß stürzten, während ich mich etwas neidisch mit dem Zusehen begnügte. Etwas Wild war auch zur Stelle, und bald flackerten lustig die Lagerfeuer unter hohen Bäumen auf.

Zu späterer Stunde unternahm ich einen kleinen Rekognoszierungsritt längs des Ba-Ili und stieß dabei jenseits auf einige Eingeborene, die merkwürdigerweise nicht davonliefen, sondern sich auf meinen Anruf zutraulich näherten. Von ihnen erfuhr ich, daß nur unweit der Ort Budugur läge und daß sich dort auch drei Soldaten unserer Truppe befänden. Ich ließ nun rasch mein Lager abbrechen, um im Orte selbst Quartier zu nehmen, den ich nach kurzem Ritt erreichte. Er lag etwa ein Kilometer vom Ba-Ili entfernt zwischen herrlichen hohen Schattenbäumen, nur aus Grashäusern bestehend und geschlossen angelegt. An allem war der Einfluß des nahen Bagirmi bemerkbar; es wurde vielfach Kleidung getragen, selbst die Frauen hatten Tücher um die Hüften und trugen auch nicht mehr die häßlichen Holzscheiben in den Lippen.

Die drei Soldaten meldeten sich sofort bei mir. Es waren Bekannte meiner Kompagnie, die nach meiner Abtrennung von unserer Expedition hier als Posten zurückgelassen worden waren, der später von einem Europäer besetzt werden sollte. Der Platz war insofern von besonderer Bedeutung, als hier eine andere Bevölkerung begann und er an dem Hauptverbindungswege nach dem nahen Bagirmi lag, von wo aus erfahrungsgemäß Raub- und Sklavenzüge in die reichen Bevölkerungsgebiete des westlichen Zwischenstromlandes zu befürchten waren. Der Platz wurde auch kurz darauf mit einem Offizier besetzt, und zwar durch meinen lieben alten Freund v. R., den ich zum ersten Male seit unserer gemeinsamen Kadettenzeit hier in diesen abgelegenen Gegenden Innerafrikas wiedersehen sollte. Wir haben in der Folge einige köstliche Besuchstage, verschönt durch gemeinsame ereignisreiche Jagdzüge, zusammen verlebt. Der Posten wurde jedoch bald wieder aufgehoben, weil er in solcher Nähe von Bongor überflüssig war, und meiner Leitung mitunterstellt.

v. R. ruht heute längst in der Heimat kühler Erde. Als Verteidiger von Mora in den Mandara-Bergen, des letzten deutschen Postens im Norden Kameruns während des Weltkrieges, hat er sich einen unvergänglichen Namen in der Geschichte unserer schönen Kolonie und weit darüber hinaus gemacht. Die Nachwirkungen langer Tropenjahre und harter Gefangenschaft haben auch ihn niedergerungen. Ehre ihm als treuem Freund und echtem deutschen Helden!

Einer der angetroffenen Soldaten machte eine recht klägliche Miene und trug ein umwickeltes Bein, während ihm das Gehen sichtlich Mühe machte. Er war bei einer Streife im Busch vor wenigen Tagen erst mit einem Nashorn zusammengetroffen, auf das er geschossen hatte. Das Bleigeschoß der alten Jägerbüchse M. 71, mit der unsere schwarze Truppe ausgerüstet war, hatte sich in das Horn des Tieres gebohrt und dieses zu höchster Wut gereizt. Es nahm an, und der Mann konnte sich gerade noch an einem Baum in die Höhe schwingen, wobei ihm das Nashorn tüchtig den Unterschenkel aufgerissen hatte, zum Glück ohne den Knochen zu verletzen. Die Wunde sah auch noch recht übel aus, als ich sie mir ansah, war aber bereits im Verheilen. Solche Erfahrungen sind das beste Mittel, um die Leute von eigenen Jagdunternehmungen zu heilen, die man ihnen nicht verbieten kann, wenn sie sich selbst überlassen bleiben müssen. Tatsächlich waren die Nashörner aber in der Gegend von Budugur so zahlreich, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnen konnte.

Es begann nun in Bongor eine recht ungemütliche Zeit. Der Regen setzte ein, der Himmel wurde selten klar, und schwere Stürme häuften sich. Bei meiner Rückkehr fand ich eine Längsseite meines Wohnhauses eingedrückt, mußte mich wieder für einige Tage ausquartieren. Die Luft wurde immer feuchter, so daß das Schuhwerk und alle Ledersachen zu schimmeln begannen und täglich nachgesehen werden mußten. Leider verdarben mir meine in der Trockenzeit gesammelten Felle jedesmal vollkommen, da ich keine Möglichkeit hatte, sie sachgemäß zu präparieren und aufzubewahren. Es wurde zum Ersticken schwül, oder es fegte ein derartiger Sturm, daß man nichts anfangen konnte. Entsetzlich war die Fliegenplage am Tage, und Abends schwirrte alles nur erdenkliche Ungeziefer um meine Lampe, in mein Essen oder mir ins Gesicht. Ameisen

aller Arten und Größen krabbelten an mir herum, und mein Haus war voller Käfer, Frösche, Eidechsen und auch Schlangen, von denen ich fast täglich die eine oder andere umbringen mußte. Dazu kam die Hauptplage der Tropen, die Moskitos, die mich während der dunklen Stunden in Wolken umschwirrten und mein Moskitonetz oft grau bedeckten. Wehe, wenn ich beim Zubettegehen nicht rasch genug darunterschlüpfte; ein einziger Moskito genügte, um die Nacht zur Qual zu machen! Dann schon lieber draußen im Freien liegen, wo einem der Wind um die Nase pfiff und der Regen herabströmte!

Die Wasser stiegen auf allen Seiten. Zu mächtiger Breite schwoll der Logone an, die Nebenarme und Seen füllten sich, und die ringsum gelegenen Niederungen und Sumpfgebiete wurden unter Wasser gesetzt. Der Höhenzug, auf dem die Station lag, war allmählich wie eine Insel nach allen Seiten zu abgeschnitten. Auch den Bauten hatten schon die ersten Regengüsse schweren Schaden zugefügt. Ich mußte so rasch als möglich meine ganze Station mit Strohmatten verkleiden, die Wände der Häuser, Mauern und Türme, weil sonst die Anlage innerhalb weniger Wochen dem Erdboden gleichgemacht worden wäre.

Trotzdem hielt mich meine Tätigkeit unterwegs, aber überall ging es durch das schwellende Wasser, soweit nicht Kanus zur Verfügung standen. Bis an die Hüften mußten meine Leute oft im Wasser waten, während es uns Reitern über dem Sattel zusammenschlug. Nicht selten hieß es auch, tiefere Wasserläufe zu durchschwimmen, wenn einmal da oder dort ein schnelles Eingreifen nötig war. Gerade die hiesige Bevölkerung durfte bei ihrer Veranlagung nie merken, daß dem Weißen irgend etwas nicht möglich war. So mußte ich auch mehrfach mit meinen Reitern durch den hochgehenden Logone schwimmen, und ich wundere mich noch heute, daß alles immer gut abgegangen ist. Es gehört eben zu vielem im Leben neben dem Mut und der Tatkraft des Mannes auch das unbedenkliche, rasche, entschlossene und tollkühne Zugreifen der Jugend.

Von Flußpferden wurden wir hierbei nie belästigt, jedoch hätte ich ein Durchschwimmen des Stromes bei Dunkelheit nie wagen dürfen. Ebenso war es mit Krokodilen, die manchmal in bedenklicher Nähe herumschwammen. Die Pferde waren den an sie gestellten Anforderungen stets gewachsen, wohl weil sie diese von Jugend an gewohnt waren; auch das sonst schwerfällige Vieh sah ich unglaubliche Leistungen im Schwimmen vollbringen.

Ein wunderbares Schauspiel hatte ich einst in einer Regennacht. Ein schweres Gewitter war über Bongor hinweggegangen und entfernte sich, dem Laufe des Logone folgend, in nordwestlicher Richtung. Hinter mir im Osten brach soeben der fast volle Mond in halber Höhe durchs Gewölk, und drüben über dem Strom, vor der schwarzen Wolkenwand, spannte sich ein leuchtender Regenbogen von Horizont zu Horizont über den Himmel. Dies gegen 11 Uhr nachts, wie ich es nie vorher und nachher gesehen habe. Selbst meine Eingeborenen betrachteten staunend das einzigartige Naturschauspiel.

Wie alle, selbst die primitivsten Naturvölker hatten auch die Mußgus ihre eigenen Sitten und Gebräuche. Von einem genaueren Studium konnte jedoch in der Anfangs-

zeit, in der sich die Bevölkerung noch so gut wie ganz abschloß, nicht die Rede sein. Immerhin gaben mir die Schlichtungsversuche von Streitfällen, soweit sie mir zugetragen wurden, Gelegenheit, zu erkennen, auf welcher außerordentlich tiefen Stufe die Eingeborenen standen. Selbst die nächste Verwandtschaft schützte nicht vor Viehdiebstahl, ja selbst Weiber- und Kinderraub, und die Rechtsbegriffe waren so verworren, daß es unmöglich war, auch nur annähernd unsere selbstverständlichen Grundanschauungen von Recht und Unrecht als Maßstab anzulegen. Jedenfalls habe ich oft gegen meine innere Überzeugung Recht sprechen müssen, um den Frieden zwischen den Parteien wieder herzustellen.

Die Heirat ist wie bei vielen Völkern ein reines Handelsgeschäft. Besondere Feierlichkeiten werden nicht veranstaltet. Die jungen Mädchen werden schon bald nach erlangter Reife verkauft. Als Preis für ein Weib sind zehn Kühe an den Vater zu bezahlen, womit der Handel geschlossen ist. Stirbt das Weib frühzeitig oder schenkt dem Manne keine Kinder, so verlangt er ein anderes Weib als Ersatz oder die Kühe zurück. Mit diesen aber auch den Nachwuchs an Kälbern, die in der Zwischenzeit geworfen worden sind. Es kann dabei nach Jahren eine ganz ansehnliche Zahl herauskommen. So der Herr Schwiegervater einigermaßen Macht hat, ist er natürlich damit nicht einverstanden, und der Streitfall ist gegeben. Der um sein angebliches Recht betrogene Ehemann holt sich das Vieh nun einfach von einem anderen Mitgliede der Familie, dem er überlegen ist, wogegen dann der Herr Schwiegervater nichts einzuwenden hat. Und so schließt sich hieran eine Kette von gegenseitiger Beraubung, die erst in Mord und Totschlag ihr Ende findet.

Es besteht zwar ein eigenes Gesetz für Diebstahl. So soll der Dieb die doppelte Zahl des geraubten Gutes zurückgeben. Dies Gesetz hat natürlich nur da Gültigkeit, wo es der Stärkere auf den Schwächeren anwenden kann. Eine besondere Erscheinung sind die sogenannten „Milchtrinker". Es sind Männer, die ihre Haare lang tragen und zu diesem Zwecke noch dünne Lederriemen einflechten, was ihnen etwas Wildes gibt. Sie stehen unter dem Einfluß einer besonderen Medizin, und es heißt von ihnen, daß sie Kühe stehlen müßten, um immer genügend Milch zum Trinken zu haben.

Eigenartig sind die Gebräuche, wenn jemand im Ort gestorben ist. Dann kommt alles, selbst die bisherigen Gegner, zusammen, um zu klagen. Auf einem freien Platze in der Nähe seines Hauses, in dem der Tote auch begraben wird, laufen die Männer mit ihren Waffen im Kreise herum und singen eine eintönige, sich immer wiederholende Melodie, zu der die Trommeln den Takt schlagen. Die Weiber laufen außen herum, wobei sie fortwährend Purzelbaum oder Rad schlagen. Dieses Schauspiel, welches etwa zwei Tage und Nächte ununterbrochen fortdauert, macht, in Massen ausgeführt, trotz des ernsten Anlasses einen überwältigenden Eindruck auf die Lachmuskeln, so daß man sich möglichst fernhalten mußte, um die Leute nicht zu verletzen. Auch meine Besatzung betrachtete diesen Brauch als ein ganz besonderes Fest, dem sie mit Ergötzen zuschaute.

Zum Feiern besonderer Feste hatte ich bei meinem einsamen und arbeitsreichen Leben wenig Gelegenheit. Sonn- und Feiertage hielt ich ein, soweit ich nicht gerade

auf Reisen war, schon um mir und meinen Leuten die nötige Ruhe zu gönnen, zu der ich dann wieder wochenlang nicht kam. Ich wollte aber doch einmal etwas Besonderes veranstalten, schon meiner Landeseingeborenen wegen, deren Vertrauen ich im Laufe der Zeit mehr und mehr gewonnen hatte und denen ich neben meinen Soldaten und mir eine Freude machen wollte. Große Kinder sind sie schließlich alle. Ich hatte dazu den Jahrestag der Gründung von Bongor bestimmt. Dazu kam, daß ich gerade einen Unteroffizier G. für kurze Zeit bei mir hatte, der unterwegs war, um die Waffenbestände unserer abgelegenen Truppenposten auf ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen und auszubessern. Und wenn schon gefeiert werden soll, so feiert es sich zu zweien besser. Dazu waren alle Vorbereitungen getroffen, um einen würdigen Verlauf des Festes zu sichern.

Am frühen Vormittag fand großes Rennen auf der von mir in der Nähe hergerichteten langen Rennbahn statt. Von der Station war alles im Feiertagsstaat versammelt, Soldaten, Frauen und Jungens. In ungezählten Scharen umsaßen natürlich die Anwohner der näheren Umgebung den Platz. Zuerst war sogenanntes Boy-Rennen; einige Soldaten-Jungens und meine drei Diener auf kleinen Landespferden. Erster Preis ein Hemd, zweiter Preis ein Paket Perlen, dritter Preis ein Topf Honig. Schneidig ritten die Bürschchen, und stolz heimsten die Sieger ihre Preise ein. Dann folgten zwei Soldaten-Rennen. Im ersten Rennen mittlere Reiter auf Soldatenpferden, im zweiten Rennen die besten und zuverlässigsten Reiter, denen wir Europäer unsere eigenen Pferde, von denen ich drei stellte, anvertrauen konnten. Erster Preis war jeweils ein großes Stück Stoff, zweiter Preis ein Paar Schuhe, dritter Preis ein Fingerring. Auch die Soldaten ritten brav und errangen sich die Beifallsstürme der Zuschauer. Namentlich das zweite Rennen war wirklich eindrucksvoll. Reiter und Pferde waren gut trainiert und die letzteren für den heutigen Tag verlost worden.

Große Heiterkeit erregte das letzte Rennen, ein Rennen der Landeseingeborenen. Hierfür, sowie als allgemeinen Festschmaus, hatte ich am Tage vorher ein Flußpferd erlegt. Erster Preis war eine ganze Keule, den zweiten und dritten Preis gaben entsprechend kleinere Stücke. Wie die Teufel ritten die nackten Kerls auf ihren nackten, struppigen Pferden, die sich streckten, daß die langen Beine der Reiter fast den Boden berührten. Leider stürzte sogar einer und verletzte sich nicht unerheblich, was jedoch der Freude der anderen keinen Abbruch tat. Im Gegenteil erwachte erst nach und nach die volle Leidenschaft, und während beim eigentlichen Rennen das Feld nicht einmal so stark war, so sprengten die Leute noch den ganzen Vormittag auf der Bahn und an der Station entlang, und es gab immer mehr Fleisch zu verteilen. Auf jeden Fall fand schon dieser erste Teil des Festes allgemeinen Anklang.

Nach einem opulenten Frühstück für uns Weiße und etwas Ruhe fand am Nachmittag das sogenannte „Play" statt. Auch hierzu kamen wieder die Eingeborenen der umliegenden Orte, in endlosen Zügen. Die Männer brachten ihre Waffen mit, Speere, Messer, Keulen; jeder fünfte Mann etwa trug einen großen, aus Rohr geflochtenen Schild und einen Brustpanzer aus Haut. Verschiedene Leute trugen einen Kriegsschmuck aus Haarbüscheln oder Straußenfedern auf dem Kopfe. Unter Anführung ihrer

Großleute kamen sie anmarschiert, einen eintönigen, rhythmisch einwandfreien Gesang im Taktschritt singend, um mir in fast undurchdringliche Staubwolken gehüllt ihre Ovation zu bringen. Ich verwies nun alle auf den Vorplatz der Station, wo auch die große Pauke meines Ortes in Tätigkeit trat und die Eingeborenen ihre Bewegungen und Tänze immer singend in tadellosem Takt ausführten. Es wurden die verschiedensten Figuren gebildet, oder es ging in starken Gruppen um die Pauke herum. Jede der verschiedenen Nummern hatte ihren Sinn, und ich war sehr erstaunt, eine solche Abwechslung in den Darbietungen zu sehen. Auch die Weiber beteiligten sich an einzelnen Tänzen, begleiteten diese aber auf alle Fälle mit lautem Trillern, Schreien und Klatschen.

Ich hatte mit G. auf einem meiner Tortürme Platz genommen, um alles besser übersehen zu können und dem gräßlichen Staub entronnen zu sein. Unter uns sammelten sich nun auch die jungen Mädchen der Orte zu verschiedenen Tänzen, und ich war angenehm überrascht von der reizenden Art des Vortrags. Mit einer Bescheidenheit und Anmut wurden die zwar einfachen, aber doch abwechslungsreichen Kreisbewegungen ausgeführt, wie sie bei unseren schlichten ländlichen Volkstänzen kaum übertroffen werden kann. Dazu ertönte ein frischer, nicht eintöniger Gesang, zu dem die mit Metallringen geschmückten Füße den Takt schlugen. Es war ein schöner Anblick, diese noch nicht durch harte Arbeit verbildeten, schlank gewachsenen nackten Mädchengestalten zu beobachten. Nur wurde auch hier der Eindruck durch die bei den Älteren bereits in Ober- und Unterlippe eingesetzten und die Gesichter entstellenden Holzscheiben stark beeinträchtigt. Mehrfach warf ich Perlen und andere kleine Schmuckgegenstände in den Kreis, die von den Tanzenden mit Begeisterung aufgenommen wurden.

Erst als der Tag zu Ende ging, ließ ich die Spiele beendigen und an alle Teilnehmer Fleisch verteilen, wobei es noch zu mancher Balgerei kam, ehe sich die Leute um die mächtigen Flußpferdstücke geeinigt hatten. Im Stationshofe führten dann noch meine Stationsangehörigen einige Spiele auf, und diejenigen, die mit mir zusammen vor Jahresfrist nach Bongor gekommen waren, erhielten besondere Geschenke. Als die Sonne hinter dem Horizont versunken und die Nacht rasch hereingebrochen war, flackerten innerhalb und außerhalb der Station in weitem Umkreise die Lagerfeuer auf. Überall ertönte lustiger Gesang, ein unglaublicher Lärm wurde mit allen möglichen und unmöglichen Instrumenten aufgeführt. Ich selbst schoß dazu einige farbige Leuchtkugeln aus Signalpistolen ab, damit es an dem nötigen Feuerwerk nicht fehle.

So war dieser Tag wirklich nett verlaufen und hatte mir viel Freude gemacht. Ich konnte auch mit einer gewissen Befriedigung auf das vergangene Jahr zurückblicken, denn wenn ich mir die damals fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten vergegenwärtigte, die ich vor mir sah, und die immer erneuten Widerstände, die schließlich meine Energie zu erschüttern drohten, so konnte ich mir sagen, ich hatte etwas erreicht. Noch war es nur ein kleiner Anfang, und unendlich viel blieb zu tun übrig, aber in meinem engeren Stationsbereich hatte ich doch wenigstens das Vertrauen meiner

Eingeborenen gewonnen und leidlich geordnete Verhältnisse schaffen können. Zum ersten Male hatte ich auch in diesen Tagen einige Haussahändler aus den westlichen Bezirken bei mir, die Vieh gegen allerhand Tauschwaren eingehandelt hatten und heute Zuschauer des Festes waren. Sie wollten unter dem Schutze der Station die erste kleine Handelsniederlassung in dem ihnen bisher unzugänglichen Heidengebiet gründen.

So konnte ich hoffen, mit Geduld und Energie auch weiterhin voranzukommen und den durch jahrhundertelange Befehdung und Ausbeutung unterdrückten führerlosen Stämmen einen geordneten Rechtsschutz zu bringen.

Flußpferde und Flußpferdjagd.

Der große Reichtum an Flußpferden im engeren Bereiche meiner Station brachte es mit sich, daß ich nicht nur zur Beobachtung dieser Tiere viel Gelegenheit hatte und dem Studium ihrer Gewohnheiten manche Zeit widmen konnte, sondern daß ich auch eine große Anzahl erlegt habe. Viel mehr leider, als es mir selbst lieb war und als es das rein jagdliche Bedürfnis erforderte. Die Jagd in den fernen innerafrikanischen Gebieten ist nicht immer Selbstzweck, sondern Verpflegungsmangel und manche anderen Gründe verlangen ein rasches, oft wahlloses Zugreifen, zwingen zum „Schießen", wo der Jäger gern schonen würde. Schon während meines Stationsbaues, der sowohl aus politischen Gründen als auch wegen der damals unmittelbar bevorstehenden Regenzeit besonders beschleunigt werden mußte, galt es zahlreiche Eingeborene zu verpflegen, die ich überhaupt nur mit Flußpferdfleisch, einem für sie selten erreichbaren und daher begehrten Leckerbissen, gewinnen konnte. Alle anderen sonst gebräuchlichen Mittel, Geld und die schönsten Tauschartikel, versagten in dem kulturfernen und von jedem Handelsverkehr abgeschnittenen Lande. Trotzdem habe ich mich nach bester Möglichkeit eines sachgemäßen und weidgerechten Abschusses befleißigt und weibliche Tiere, soweit ich sie irgend als solche erkennen konnte, geschont. Da nicht nur das erlegte oder tödlich getroffene Flußpferd zunächst untersinkt, um erst nach ein bis zwei Stunden — je nach der Wassertemperatur — von den sich im Körper bildenden Gasen an die Oberfläche getrieben zu werden, sondern auch das nur angeschossene Tier sofort taucht, so erfordert es eine richtige Beurteilung des Schusses, sowie auch weidmännische Zurückhaltung und Selbsterziehung, sich mit dem oder den Stücken zu begnügen, die man wirklich benötigt, um nicht ein planloses Feuern auf alle auftauchenden Köpfe zu beginnen, wodurch zahlreiche Stücke unnütz krankgeschossen werden und oft nach langer Zeit erst elend verkommen und verludern.

Im Gegensatz zu den großen Säugetieren des Landes, die sofort weite Strecken zwischen sich und ihre Verfolger legen können, die es bei nur einigermaßen gedecktem Gelände sogar meisterlich verstehen, sich raschestens der Sicht zu entziehen, ist das Flußpferd, welches trotz großer Ausdauer unter Wasser doch gezwungen ist, des Atmens halber in gewissen Abständen aufzutauchen, in begrenzten Gewässern wehrlos jeder Aasjägerei und sinnlosen Beutegier preisgegeben, und dies um so mehr, als es weder irgendwelche Kunst noch den geringsten Schneid erfordert, vom sicheren Ufer aus bei nur einiger Ausdauer die Tiere herdenweise Stück für Stück zu vernichten. So ist es gewesen, seitdem der erste Kulturmensch den jungfräulichen Boden des schwarzen Erdteils, seine

fast unerschöpflich reichen Jagdgründe betrat, und so wird es leider auch bleiben, solange ein jeder ungeachtet seiner moralischen Qualitäten dort den Schießprügel führen darf, dem das nötige Geld in der Tasche klappert. In jenen unkontrollierbar fernen Gegenden ist selbst der Arm des Gesetzgebers machtlos. Durch die Entwicklung der neuesten Verkehrsmittel, durch die Verbreitung unserer modernen Feuerwaffen wird der Vollzug des Todesurteils, welches unserem afrikanischen Großwild längst gesprochen ist, nur beschleunigt, und die Zeit läßt sich absehen, in der Elefant und Nashorn aus dem Bilde der Steppen, die Flußpferde von den spiegelnden Flächen der großen Ströme verschwunden sein werden. Um so mehr sollte ein jeder, dem heute noch vergönnt ist, auf die Recken der afrikanischen Wildnis zu jagen, und der sich Jäger nennen will, Jäger als Heger und nicht als Schießer, sich seiner hohen sittlichen Pflicht bewußt sein, nur mit Maß und unter sorgfältiger Auswahl der einzelnen Stücke zu jagen, weibliche und heranwachsende Tiere aber zu schonen, um wenigstens seinerseits bei der Ausrottung und Vernichtung der unersetzlichen Wildbestände und kostbaren Naturdenkmäler nicht mitzuhelfen.

Das Stromgebiet des Logone bildete einen rechten Tummelplatz für die Flußpferde. Der durchschnittlich etwa sechshundert Meter breite, während drei Vierteln des Jahres träge dahinfließende und verhältnismäßig flache Strom mit seinen zur Trockenzeit weit vorgeschobenen Ufern und zahlreichen Sandbänken, sowie die Unmenge kleinerer Wasserarme und natürlicher Verbindungskanäle, die das Land netzartig durchzogen und die namentlich zur Regenzeit das umliegende Gebiet in stunden-, ja tageweite Sümpfe verwandelten, gewährten den Flußpferden alle nur erdenklichen Lebensbedingungen. Die Sandinseln boten weiche und bequeme Lagerstätten, hier schliefen und rekelten sich die Tiere in der wärmenden Sonne, die sie sich mit größtem Wohlbehagen auf die Schwarte brennen ließen im Gegensatz zu den großen Dickhäutern des Landes, die ausnahmslos während der heißesten Tagesstunden den Schutz schattenspendender Bäume und Dickichte aufzusuchen pflegen. Bei Störungen konnten sie in den tieferen Becken des Stromes untertauchen, sich hier und in den weiten, seeartigen Ausbuchtungen der Ufer nach Herzenslust im Wasser tummeln und ihre Schwimmübungen machen. Die stilleren und von dem allgemeinen Verkehr abgelegenen Zwischengewässer mit ihren teilweise von undurchdringlichem Schilf und hohen Papyrusbüschen bestandenen sumpfigen Uferstrecken boten heimliche Schlupfwinkel bei drohender Gefahr, namentlich für die Muttertiere mit ihren Jungen, während die ausgedehnten, mit saftigem Grase bedeckten Niederungen die herrlichsten Weidegründe abgaben. Auf weite Strecken waren diese kreuz und quer von den tief in den Sumpfboden eingreifenden Spuren der schweren Tiere durchzogen. Diese scheuen auch keineswegs längere Märsche auf dem Lande, die natürlich nur während der Nachtstunden ausgeführt werden. Solche sind hauptsächlich da nötig, wo sich einzelne Herden in der Regenzeit in abgelegenen Tümpeln und Teichen angesiedelt hatten, die sie dann mit dem allmählichen Austrocknen wieder verlassen müssen.

Trotz der starken Besiedelung des Landes waren die Flußpferde äußerst vertraut und zeigten wenig Scheu vor dem Menschen. Wie schon bei dem Einmarsch unserer

Expedition habe ich noch mehrfach in den volkreichsten Ortschaften, die allerdings nach hiesiger Landesart verstreut in den ausgedehnten Kornfarmen angelegt und von zahlreichen Überflutungstümpeln, Rückständen aus der vergangenen Regenzeit, durchsetzt waren, Flußpferdherden zwischen den Gehöften der Eingeborenen beobachtet. Es ist natürlich, daß die Tiere ungeheuren Schaden durch Plündern und Zertrampeln der Farmen anrichten, die vor allem zur Nachtzeit aufgesucht wurden, in der die Flußpferde auf dem Lande zu äsen pflegen. Die Eingeborenen sind mit ihren nur primitiven Waffen dagegen machtlos, und wenn auch gelegentlich ein einzelnes Stück überlistet wird oder in eine Fallgrube gerät, so war hier eine regelrechte Jagd auf Flußpferde, wie sie zum Teil im ostafrikanischen Seengebiet von den dortigen Bewohnern mittels Harpunen ausgeübt wird, unbekannt. Auch Schlagfallen, wie sie in manchen Gegenden, namentlich im Sudan, zum Fang von Flußpferden angelegt werden, habe ich hier nicht feststellen können.

So harmlos und phlegmatisch das Flußpferd im allgemeinen bei Tage scheint, solange man es nicht in seinem eigenen Element, dem Wasser, belästigt oder soweit es sich nicht um einen alten griesgrämigen Einsiedler oder um eine Kuh mit Kalb handelt — letztere werden sich aber selten bei Tage auf dem Lande zeigen, sondern halten sich zum mindesten in unzugänglichen Schilfdickungen auf —, so angriffslustig wird das Tier nach Einbruch der Dunkelheit und verfolgt dann den Menschen nicht nur hartnäckig, sondern mit einer seiner Größe entsprechenden überlegenen Schnelligkeit.

Mein umsichtiger und schneidiger Unteroffizier Koka kehrte eines Tages erst verspätet von einem Patrouillengang längs des Logone-Ufers zurück. Trotz des herrschenden Mondscheins geriet er mit seinen beiden Begleitern im hohen Ufergras in dort weidende Flußpferde, von denen zwei starke Tiere die Patrouille sofort annahmen. Sich gewandt zur Seite werfend, ließ er die Tiere an sich vorbeibrausen, gab dann Fersengeld und rannte um sein Leben der nahegelegenen Station zu. Da aber der Wind für ihn ungünstig stand, gelang es den Tieren, ihn sofort wieder zu entdecken, und sie hätten ihn wohl unfehlbar erreicht, wenn er sich nicht im letzten Augenblick katzengleich über die nur schulterhohe Vormauer des Stationshofes geschwungen hätte; bis hart an diese verfolgten ihn die wütenden Tiere. Die beiden ihn begleitenden Soldaten blieben merkwürdigerweise unbehelligt, kamen aber erst spät und nach einem weiten Umwege zur Station zurück. Wehe dem Menschen, der bei solcher Gelegenheit keine Deckung findet, er wird unfehlbar von den gewaltigen Säulen der Tiere zu Brei zerstampft oder von den langen Hauern aufgerissen!

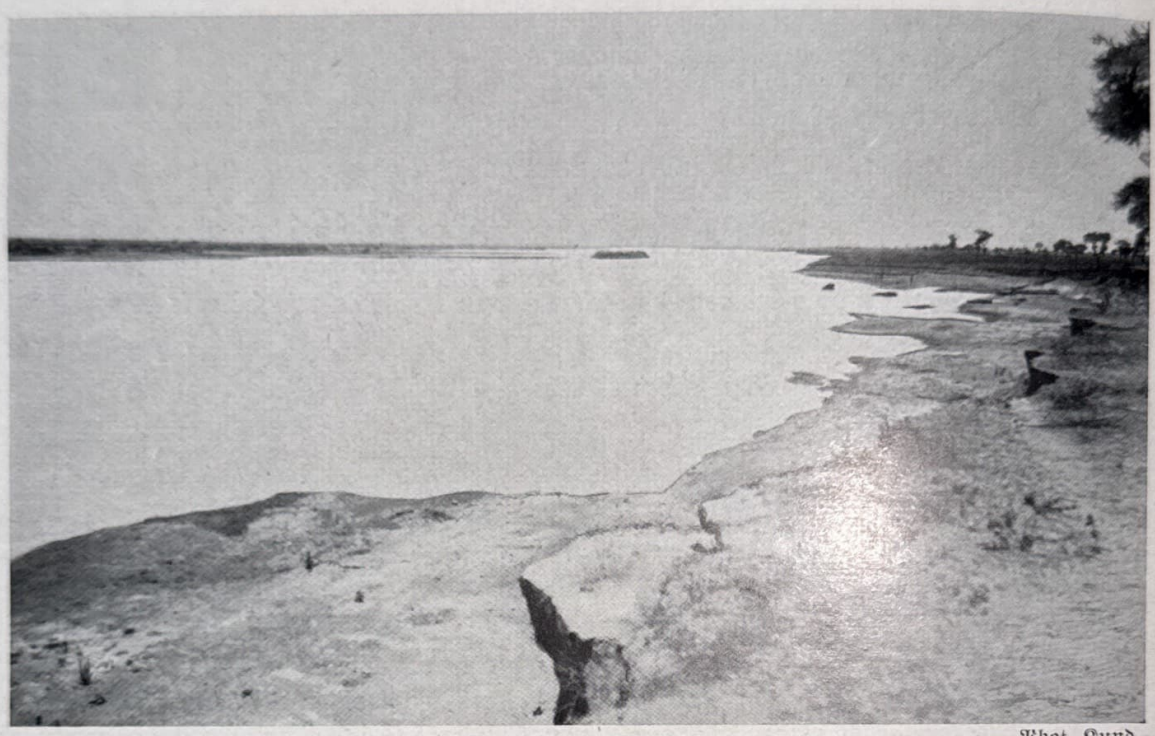
Auch dem sich um meine Station notwendigerweise entwickelnden Verkehr wurden die Flußpferde leider oft recht lästig, so daß ich doch hin und wieder einen Störenfried zum Abschuß bestimmen mußte. Besonders behinderten sie den Kanuverkehr auf dem Flusse nach Einbruch der Dunkelheit. Zwei Patrouillen, die ich kurz hintereinander einmal auf dem Wasserwege zur Nachtzeit absenden mußte, wurden die Boote vollständig zertrümmert, und die Leute, die zwar schon vorsichtigerweise hart am Ufer entlang ruderten, konnten sich mit Mühe und Not dahin retten. Der besondere Zweck der Patrouillen wurde hierdurch natürlich auch nicht mehr erreicht.

Phot. Kund

Eingangstor zur Station Bongor

Phot. Koblich

Bongor im Jahre 1910



Phot. Kund

Der Logone bei Trockenzeit

Phot. Kund

Der Logone bei Regenzeit

Während der Regenzeit pflegte ich in den Nachmittagsstunden oft nach einer gegenüberliegenden Schilfinsel überzusetzen, wo gegen Abend ein vorzüglicher Entenstrich war, der ergiebige und angenehme Abwechslung in den Küchenzettel brachte. Ich liebte diese Jagd einmal als Erholung während meines meist nur kurzen Aufenthaltes auf meiner Station, dann aber war es wohl die einzige Jagdart, die mich stets lebhaft an die Heimat erinnerte. Da bis zu meiner Rückkehr die Dunkelheit hereingebrochen war, so galt es oft, die größte List anzuwenden, um den Flußpferden zu entgehen, die selbst das vorsichtigste Rudern eines Kanus auf weiteste Entfernung wahrnehmen mußten und dann in voller Fahrt ankamen. Ich richtete es nach Möglichkeit so ein, daß sich die Tiere stromabwärts befanden. Dann ließ ich einen oder mehrere dicke Schilfbüsche, die ich vorsichtshalber schon vorher schneiden und mitführen ließ, zu gegebener Zeit den Tieren entgegentreiben. Ich erzielte meist die gewünschte Wirkung; die Flußpferde stutzten, blieben zurück oder konnten ihren Ärger an dem Gesträuch auslassen, während ich Zeit gewann, aus ihrem Bereich zu kommen. Freilich gab es aber auch oft unangenehme Situationen, und die Tiere konnten nur durch Schwenken von Feuerbränden und Fackeln abgehalten werden, während ich in Gefahr geriet, mit dem schwanken Einbaum in dem aufgewühlten Wasser umzuschlagen. Ein Schreckschuß im Dunkeln — auf einen wirksamen Treffer war überhaupt nicht zu rechnen — hätte nicht den gehofften Erfolg gehabt, sondern wäre nur geeignet gewesen, die Flußpferde, denen der Knall der Büchse hier nichts Fremdes mehr war, zu größerer Wut zu reizen.

Da ich für meine Jagden auf die großen Dickhäuter lediglich noch meinen alten Militär-Karabiner Modell 88, Kaliber 7,9 mm, zur Verfügung hatte, nachdem meine gute Pürschbüchse bei einem Sturz meines Dieners mit dem Pferde zerbrochen wurde, war ich nur auf den Kopfschuß angewiesen, der stets einen guten Treffer erforderte; denn sehr klein ist das Gehirn der Riesen im Vergleich zu dem gewaltigen Umfang des Hauptes. Bei größeren Kalibern kann auch ein gut sitzender Blattschuß auf Flußpferde Erfolg haben, jedoch nur in rings abgeschlossenen Gewässern, aus denen das Tier nicht entkommen kann, falls es nicht sofort tödlich getroffen ist.

Besondere Freude bereitete mir die Beobachtung der meiner Station benachbarten Flußpferdherden, trotz der gelegentlichen Unannehmlichkeiten, die sie mir machten. Ihr lautes Grunzen und Prusten, das aus weit geöffnetem Rachen hervorgestoßene dröhnende Trompeten, das — namentlich zur Nachtzeit — weit über das Wasser schallte, war mir ein gewohntes Konzert in meiner von jedem Verkehr mit Europäern abgeschnittenen Einsamkeit. Nur notgedrungenerweise und möglichst selten schoß ich eines der Tiere ab und schonte sie, soweit ich irgend konnte. Ich erreichte dadurch auch, daß sich die Herden während meines Aufenthaltes zu Bongor in meiner Nachbarschaft hielten, und hätte ein Abwandern sehr bedauert. Ihr Leben und Treiben bot eine Fülle von Anregungen und Abwechslungen.

Während der Regenzeit, in der der Logone in seiner ganzen stattlichen Breite von hier nahezu einem Kilometer durch die stark strömenden Fluten ausgefüllt war, hielten sich die Tiere meist in den zahlreichen Nebenarmen mit stillem Wasser auf, denn das Flußpferd liebt die Bequemlichkeit, sowie flache, ruhige Plätze zum mittäglichen Schlafe

in der wärmenden Sonne. In der Trockenzeit jedoch, wenn sich die sandigen Ufer weit vorschoben und die gewohnten zahlreichen Sandinseln aus den Fluten auftauchten, waren die Herden wieder an ihren alten Standorten. Bald tummelten sie sich im Wasser, sich gegenseitig jagend und hohe Wasserfontänen in die Luft stäubend, bald faulenzten sie und rekelten sich auf den Sandbänken herum. Besonders possierlich wirkten hierbei die Kälber, wenn sie nach ihrer Gewohnheit die massigen Leiber ihrer Mütter erkletterten, um stolz von hier aus Umschau zu halten oder sich da oben zu behaglicher Ruhe zu strecken. Ich kannte fast jedes Tier, beobachtete die wehrhaften Bullen bei ihrem Kämpfen und Ringen und wußte genau, wenn sich eine Kuh in ihre stille, schilfumstandene Wochenstube zurückgezogen hatte, in der sie sich lange mit ihrem Kälbchen aufzuhalten pflegte, ehe sie mit ihm zur Herde zurückkehrte.

Der Besitz eines jungen Flußpferdes war lange mein sehnlichster Wunsch. So manche Tage habe ich stundenlang verborgen im Schilf gelegen, die Alte mit ihrem Jungen beobachtend und auf einen geeigneten Augenblick wartend, um es ihr abzujagen. Es war dies nicht ohne größte Gefahr für mich, und ich mußte mich scharf nach dem Wind richten, denn witterte mich die Alte, so nahm sie mich sofort an, und ich war zu einem mich rettenden Schuß gezwungen, den ich aber auf alle Fälle vermeiden wollte, auch in der Folge vermieden habe; oder aber sie drückte sich mit ihrem Jungen und verschwand auf Nimmerwiedersehen, um irgendeinen entfernten Schlupfwinkel aufzusuchen. Auch den Eingeborenen der umliegenden Ortschaften, die mehr Zeit und Gelegenheit zum Beobachten hatten, namentlich während meiner häufigen Abwesenheit von der Station, hatte ich bedeutende Belohnungen für das Einfangen eines jungen Flußpferdes versprochen. Ich wußte, daß sie nicht in der Lage waren, der Alten etwas anzutun, aber es kam doch vor, daß sich diese von ihrem Jungen vorübergehend entfernte.

Endlich — ich saß eines Tages gegen 4 Uhr beim Nachmittagstee — schickte mein persönlicher Freund Sitta, der Häuptling von Ngullmunda, einen Boten, ich sollte rasch kommen, eine alte Flußpferdkuh mit Kalb sei im Uferschilf in der Nähe des Ortes. Es paßte mir natürlich gar nicht; ich war erst spät von einem ermüdenden Patrouillenritt zurückgekommen, es war erdrückend schwül, und da wir uns mitten in der Regenzeit befanden, so hing der Himmel, wie meist in den Nachmittagsstunden, voller schwarzer Wolken, die nichts Gutes verkündeten. Trotzdem brach ich schnell auf und hatte unter Weisung des Führers in etwa einer Stunde die Uferstelle erreicht, in deren Nähe mich der Häuptling erwartete. Vorsichtig pürschten wir uns an, die Tiere waren aber derartig in hohem Schilf und Wassergebüsch versteckt, daß sie nicht zu entdecken waren. Auch nicht der geringste Laut der vorsichtigen Alten verriet ihren Aufenthaltsort. Zudem hatte sich der Himmel mehr und mehr verfinstert, es fielen schwere Tropfen, und die ersten Blitze zuckten hernieder. Ein weiteres Verbleiben war zwecklos, und schnell eilte ich zurück, um wenigstens die ersten schützenden Hütten von Ngullmunda zu erreichen. Aber zu spät; im Augenblick schon hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet, und es goß los, schüttete, — nein, das war überhaupt kein Regen, das waren stürzende Wassermassen, wie ich sie bisher kaum erlebt hatte. Nicht meterweit war zu sehen, nicht vorwärtszukommen; über Kniehöhe strömte das Wasser, während der Fuß tief im zähen Schlamm versank.

Dazu blitzte und knatterte es unaufhörlich, als sei der Weltenuntergang gekommen. — O wunderbarer Paramatta-Umhang, unter Garantie wasserdicht! — Vor kurzem hatte ich ihn von liebend besorgter Seite aus Deutschland erhalten. Innerhalb einer Minute war nicht er allein durch, sondern ich schwamm und triefte, daß ich mir selbst beinahe wie ein Flußpferd vorkam!

Endlich erreichte ich das erste Gehöft des Ortes, und schnell ging's in die beste Hütte hinein. Aber ich weiß nicht, wo ich besser aufgehoben war, draußen oder drinnen, denn ich hockte in traulicher Eintracht zwischen Menschen und Kühen, da hier sämtliche Stämme ihr Vieh des Nachts in die Hütten nehmen. Ein ätzender Qualm von nassem Holz und Kuhmist erfüllte den Raum, so daß ich fast zu ersticken drohte, und obendrein war er auch noch nicht einmal dicht, und das Wasser rieselte überall durch. Wenigstens konnte ich mir aber als Gegengift gegen die herrschende Atmosphäre in Ruhe eine Zigarre anzünden, für die ich gottlob ein wasserdichtes Aluminium-Etui hatte. — Sobald es das Wetter einigermaßen erlaubte, zog ich doch vor, mein zwar gastliches, aber nichts weniger als liebliches Unterkommen zu verlassen, und trat noch bei Gewitter und Regen meinen Heimweg an. Das ganze Land stand aber unter Wasser.

Am Morgen stellte ich fest, daß das Unwetter auch an und bei meiner Station bedeutenden Schaden angerichtet hatte. Metertiefe Stücke waren vom Ufer losgerissen und abgeschwemmt, und auch das Mauerwerk war trotz der schützenden Matten teilweise eingesunken, so daß ich schleunigst die nötigen Anordnungen zur Ausbesserung treffen mußte. Gegen 9 Uhr vormittags machte ich mich wieder auf den Weg zu meiner Flußpferdmama. Die Situation hatte sich etwas verändert; zwar steckte das Junge irgendwo im Schilf versteckt, aber zahlreiche in der Nähe am Ufer fischende und nach ihrer Art laut parlamentierende Eingeborene hatten die Alte scheu gemacht, die in etwa fünfzig bis sechzig Meter Entfernung aufgeregt hin und her schwamm, dabei ihr Versteck nicht aus den Augen lassend. Natürlich steckte Absicht in dem Verhalten der Eingeborenen, die — wenn auch nicht böswillig — doch durch ihre Neugierde getrieben wurden, zu sehen, was ich machen würde. Das erste, was ich tat, war meine energische Aufforderung an die Leute, sich schleunigst zu verziehen, und dann, was sie nicht erwarteten, nachdem meine Rede nichts fruchtete, daß ich den nächststehenden und dumm grinsenden Lümmeln tüchtig ein paar hinter die Ohren gab. Dies wirkte zwar verblüffend rasch, aber trotzdem war für heute nichts mehr zu wollen, und ich kehrte recht mißgestimmt zur Station zurück.

Am nächsten Tage machte ich mich schon um 4 Uhr morgens — noch zur Nachtzeit — auf den Weg, und zwar im Kanu, um gar nicht erst von den Eingeborenen bemerkt zu werden. Ich landete in der Nähe und pürschte vorsichtig im Dunkeln zum Platz meiner Flußpferde. Es fing an zu dämmern, ich saß eine Stunde und noch eine, ohne irgend etwas von den Tieren zu bemerken. Da kam plötzlich schnaufend mein eifriger Freund Sitta, der in aller Frühe zur Station geeilt war, während ich mich schon auf meinem Beobachtungsposten befand. Und nun kam zögernd, stockend das Traurige — das Ende vom Lied! Er habe gestern nach meinem Fortgang weiter beobachtet. Gegen Abend hätte sich das alte Flußpferd aus irgendeinem Grunde, vielleicht um einen ungestörteren Schlupfwinkel zu suchen, entfernt, und es sei ihm gelungen, mit seinen Leuten das junge

Tier, das aus seinem Versteck herausgekommen sei, um die Mutter zu suchen, einzufangen. Dies hätten die Bewohner der feindlich gesinnten Nachbarortschaft bemerkt, es sei zur Schlägerei gekommen, bei der auch das junge Flußpferd erschlagen und in den Nachbarort verschleppt worden sei. Obgleich mir der ganze Vorgang etwas unerklärlich war, besonders die plötzliche Entfernung der Flußpferdkuh, hatte ich doch keinen Grund, an den Worten des mir treu ergebenen Häuptlings zu zweifeln; auch entsprach die Handlung vollkommen dem Charakter der Bevölkerung. Da die betreffende Ortschaft mir auch sonst viele Schwierigkeiten bereitete und mancherlei auf dem Kerbholz hatte, habe ich später auf etwas nachdrückliche und nachwirkende Weise mit ihr abgerechnet. Ich habe aber leider keine Gelegenheit mehr gehabt, ein junges Flußpferd einzufangen.

Ich habe manches Flußpferd vom Ufer aus erlegt, als es mir noch den Reiz der Neuheit bot oder wenn es rascher Fleischbedarf erforderte. So manchem starken Bullen habe ich auch am verborgenen Wechsel nachgestellt und ihn zur Strecke gebracht. Ein hohes jagdliches Vergnügen macht nur das Aufsuchen des Flußpferdes im schwanken Kanu in seinem eigentlichen Element, dem Wasser, denn hier ist das Tier in der Lage, seine eigenen Fähigkeiten denen des Jägers entgegenzustellen, und hier erfordert es einen ruhigen, sicheren Blick, um das richtige Tier aus der herumplantschenden Herde herauszusuchen und es so zu treffen, daß es nicht mehr schaden kann, denn sonst ist man im Wasser leicht verloren.

Einige Kilometer nördlich der Station bildete das Westufer des Logone eine weite, seeartige Ausbuchtung, der gegen den offenen Fluß hin eine langgestreckte Grasinsel vorgelagert war. Die Bucht wurde durch zwei Nebenarme gebildet, die, von Westen kommend, hier von dem Hauptstrome ihr Wasser empfingen. In dieser weiten Bucht hatte eine etwa dreißig Tiere zählende Flußpferdherde ihren Standplatz. Zu ihr gehörte ein alter Bulle mit wohl unterarmlangen Stoßzähnen. Er hielt sich meist abseits der übrigen Tiere, war aber streitsüchtig und fing oft Händel mit den anderen Bullen an, in deren Liebesangelegenheiten er sich mischte, ohne bei den „Schönen" seines Stammes noch recht beliebt zu sein. Dabei war er äußerst schlau, hielt sich bei Tage weit vom Ufer entfernt im tieferen Wasser und stieg erst bei vorgerückter Dunkelheit ans Land, um seine Weidegründe aufzusuchen. Vergeblich hatte ich ihm bisher nachgestellt; nun reizte es mich, ihm in seinem Elemente gegenüberzutreten.

In zwei kleinen Einbäumen machte ich mich eines Morgens auf den Weg. In dem einen nahm ich selbst mit meinem Jagdjungen und zwei Ruderern Platz, in dem zweiten neben den Ruderern einer meiner zuverlässigsten Soldaten. Im leuchtenden Schein der Morgensonne ging es mit der Strömung flott flußabwärts, und bald hatten wir die Ausbuchtung des Stromes, mein Jagdgebiet, erreicht, in welche wir, langsam am Schilf entlang rudernd, einbogen, um zunächst den Flußpferden, die sich etwa in der Mitte des freien Beckens im tiefen Wasser tummelten, die Landseite abzugewinnen. An der Mündung der Nebenarme angekommen, ließ ich hier das zweite Kanu mit meinem Soldaten zurück. Dieser hatte den Auftrag, mir einerseits den Rückweg freizuhalten, andererseits den Flußpferden, falls sie sich in die Nebenarme drücken wollten — den

offenen Strom nehmen sie nicht gern an —, den Weg zu verlegen und im Notfalle, aber nur dann, einen Schreckschuß abzugeben.

Ich selbst ließ mich langsam an die Herde heranrudern, aber nicht so, daß ich direkt auf sie zukam, sondern hin- und herwendend, als ob ich ganz andere Absichten hätte. Auf diese Weise kam ich ziemlich nahe heran, die Tiere blieben arglos, und ich konnte die einzelnen Stücke genau mustern, um meinen „alten Herrn" herauszufinden. Freilich gehörte ein geübter Blick dazu, denn die Tiere blieben keineswegs unbeweglich, sondern tauchten auf und nieder, wobei sie sich untereinander verschoben und oft nur die flachen Köpfe oder auch nur die Nasenlöcher und Augen über Wasser brachten. Aber bald hatte ich meinen Bullen entdeckt, der sich an der entgegengesetzten Seite der Herde hielt und sich durch seinen mächtigen Kopf, durch ein gelegentliches trotziges Aufbäumen und durch den tiefen Ton seiner Stimme verriet. Nun hieß es, das Tier nicht mehr aus dem Auge lassen.

Jedes Untertauchen des Bullen benutzend, lenkten meine Ruderer in flachem Bogen durch die äußersten Tiere der Herde hindurch, wobei sie gleichzeitig darauf achten mußten, die leicht reizbaren Kühe mit Kälbern zu umgehen. So kam ich meinem Bullen näher und näher, während die übrige Herde, nun doch etwas aufgeregt, aber ohne Feindseligkeit, bald auftauchend, bald verschwindend, um uns herumplantschte, hohe Wasserstrahlen in die Luft stäubend und oft die gewaltigen Kiefer weit aufklappend, um ihr trompetenartiges Gebrüll auszustoßen. Krampfhaft mußten wir uns mit den Knien an den Seiten des schwanken Kanus feststemmen, um in dem aufgewühlten Wasser nicht den Halt zu verlieren und umzukippen.

So war ich, die Aufregung der Herde benutzend, zwischen deren Hauptteil und meinen Bullen gekommen, auf den meine Leute zuhielten und der merken mochte, daß es ihm galt. Es hing jetzt alles von der Gewandtheit der Ruderer ab, die den Bullen nicht mehr loslassen und mit dem Boot allen seinen Bewegungen folgen mußten. Anfangs hielt er sich mehr unter Wasser, bald vorn, bald seitwärts, bald weiter, bald näher auftauchend. Allmählich aber wurde er wütend, da er sich nicht ganz von der Herde, die neugierig unsere Manöver verfolgte, abdrängen lassen wollte. Mit halbem Oberkörper bäumte sich das gewaltige Tier aus den Fluten auf, wild das Wasser schlagend, und bald mußte der von mir erwartete Augenblick kommen, wo er das Kanu annahm. In immer kürzeren Pausen tauchte das gereizte Tier auf, mehr und mehr verringerte sich die Entfernung, und jetzt — ein Schwellen des Wassers unter uns, neben uns, ein gewaltiges Aufbrausen, daß das Kanu fast gekentert wäre, und nur wenige Meter vor mir tauchte der mächtige Kopf des wütenden Tieres auf, so daß ich die kleinen Lichter tückisch funkeln und die wehrhaften Hauer in dem geöffneten Rachen schimmern sah.

Jetzt galt es; die Büchse lag schon im Anschlag, und im Bruchteil einer Sekunde hallte der Schuß über die weite Fläche. Nichts war mehr zu sehen, auch die Tiere der Herde waren verschwunden, aber ein wilder Strudel bezeichnete die Stelle, an der das zu Tode getroffene Tier untergetaucht war. Schon wollte ich wenden lassen, da bäumte sich der Koloß — aber von mir abgekehrt — noch einmal im Todeskampfe aus

dem Wasser auf; ein blitzschneller Fangschuß ins Genick, dann herrschte eisiges Schweigen, und nur das sich rot färbende Wasser gab Kunde, daß der Bulle verendet war.

Unbelästigt kehrte ich an eine hoch und frei gelegene Uferstelle zurück, zu der auch das zweite Kanu kam, um hier das Hochkommen des Tieres abzuwarten, was nach etwa 1¼ Stunde fast an derselben Stelle, an der ich es erlegt hatte, geschah; ein Zeichen, daß es sofort zu Tode getroffen war. Auf meine Schüsse hatten sich bald Eingeborene aus der Nachbarschaft eingefunden, die nun mit freudigem Lärm hinausschwammen, um die Beute dem Lande zuzutreiben. Es war dies so ziemlich die einzige Arbeit, zu der die Leute ohne mein Zutun in Scharen herbeiströmten. Die Gier nach frischem Fleisch war bei der Bevölkerung dieser Gebiete geradezu tierisch. Ohne genügende und energische Aufsicht stürzte sich die ganze Bande wie die Geier über solchen Kadaver. Jeder setzte sich mit dem Messer, selbst mit bloßen Händen, das nächst erreichbare Stück Fleisch heraus und verschlang es roh und bluttriefend, nur um es dem Nachbarn nicht zu lassen. Oft entstanden vor unseren Augen die größten Keilereien; unter Umständen bedurfte es des Hinweises auf die Waffe, um Ruhe zu schaffen und einen geordneten Abtransport des Fleischvorrats zur Station zu ermöglichen, soweit ein solcher in Betracht kam.

Mein Bulle war ein außerordentlich starker, alter Bursche. Wohl unterarmlang ragten die mächtigen Hauer aus dem Unterkiefer hervor, und der breite Rücken war von zahlreichen Narben bedeckt, ein Beweis für die vielen Kämpfe, die er in seinem langen Leben bestanden haben mochte. Wie stets bei solchen Gelegenheiten, schwellte ein frohes, stolzes Gefühl meine Brust, tausendmal mehr wert als eine Kette leicht errungener Erfolge, und ein dankbares Weidmannsheil flog über meine Lippen hinaus in Gottes freie, unberührte Natur, die mir ein gütiges Geschick zu schauen und zu erleben vergönnt hatte.

Wie ich schon sagte, habe ich die Flußpferde — mit seltenen Ausnahmen — bei Tage als völlig harmlos festgestellt, solange man sie nicht selbst reizte. Dies bewies auch ihr enges Zusammenleben mit der Bevölkerung, das ungeheure Vorkommen überhaupt innerhalb eines der volkreichsten Gebiete Innerafrikas. Starke Herden hatten ihre Standplätze unmittelbar bei den dicht am Ufer gelegenen Ortschaften, die Tiere trieben sich ohne Scheu in den zwischen den einzelnen Gehöften angelegten Farmen und Feldern herum, wenn auch nicht zur Freude der Bewohner, wie diese ihrerseits ohne Scheu ihre Verrichtungen im Wasser vornahmen, badeten, fischten, während die Flußpferde, denen zweifellos eine gewisse Neugier nicht abzusprechen ist, trotz des unvermeidlichen Lärms dicht bei den Leuten herumschwammen und aufmerksam alle Vorgänge zu beobachten schienen. Wenn sie hierbei mit gebogenem Nacken, leise schnaubend, die Köpfe halb über Wasser brachten und lebhaft mit den kleinen beweglichen Ohren spielten, machten sie unbedingt den Eindruck herumschwimmender Pferde, was den körperlich mehr schweineähnlichen Tieren auch zu der Bezeichnung „Flußpferd" verholfen hat.

Ein die Neugier der Flußpferde bestätigendes, mir unvergeßliches Erlebnis hatte ich eines Tages an einem der zahlreichen Nebenarme des Logone, an dem ich mich mit

zwei französischen Offizieren zu Vermessungsarbeiten aufhielt. Infolge der mit dichtem Sumpfgrase bestandenen Niederung hatten wir unser gemeinsames Lager auf einer kleinen, freien und etwas höher gelagerten sandigen Landzunge aufgeschlagen, die in das Wasser hineinragte. Unser Tisch stand in unmittelbarer Nähe des Ufers; wir waren soeben emsig bei der Arbeit, als zwei starke Flußpferde, die sich schon lange in unserer Nähe herumtrieben, auf unseren Platz zuschwammen, sich dann langsam durchs seichte Wasser vorschoben, um endlich wenige Schritte von uns die Köpfe auf den Uferrand zu legen. Wir wollten uns erst erschrocken zurückziehen, merkten aber gleich, daß die beiden Riesen, die uns mit den kleinen Augen nur harmlos anblickten und lebhaft mit den Ohren spielten, nichts Böses im Schilde führten. So ließen wir uns in unserer Arbeit nicht stören, und die trauliche Situation fand erst ihr Ende, als wir sowieso gezwungen waren, aufzustehen. Die Tiere waren, wie wir wahrnehmen konnten und wie der Posten am Morgen berichtete, selbst während der Nacht in der Nähe unseres Lagers auf dem Lande, ohne uns zu stören, und trieben sich auch am Vormittage wieder dicht bei der Landzunge herum. Um Mittag mußten wir aufbrechen; wir waren uns einig, daß die Flußpferde am Vormittag unserer Ankunft am Lagerplatz noch nicht in der Nähe gewesen, sondern zweifellos erst durch unsere Anwesenheit angezogen worden waren.

Die Äsungsplätze der Flußpferde auf dem Lande sind schon von weitem erkennbar und machen einen wüsten Eindruck. In den meist schlammigen Grund graben sich die kurzen Läufe tief ein, und von den breiten, massigen Leibern, die dann oft den Boden schleifen und die gleich Walzen Gras und Busch umlegen und vernichten, sind tiefe Furchen gezogen. Zudem pflegt das Flußpferd seine Losung mit dem kurzen Schwanzstummel umherzustreuen, so daß ringsherum alles bespritzt ist und Gras und Busch bis hoch hinauf behängt sind. Die moderne Forschung bezeichnet solche Stellen als „Poststationen" der Tiere, um das gegenseitige Auffinden der einzelnen Individuen, namentlich der verschiedenen Geschlechter, zu erleichtern, eine Auslegung, der ich mich nur anschließen kann. Auch das Nashorn hat zu gewissen Zeiten die gleiche Gewohnheit, während der Elefant seine Losung an bestimmten Sammelstellen zu hinterlegen scheint. Letztere Gepflogenheit haben auch die meisten afrikanischen Antilopenarten, vor allem diejenigen, die nicht rudelweise leben. Übrigens treffen wir solches Verhalten nicht nur bei afrikanischen Tieren an, sondern bei uns zu Hause kann man es täglich beobachten. Ich erinnere nur an das Verhalten unserer Hunde an Straßenecken, Laternenpfählen und ähnlichen markanten Punkten, nur haben sich wohl die wenigsten je den Kopf darüber zerbrochen, weshalb die Tiere dies tun.

Mit den zahlreichen Krokodilen schienen die Flußpferde in einem sich auf gegenseitiger Achtung gründenden Verhältnis zu stehen. Beide Tierarten waren zwar schon durch die äußeren Lebensumstände auf ein nahes Beieinanderleben angewiesen, ich habe aber nie beobachtet, daß sie sich überhaupt in irgendeiner Weise aus dem Wege gingen. Die widerlichen Echsen lagen auf den Sandbänken und Ufern dicht bei den Flußpferden, und auch im Wasser konnte ich die langen Köpfe und zackigen Schwanzgrate in unmittelbarer Nähe der herumschwimmenden Herden bemerken; nur vermieden sie es allerdings, zwischen die oft aufgeregt durcheinanderschwimmenden und das Wasser

schlagenden Tiere zu geraten, sondern hielten sich dann außerhalb. Nur bei erlegten Flußpferden — es kam gelegentlich vor, daß ich in den Abendstunden jagte und die Jagdbeute dann erst am kommenden Morgen geborgen werden konnte, also die Nacht über im Wasser lag — konnte ich vielfach feststellen, daß Krokodile versucht hatten, an dem Kadaver zu zerren, um ihn anzuschneiden. Die dicke Schwarte des Dickhäuters setzt aber selbst dem gewaltigen Gebiß der großen Echsen unüberwindlichen Widerstand entgegen, und erst wenn die Zersetzung des Leichnams genügend vorgearbeitet hat, vermögen sie sich seiner zu bemächtigen, was dann allerdings bei der Gefräßigkeit der Tiere ein rasches Werk ist.

Ich habe die Gefährlichkeit der Krokodile nicht so bedeutend gefunden, wie sie mir von anderen Seiten geschildert wurde und wie sie auch in Reise- oder Jagdwerken aus anderen Gegenden dargestellt wird. Allerdings schicke ich voraus, daß alle Tiere — selbst gleicher Gattung — in den verschiedenen Gegenden auch verschiedene Gewohnheiten und Eigenschaften haben werden, die naturgemäß von den besonderen Umständen und Existenzbedingungen abhängen. Es wäre daher ein großer Fehler, andersgeartete Berichte als falsch oder übertrieben hinzustellen; gerade die Summe der verschiedenen Beobachtungen ergibt erst eine umfassende und genaue Kenntnis der einzelnen Tierarten, ihrer Gewohnheiten und ihres Charakters, wie sie für den Zoologen nötig ist. Die größere Friedfertigkeit der Logone-Krokodile schiebe ich in der Hauptsache auf den außerordentlichen Fischreichtum des Stromes, der den gefräßigen Echsen den nötigen Lebensunterhalt gewährt. Ich hätte es bei Nacht allerdings nicht gern auf persönliche Versuche ankommen lassen, bei Tage jedoch wurden die Krokodile ausschließlich nur einzelnen Lebewesen gefährlich, die in ihren Bereich kamen. Deshalb zogen auch die Eingeborenen zu allen Verrichtungen, die sie ins Wasser führten, wie z. B. zum Fischfang, dem eifrig obgelegen wurde, stets in großen Scharen aus, wobei sie möglichst viel Lärm machten; obwohl sich auch manchmal ein Krokodil in den Schlingen und Netzen verfing und erschlagen wurde, habe ich doch nicht gehört, daß Menschen angegriffen oder verletzt worden sind. Ebenso erfolgte das Baden meiner Stationseingeborenen immer in größeren Trupps, mit Gesang und tüchtigem Geplantsche, und auch ich mußte mich bei solchen Gelegenheiten anschließen, wenn ich mir den Genuß eines erfrischenden Flußbades verschaffen wollte. Natürlich hielt ich mich dann aus naheliegenden Gründen oberhalb der Strömung. Ein alleiniges Hinausschwimmen war auf jeden Fall mit größter Lebensgefahr verbunden, und ich hatte es auch streng verboten. Ein Soldatenjunge, der es trotzdem eines Tages tat, wurde vor den Augen der Mitbadenden laut aufschreiend unter Wasser gezogen und kam nicht mehr zum Vorschein. Er ist ohne Zweifel eine Beute der Krokodile geworden, die stets in der Nähe sichtbar waren, denn sonst hätte er unter allen Umständen an einer der stromabwärts gelegenen Sandbänke angetrieben werden müssen. Auch beim Durchschwimmen des Stromes mit meinen Reitern, was oft in Zeiten erforderlich war, in denen das mit der einsetzenden Regenzeit steigende Wasser eine Benutzung der Furten bereits unmöglich machte oder Kanus gerade nicht zur Verfügung standen, sind wir von den Krokodilen nicht belästigt worden, obgleich sowohl ich als auch einzelne meiner Leute manchmal durch die starke

Strömung oder infolge Bockens eines Pferdes aus dem Sattel gespült wurden und lange Strecken neben den Pferden her schwimmen mußten.

Die Jagd auf das Krokodil bietet keinerlei besonderen Reiz, wenn man von der Befriedigung absieht, eines der gefährlichen und widerlichen Tiere aus dem Wege geräumt zu haben; ein Luxus, den man sich aber nur bei reichlichem Munitionsüberschuß gestatten kann. Immerhin erfordert das Erlegen eines Krokodils einen guten Schuß in das Hirn oder Rückgrat, der das Tier auf der Stelle lähmt. Im anderen Falle ist es für den Jäger verloren, da es sich dann infolge seiner Zähllebigkeit noch mit seinem mächtigen Schwanze ins Wasser schlägt, wo es sich im Schlamm oder Wurzelwerk verbirgt, um erst hier zu verenden oder von seinen Artgenossen aufgefressen zu werden. Ich habe hin und wieder ein Krokodil erlegt, weil ich den mittleren Teil des Schwanzes als einen außerordentlich schmackhaften Braten schätzen gelernt hatte, den ich mir gern der Abwechselung halber verschaffte. Es ist mir entfallen, woher mein Koch das Rezept hatte, vielleicht habe ich es auch nie gewußt, jedenfalls aber verstand er sich ausgezeichnet auf die Zubereitung des Fleisches, welches etwa die Mitte zwischen Kalb- und Fischfleisch hielt. Ich bin bei meinen vielen Vorträgen stets auf ein teils lautes, teils auf ein sich auf den entsetzten Gesichtern meiner Zuhörerinnen deutlich ausdrückendes leises „Brrrr" gestoßen, und so wird es mir auch bei meinen freundlichen Leserinnen ergehen. Ich bedauere daher unendlich, daß ich ihnen das Rezept nicht mehr zur Verfügung stellen kann, vermute aber, daß es vielleicht doch an der nötigen Verwendungsmöglichkeit fehlen dürfte. Im übrigen muß ich mich darauf berufen, daß kein Geringerer als Nachtigal in seinen Reiseberichten das Krokodil bereits als ein ausgezeichnetes Fleisch erwähnt.

Das Flußpferd hat außer dem Menschen keinen Feind, der ihm gefährlich werden könnte; es ist unbedingter Herrscher in seinem nassen Reich. Darin liegt aber auch wieder die große Gefahr für seine Erhaltung. Infolge der Begrenzung der Gewässer kann es sich einer Verfolgung auf die Dauer nicht entziehen, wie dies den Landtieren in den unendlichen Weiten der afrikanischen Wildnis möglich ist. Deshalb ist es überall da erlegen, wo die furchtbare Feuerwaffe zur Herrschaft gelangt ist, während ihm die primitiven Waffen der Eingeborenen — Speere und Pfeile — keinen nennbaren Abbruch tun konnten, wie das von mir beobachtete zahlreiche Vorkommen innerhalb stark besiedelter Gegenden beweist. Dabei sind die Flußpferde auf dem Lande keineswegs ungewandt. Ihre Ausstiege an den hochgelegenen Ufern sind oft so steil, daß es dem Menschen die größte Mühe macht, hinaufzukommen; man steht vor einem Rätsel, wie dies einem so schweren und plumpen Dickhäuter gelingen konnte. Sie sind auch nicht dumm, sondern einem einmal erkannten Feinde gegenüber äußerst wachsam und vorsichtig, und es hält dann sehr schwer, sie zu überrumpeln.

Alte Einzelgänger halten sich nicht selten auch bei Tage während der hellen Stunden auf dem Lande auf. Sie sind durch Erfahrung klug geworden und wissen genau, daß ihnen das offene Wasser nicht genügenden Schutz gewährt. Sie stecken dann im dichtesten Gebüsch der Uferniederungen, wo ihnen schwer beizukommen ist. Sie pflegen, wie die andern großen Dickhäuter, einen Haken zu schlagen, kehren zu ihrem Wechsel zurück und

Im Banne der Steppe.

Ich habe viele Bekannte, Offiziere, Beamte sowie sonstige Berufsangehörige, die ihre Reisen zum Teil weit in das Herz unserer tropischen Kolonien hineingeführt hatten, oft gefragt, welche Gegenden sie für ihren dauernden Aufenthalt bevorzugten, woran ihre Herzen am meisten hingen, und bin dabei — je nach der Veranlagung der Betreffenden — auf die verschiedensten Ansichten gestoßen.

Die einen, meist Gesellschaftsmenschen, die europäisches Wohlleben und eine gewisse Behaglichkeit nicht missen mochten, fühlten sich am wohlsten an der Küste, in den größeren Orten, oder wenigstens in deren leicht erreichbaren Nähe, wo sie in bequem und luftig gebauten Tropenhäusern wohnen konnten und eigentlich nichts zu entbehren brauchten, was der wechselreiche, in unseren Kolonien sehr ausgeprägte gastfreie Verkehr in seinen verschiedenen Formen bot und was die mehrmals im Monat anlaufenden Europadampfer an gesellschaftlichen, geistigen und materiellen Genüssen mitführten. Man saß an der Quelle üppigster Pracht und Schönheit, umwiegt von den Kronen schlanker, gefiederter Palmen, umrauscht von den breiten Wipfeln zahlloser anderer Vertreter der reichen tropischen Pflanzenwelt, und das Leben verlief in den geruhsamen Bahnen eines auch hier geregelten Berufes und mit den mancherlei Annehmlichkeiten, wie sie die besonderen Verhältnisse mit sich brachten.

Andere liebten den Aufenthalt auf den Urwald-Stationen, das ungeheure Waldgebiet mit all dem geheimnisvollen Zauber seiner unergründlichen und undurchforschten Tiefen. Wohl waren die Regierungs- und Truppen-Stationen, sowie die verschiedenen Handelsplätze aus strategischen, sanitären und wirtschaftlichen Gründen auf hochgelegenen Punkten und in überragender Lage errichtet und in weiterem Umkreise freigelegt, aber der Blick wurde doch bald aufgehalten und begrenzt durch die gewaltigen Massen undurchdringlichen Grüns, mußte haltmachen an den himmelanstrebenden Waldriesen, die ihre mächtigen Kronen weitausladend, hoch über die dichten Blätterwände reckten.

Auch ich konnte mich dem gewaltigen Eindruck und der unermeßlichen Üppigkeit des afrikanischen Urwaldes nicht verschließen, als ich, bis ins Innerste erschauernd, zum ersten Male seine düsteren Hallen betrat, mein Auge die fast mystische Pracht erschaute, die mich von allen Seiten umfing und umrauschte. Und doch ist es eine kalte Pracht, denn unter der in unbeschreiblicher Fülle prangenden Oberfläche lauert der giftige Brodem der Verwesung, dessen aus modrigem Boden aufsteigende Ausdünstungen die Sinne benehmen, während sich der schwere Duft übelriechender Sumpfpflanzen und die

in tropischer Glut dampfend erhitzte und feuchtgeschwängerte Luft beklemmend und atemraubend auf Lunge und Glieder legen. Wenig gibt es, was das Auge des Europäers im eigentlichen Sinne erfreut, was an die liebliche, anheimelnde Pracht der heimischen Wälder erinnert; nur selten eine Blume oder ein blühendes Gewächs; vergeblich schweift oft der nach Freiheit lechzende Blick hinauf zu der ungeheuren Höhe des grünen Blattgewölbes, um nur einen einzigen Sonnenstrahl oder ein kleines Fleckchen des ewig blauen Himmels zu erhaschen, der sich auch über seiner unergründlichen Tiefe wölbt.

Auch dem durchziehenden Jäger bietet die unübersichtliche Eintönigkeit des Waldgebiets recht wenig. Wohl gibt es vielerlei Wild, einige kleinere Antilopenarten, Wildschweine, im Kameruner Urwald im besonderen das Pinselohr-Schwein, und von Raubtieren den Leoparden. Das Wild kommt einem aber nur ausnahmsweise in Anblick, und nur an lichteren Stellen oder Rodungen kann man hin und wieder vereinzelte Fährten feststellen. Sehr selten und auf bestimmte Gegenden beschränkt sind die Vertreter der Menschenaffen, der Gorilla und der Schimpanse, und für den, der sich nicht längere Zeit in solchen Gegenden aufhält, kann nur ein außerordentlich glücklicher Zufall ein Zusammentreffen herbeiführen.

Zahlreich ist zwar das jagdbare Flugwild. Hoch aus den Wipfeln der Bäume ertönt der Ruf der Wildtauben, rauschenden Fluges gehen Buschhühner in unmittelbarer Nähe auf, und mit ohrenbetäubendem Gekreisch streichen die Graupapageien — nur wert für den Suppentopf — während der Morgen- und Abendstunden in Flügen zu Tausenden hoch über dem Walde dahin. Erlegte man aber einmal einen der Vögel, so war es mangels eines guten Hundes sehr schwer, ihn in dem unentwirrbaren Unterholz zu finden, und der erhoffte Braten war verloren.

Wem nicht das Weidmannsheil zuteil wird, dem königlichsten Wild der Wälder, dem Elefanten, in den unergründlichen Tiefen zu begegnen, der geht recht leer aus, und die aus der Heimat mit herübergebrachten Hoffnungen und das heimliche Sehnen des Jägerherzens finden nur geringe Erfüllung. Wohl kamen die Elefanten zu meiner Zeit noch in so starken Herden vor, daß sie für die Bewohner mancher Ortschaften oft zur Plage wurden und sowohl in den Kulturen der Eingeborenen als auch in den von Europäern angelegten Pflanzungen erheblichen Schaden anrichten konnten. Und doch, wer die Riesen in unseren Tiergärten sieht, ihre scheinbare Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, der wird es nicht glauben, wie gewandt und geräuschlos sie in der Wildnis zu verschwinden verstehen. Diese Tatsache wird jeder afrikanische Großwildjäger, der mit Elefanten in Berührung kam, bestätigen.

Und mit mir waren es die Dritten, die sie liebten — die unermeßliche Weite der herrlichen innerafrikanischen Steppe. Wohl tritt der Übergang nicht unvermittelt ein, noch schickt der Wald seine Ausläufer weit hinaus, aber die hohen Waldbäume verschwinden, und nur an den Wasserläufen, die die weiten Täler durchschlängeln, zieht sich noch hoher Galeriewald entlang. Hohe Bergzüge, die dem Mittelkameruner Graslande ihren Charakter aufprägen, blauen in der Ferne auf, und die breiten Niederungen sind zum Teil von mächtigen Beständen der schlanken Ölpalmen ausgefüllt. Aber weit schweift schon der Blick über die im ewigen Sonnenlicht leuchtenden Fluren, und

aufjauchzend weitet sich die Brust im frohlockenden Gefühle köstlicher, unbegrenzter Freiheit.

Freiheit — Sonne — Licht, das urewige Sehnen der Menschheit seit Anfangstagen, hier wird es noch Erfüllung. Nicht reizte mich mehr die weichliche Üppigkeit der Küsten und die starre, tote Pracht der Wälder. Seit jenen, nun schon fernen Tagen, wo ich sie zuerst betrat und andachtsvoll stehenblieb, den Blick zum unendlichen Blau erhoben, das sich in ewiger, lichter Klarheit über mir wölbte, hielt sie mich unentrinnbar in ihrem Bann — die unermeßlich weite afrikanische Steppe.

Afrikanische Steppe, wohl nur der Begriff trostloser Leere, sonnendurchglühter Weite und schwer lastender, grenzenloser Einsamkeit für den Laien, für den Kulturmenschen, der wohlbehütet auf den gut gepflegten Pfaden heimischen Lebens dahinwandelt oder in den geordneten Bahnen des großen Weltreiseverkehrs alle leicht erreichbaren, ihm unter möglichster Bequemlichkeit gebotenen Schönheiten der Erde mühelos und als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Und doch, welcher Begriff unendlicher Schönheit, köstlicher Freiheit und unantastbaren Herrenrechts für den, der zünftig, im Vollgefühle eigener Kraft und nur sich selbst verantwortlich die unermeßlichen Fluren betritt!

Jahrelang habe ich sie durchstreift und durchzogen, in Nord und Süd, zu Fuß und im Sattel, als Soldat, als Forscher und als Jäger, und ich habe ihren Geheimnissen gelauscht, die sie mir in nicht endenwollender, wechselreicher Fülle stets aufs neue offenbarte. Ich wüßte keinen Tag, keine Stunde, in der ich mit meinem Geschicke gehadert hätte oder ihrer überdrüssig geworden wäre. Freilich braucht die afrikanische Steppe hartes Holz, harte Menschen. Kann keine weichlichen Naturen vertragen. Gleich einer spröden Schönen will sie in täglich neuem Kampfe erobert sein, will den Mann sehen, der ihr ebenbürtig ist und würdig zum Genossen. Wer ihr unterliegt, der ist verloren. Auf sich allein angewiesen und ohne fremde Hilfe muß er zugrunde gehen, verschmachten in wasser- und wegeloser Weite.

So manches Mal wollte auch ich verzagen im Kampfe mit Sonnenglut und Durst. Tage war ich gezogen an der Spitze meiner Leute, dem nächsten Wasser entgegen, und schon längst sollte es nach Auskunft der Führer erreicht sein. Wie ein bleiernes Gewölbe dehnte sich der Himmel über der glutenden Erde, und gleich feurigen Pfeilen sandte die Sonne ihre Strahlen herab. In der Hoffnung auf das ersehnte Wasser war schon längst der letzte Tropfen aus den Feldflaschen, aus den Schläuchen ausgetrunken. Mühsam schleppte sich der Troß dahin, keuchten die Träger unter der Last des schweren Gepäcks. Gestern in den Abendstunden, da war in uns allen frohe Hoffnung aufgestiegen. Eine weite Niederung mit hohem Schilf breitete sich vor uns, vereinzeltes Grün an den Büschen und lebhaftere Vogelstimmen ließen auf Wasser schließen. Wohl war der Grund noch schlammig, aber er gab kein Wasser mehr her, und seit Tagen mochte der Tümpel ausgetrocknet sein, denn auch keine frische Wildfährte zeigte sich mehr.

So war nach qualvoller Nacht der neue Tag emporgestiegen. Glühend fegte der Samum über die unermessene Grasflur, und klingend wie Glas sprang das verdorrte Gras unter meinem Tritt, denn längst ließ ich auch mein treues Pferd führen, welches sich mit hängendem Kopf nur stolpernd vorwärtsbewegte. Mit dem letzten Tropfen

aus meiner Flasche hatte ich noch tags zuvor seine Zunge genetzt. Nun konnte ich auch ihm nicht mehr helfen. Wieder war es Mittag geworden; die Sonne stand im Zenith, und schon völlig teilnahmlos hatten sich meine Eingeborenen hingeworfen, wo sie gerade standen, als ich Halt gebot, um wenigstens während der heißesten Tagesstunden zu ruhen. Aber gepeinigt von den Qualen des Durstes, mit vertrockneten Gaumen und stieren, verzweifelten Blicken wälzten sich alle auf der nahezu schattenlosen Fläche, über der die Luft kochend flimmerte.

In solchen Lagen nicht nur für sich selbst einstehen zu müssen, sondern die schwere Last der Verantwortung für die einem anvertrauten Mitmenschen zu tragen, das erfordert Nervenkraft, Anspannung bis zum Äußersten, um nicht mit sich selbst die anderen in den Untergang hineinzuziehen. Weit schickte ich damals die Führer vor, die selbst ohne Gepäck weniger gelitten hatten. Natürlich hielt ich bei solcher Gelegenheit den einen oder anderen Vornehmsten als Geisel zurück, denn nicht immer kann man in fremdem Stammesgebiet den Leuten trauen. Und wir erreichten das Wasser, einen schmalen Nebenarm des Hauptstromes, auch damals, hatten die gräßliche Durststrecke überwunden, und wie eine bleierne Last fielen Not und Sorge von mir, — ich war Sieger geblieben.

Und ein andermal. Es war in Südafrika, in jenen einsamen Randgebieten zwischen dem inneren Grashochlande und dem mehrere hundert Kilometer breiten Wüstenstreifen, der sich an der Küste entlangzieht. Ich hatte mit einem guten Bekannten eine mehrwöchige Jagdreise unternommen, die uns in Gegenden fernab jeder Siedelung geführt hatte. Er war Städter, von der Küste, ein braver deutscher Jäger, der sich gern meiner Führung anvertraut hatte, aber selbst wenig mit den Eigenheiten des Landes bekannt war.

Wir ritten mit nur einem Eingeborenen weit der begleitenden Gepäckkarre voraus, damit deren Klappern und die Stimmen der Treiber nicht das Wild vergrämten. Da wir schon mehrere Tage kein stärkeres Wild gesichtet hatten, so waren wir sehr erfreut, auf ein Rudel Oryxantilopen zu stoßen, welches — halb zwischen Büschen versteckt — einige hundert Meter seitwärts verhoffte und uns mit der diesem Wilde eigenen Neugier beobachtete. Wir sprangen von den Pferden, übergaben diese dem Diener mit der Weisung, den Troß aufkommen und — falls wir länger fortblieben — ausspannen und Lager herrichten zu lassen. Dann versuchten wir, uns an die Oryx heranzupürschen, die aber bald flüchtig abgingen.

Ich wußte, daß diese erst nach längerer Zeit wieder zum Stehen kommen würden, da es aber erst gegen Mittag, also noch früh am Tage war, folgten wir wohlgemut der Fährte. Meine Leute waren es gewöhnt, daß wir uns völlig unabhängig hielten und Lager bezogen, wo sich gerade Veranlassung zum Verweilen bot. Wasser wurde für solche Gelegenheit mitgeführt, um nicht in Not zu geraten. Wir bekamen das Rudel wohl noch einmal in Anblick, jedoch ohne auf Schußweite herankommen zu können, und bald führten die Fährten in steiniges Hügelgelände, welches keine sichtbaren Eindrücke mehr hinterließ. Dazu benahm der hier dichter werdende Busch jede weitere Übersicht.

Doch einmal unterwegs, wollten wir die Hoffnung nicht aufgeben, noch auf Großantilopen zu treffen. Immer wieder erschlossen sich zwischen den für jene Gegend charakteristischen Geröllbergen weite, noch mit saftigem Gras bedeckte Täler, die so aussahen, als müßte hier unbedingt Wild stehen, und tatsächlich ließen auch viele sich kreuzende Fährten auf einen größeren Wildstand schließen. Freilich war der Mittag bereits vorübergegangen, wir befanden uns in der heißesten Zeit des Jahres, sengend brannte die Sonne hernieder. Mühsam stapfte der schwerer und schwerer werdende Fuß durch den mahlenden Sand, aber wie flüssiges Gold lag es über der Gegend, und unsere Leute und Wasser hatten wir ja hinter uns. Was konnte uns also passieren?

Der ganze leuchtende, so unendlich verführerische Zauber der weiten Steppeneinsamkeit umfing uns, ließ Anstrengung und Durst vergessen, und immer neue, fesselnde Blicke taten sich vor unseren Augen auf. Mit dem vorschreitenden Nachmittag hatte sich ein erfrischender Wind aufgemacht, der die auf der Erde lastende Glut hinwegfegte und das Gras in wallende Bewegung versetzte. Auch das Tierleben begann zu erwachen, da und dort wurden Vogelstimmen in Gras und Buschwerk laut, mehrere kleine Böckchen sprangen flüchtig ab, nachdem sie uns neugierig beäugt hatten, und hoch im blauen, durchsichtigen Äther stand ein Adler, von seiner fernen Warte auf uns herabblickend.

Wir waren in die Tiefe eines dieser Täler hinabgestiegen. Ein jetzt trocken liegendes Flußbett wand sich zwischen hohen Bäumen dahin. Da — halt — ein weißer Streifen zwischen knorrigem Geäst und trockenem Laub, und dort ein hellgrauer Fleck. Eben wollte ich meinem Begleiter, der alles vergessend wenige Schritte neben mir ging, ein Zeichen geben, als mehrere starke Oryx-Antilopen auf knapp zweihundert Meter vor uns abgingen. Ich suchte noch rasch zu Schuß zu kommen, aber sie verschwanden hinter Büschen. Wir waren überrumpelt!

Wohl hatte ich schon an den Rückweg gedacht, denn wenn ich auch eine gerade Richtung einschlagen konnte, so mußte er doch Stunden dauern, und es ging stark auf den Abend zu. Dunkle Schatten stiegen aus den Tiefen der Täler auf, die Hänge der Berge in violette Tinten tauchend, während die Kuppen im leuchtenden Glanz der niedergehenden Sonne funkelten. Leider begann die Luft drückend zu werden. Eine dichte Wolkenwand stieg von Osten herauf, der uns bisher erfrischende Wind schlief vollkommen ein, und ein brennender Durst machte sich bemerkbar. Doch noch einen letzten Versuch sollte es gelten, um die erhoffte Jagdbeute zu erringen, die ich meinem Jagdkameraden überlassen wollte, und während ich selbst eine kleine Kuppe erstieg, um mich über den Rückweg zu orientieren, folgte jener der Fährte des Oryx-Rudels. Der zweimalige donnernde Hall seiner Büchse verkündete mir auch bald zu meiner Genugtuung, daß er zu Schuß gekommen war. Er hatte einen starken Bock erlegt; nachdem er das Wild gelüftet und den Platz der Raubtiere wegen verwittert hatte, fanden wir uns wieder zusammen.

Zwar war unsere Ausdauer von Erfolg gekrönt, der jagdliche Ehrgeiz befriedigt, aber die härteste Arbeit stand uns erst jetzt bevor. Wieder einmal waren wir dem Zauber der Steppe erlegen, waren hinausgehoben worden über Zeit und Raum, hatten in

Sonne, Licht und Freiheit alles vergessen. Aber die Zauberin hatte ihr Aussehen verändert, hatte das mit leuchtendem Gold übersäte und in lichten Farben schimmernde Gewand des Tages abgelegt und sich in die grauen Schleier der Nacht gehüllt. Auch die funkelnden Lichter ihres Gemaches, die sonst dem Wanderer den Weg wiesen, hatte sie heute gelöscht. Der Himmel war von dichten Wolken überzogen, eine drückende Schwüle trieb den letzten Schweiß aus allen Poren, und bleierne Müdigkeit befiel die Glieder, denn wir waren fast ohne Unterbrechung vom Vormittag bis zum Hereinbrechen der Nacht gewandert.

Wo war der Rückweg, wo das Lager unserer Eingeborenen, wo das erlösende Wasser? Wie manches Gerippe bleichte in der grenzenlosen verhallenden Einsamkeit der Steppe. Wohl auch einst ein wagemutiges Menschenleben, das hinausgezogen war im Lachen der Freiheit und im Vollgefühle seiner Kraft. Verirrt, verdurstet, verkommen. Verweht im glühenden Sandsturm die Spur, die noch eine Rettung ermöglicht hätte. Ein namenloses Geschick; der letzte Schrei in der Unendlichkeit verklungen. Und auch jetzt reckte das Gespenst der Verlassenheit und der Irre drohend und gierig seine Arme. Der harte Kampf begann.

Ich war nicht aufs Geratewohl losgelaufen. In langen Jahren afrikanischen Steppenlebens hatte auch ich meine Erfahrungen gesammelt; war selbst in mancher schwierigen Lage gewesen, die mir zur Warnung diente. Eine anscheinend glückliche Veranlagung und mein Leben als Jäger draußen in ferner Wildnis hatten meinen Orientierungssinn geschärft. Jenen Sinn, der dem Tier und auch dem Eingeborenen zu eigen ist; den man bei letzterem wohl auch als sechsten Sinn bezeichnet und der ihn befähigt, selbst in völlig unbekannter Gegend und unübersichtlichem Gelände unbeirrt auf sein Ziel loszugehen. Aber trotzdem wird der Europäer, auch wenn er noch so lange draußen lebt, nie diese instinktive Fähigkeit erreichen, wie sie dem Naturkinde schon angeboren ist.

Außerordentlich schwierig ist es, sich im einförmigen Steppengelände zurechtzufinden, falls nicht ganz besonders charakteristische Merkmale, wie einzeln stehende Gebirgsstöcke oder eigen geformte Berggipfel vorhanden sind. Busch und Baum, niedrigeres Berg- oder Hügelgelände verändern mit der wechselnden Beleuchtung derartig ihr Aussehen, daß man völlig irre werden kann. Man könnte schwören: das ist die Bergkuppe, das die einzeln stehende Aloe, das der knorrige dicke Baumstamm, den ich mir heute vormittag gemerkt habe, und doch ist es eine ganz andere Kuppe, eine andere Aloenstaude und ein anderer Baumstamm, und man läuft mit der letzten verbleibenden Kraft in entgegengesetzter Richtung. Heute nun fehlte jedes Anzeichen. Schwarz umgab uns die mondlose Nacht, und kein Stern leuchtete vom schwarz bedeckten Himmel. Und doch hieß es vorwärts kommen, wenn auch bleierne Müdigkeit die Glieder lähmte, und die Qual des Durstes immer unerträglicher wurde. Unmöglich war es, daß uns unsere Eingeborenen fanden, denn wir hatten viele Geröllhalden und steiniges Berggelände durchquert.

So verging wiederum Stunde auf Stunde, immer schleppender wurden unsere Schritte, immer erschöpfter warfen wir uns nieder, und immer länger wurden die

Rasten. Aber trotzdem mir selbst, der ich bedeutend abgehärteter war, die Augen zuzufallen drohten, trieb ich immer wieder vorwärts, denn ich wollte noch in der Nacht unser Lager erreichen, um nicht einen weiteren Tag ohne Wasser dem Gluthauch der Sonne ausgesetzt zu sein. In der Richtung glaubte ich mich sicher und wäre allein ohne Sorge gewesen, aber das auf mir lastende Gefühl der Verantwortung und die ewigen bangen Zweifel meines Begleiters drohten auch meine Sicherheit zu erschüttern, die doch unser beider Rettung war.

Hart und qualvoll war der Kampf, aber ich blieb Sieger. Mit versagenden Kräften hatten wir eine Hügelwelle erreicht, auf deren Kamm wir niedersanken. Der größte Teil der Nacht war bereits überschritten, da war es mir, als bemerkte ich weit, weit vor mir einen niedrigen lichten Schein. Er war nur dem geübten Auge erkennbar, aber er mußte von dem Lagerplatz unserer Leute herrühren. Nun war für mich kein Irren mehr möglich, und mit neu erwachten Kräften gingen wir auf den fernen Feuerschein zu, den wir auch bald erreichten, da Feuer in der Nacht immer ferner aussehen als sie sind. Ich war also in stockfinsterer Nacht, ohne sichtbare Erkennungszeichen oder sonstige Orientierungsmöglichkeiten, fast schnurgerade auf unseren Lagerplatz zugegangen. Hätte ich mich durch die Zweifel meines Begleiters irre machen lassen, wer weiß, was aus uns geworden wäre. Unsere Leute hatten uns schon gesucht, als wir am Nachmittag noch nicht zurück waren, aber, wie ich wußte, unseren Spuren in dem steinigen Gelände nicht weiter folgen können.

Freilich war mein Verhalten vielleicht nicht das richtige gewesen. Ich hätte mich nicht so weit fortführen lassen sollen, und habe selbst einen jeden, namentlich Neulinge im Lande, stets gewarnt, sich ohne zuverlässigen Führer in unbekanntes Gelände zu wagen. Aber Zufälle sind unberechenbar, und kommt man eben doch einmal in schwierige Lagen, dann heißt es, den Kopf oben zu behalten, um ihrer Herr zu bleiben. Aus manchem solchen Kampfe habe ich gelernt, bin auch durch manchen Schaden klüger geworden. So ist mir die weite Steppe selbst Lehrerin gewesen, hat meine Kraft gestählt und meine Erfahrungen bereichert. Und mit der Überwindung aller Schwierigkeiten habe ich ihre Schönheiten erkennen und sie lieben gelernt. Eine Liebe, die heute noch unverrückbar fest in meinem Herzen wurzelt, da längst nur noch Erinnerung ist, was einst in langen herrlichen Jahren eigenes Erleben war.

Es fällt mir wirklich schwer, zu sagen, welches die schönsten Zeiten, die schönsten Stunden draußen sind. Schön ist's, wenn sich nach arbeitsreichem und von Erfolg gekröntem Tagewerk die Abendstimmung auf die Erde herabsenkt. Unter fröhlichem Geplauder haben meine Eingeborenen die stolze Jagdbeute eingebracht, die mein Auge noch einmal liebevoll streift. Alle lästige Kleidung ist abgelegt, und wohlig die Glieder gestreckt, liege ich am Lagerfeuer, welches leise neben mir prasselt und dessen Lichter gespenstisch über das wogende Gras und die Büsche der näheren Umgebung huschen. Die Arme unter den Kopf gelegt, blicke ich zum Nachthimmel auf, der über mir in Myriaden Funken sprüht. Leise zieht der Mond seine Bahn, und es ist so hell, daß ich selbst auf weitere Entfernung alle Gegenstände unterscheiden kann. Tiefer, unendlicher Frieden erfüllt die Natur, der kaum von dem Schrei einer Eule oder dem fernen Bellen

eines Schakals unterbrochen wird. Leise nur klingt das Raufen der Pferde oder das Klirren der Ketten, mit denen sie der Raubtiergefahr wegen in der Nähe gefesselt sind.

Ein erfrischender Abendwind hat den Gluthauch der Erde hinweggefegt und alle Last des Tages vergessen lassen. Ich bin allein, allein als Weißer, wie fast all die Jahre; aber kein Gefühl der Einsamkeit will in mir aufkommen. In Gedanken bin ich nicht allein, denn sie schweifen nach der fernen Heimat, wie stets in solchen Stunden, die just zum Träumen geschaffen sind, und ich weiß mich eins mit meinen Lieben zu Hause, eins in gemeinsamem treuen Gedenken. Und was sollte mir hier fehlen in dem unendlichen Reichtum, der mich umgibt, um den ich mit keinem Krösus der Welt tauschen möchte. Um mich die köstliche Stille und der Frieden der Tropennacht, über mir das Rauschen der Palmen und das Demantgefunkel der Sterne? Das ist Schönheit, unendliche Schönheit der afrikanischen Steppe, wie sie nichts auf der Erde bieten kann. Leise verwirren sich die Gedanken, die Natur fordert ihr Recht, und bald liege auch ich im tiefen Schlafe sorgloser und unbekümmerter Jugend.

Mond und Sterne sind still ihre durch ewige kosmische Gesetze vorgeschriebenen Bahnen gezogen. Sternbilder sind hinabgesunken, andere heraufgestiegen, und neue Fixsterne senden ihre leuchtenden Strahlen aus jahrmillionenfacher Entfernung. Ein beständiges Kommen und Gehen und doch in unveränderter klarer Pracht das Funkeln der Unendlichkeit droben.

Da, fern am östlichen Horizont, aus der Tiefe aufsteigend, ein lichter Schein; das erste Zeichen des erwachenden neuen Tages. Höher und höher steigt er herauf, breitet sich am Himmel aus, während noch die Schatten der Finsternis über der Erde lagern. Die Stimmen ersterben, die auch in der Nacht dem stets wachsamen Jägerohr den nimmer rastenden Kampf ums Dasein der Natur und ihrer Geschöpfe verraten. Nur aus der Ferne schallt noch das Gejaule einer Hyäne oder das Bellen eines Schakals, die sich, gesättigt vom Raube der Nacht, in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Lichtscheues Gesindel, das vom jungen Tage nichts wissen will. Auch der König der Tiere ist verstummt, dessen donnernder Ruf von Zeit zu Zeit erklang, und nur ein paar Eulen streichen mit heiserem Schrei durch Baum und Busch, deren Umrisse sich immer schärfer von der Umgebung abheben, um rasch noch ein verirrtes Mäuslein zu erwischen.

Inzwischen ist es heller und heller geworden, der weiße Schein am Himmel beginnt sich zu färben, erst grünlich, dann gelblich, dann in leuchtendes Rot übergehend und seinen hellen Widerschein über die weite Steppe ergießend. Das Tagleben in seiner reichen Mannigfaltigkeit ist ringsum erwacht. Jubelnd ertönen die Stimmen der kleinen Sänger in den Büschen, der lockende Ruf des Steppenhahns, der seine Völker um sich schart, schallt aus dem Grase, und von ihren Schlafbäumen mit zänkischem Gekreisch hört man da und dort Perlhühner zum Morgenfrühstück im Grase einfallen. An den Ufern des Stromes streichen ungezählte Scharen von Wasserwild ihren Äsungsplätzen zu, und über die breite, spiegelnde Wasserfläche dröhnt das Trompeten der Flußpferde, die sich nach der Nachtäsung in den ausgetrockneten Schilfniederungen behaglich in den kühlenden Fluten tummeln.

In dieser Zeit ist es am köstlichsten zu reisen oder mit der Büchse im Arm in den taufrischen Morgen hinauszuwandern. Lichtes, lachendes Leben ringsherum, ein Leben ohne Grenzen in goldener Freiheit. Klar und tief ist der Himmel geworden und von goldenen Strahlen durchzogen, die aus loderndem Horizont emporschießen. Überall ist das Wild rege, welches nach banger Nacht, nun sich auf seine scharfen Lichter verlassend, inmitten der weiten Grasflur sichtbar wird. In der Ferne einige dunkle Punkte, gleich sich vorwärts bewegenden Bällen. Strauße, jene scharfäugenden Wächter der Steppe, die überall da, wo sie sich den Wildrudeln zugesellen, jeden Versuch des Jägers, sich anzupürschen, von vornherein erfolglos machen. Gern verläßt sich daher auch das Wild auf diese Vögel, die ich mit allen Arten von Antilopen, Zebras, ja selbst mit dem so unzugänglichen Nashorn vergesellschaftet angetroffen habe.

Kurz nur sind die Übergänge vom Tage zur Nacht, von der Nacht zum Tage in den Tropen. Nicht lange dauert es, dann steigt aus dem lodernden Feuermeer im Osten der Sonnenball empor, und rasch beginnt sich seine Glut fühlbar zu machen. Aber noch hat sie nichts Drückendes für den, der im beständigen Leben draußen in der Freiheit an ihre Strahlen gewöhnt ist. Leuchtend überziehen sie die Steppe, um ungezählte Tupfen von Gold auf die Spitzen der Blätter und Gräser zu setzen, die leicht im Morgenwinde schaukeln.

Immer wechselnd ist das Aussehen der Steppe für den, der sie offenen Auges durchzieht. Sei es beim Erwachen des Tages, sei es, wenn die Sonne hoch im Zenit steht, oder wenn die tiefe Melancholie der Abendstimmung das Gemüt in ihren Bann zwingt. Weite feierliche Einsamkeit und doch voller Leben. Bald ungeheure Grasfluren ohne Grenzen, bald prächtige Parks, wie sie nur die kunstvolle Hand der ewigen Schöpfung hervorbringen konnte, überragt von den breiten Wipfeln schattenspendender Bäume und den rauschenden Kronen schlanker Palmen. Am größten aber ist die Pracht, wenn die Steppe nach langer Dürre und Trockenzeit wieder ihr grünes Frühjahrsgewand anlegen kann. Wenn die schweren Tropenregen herniederrauschen, um die unter der Glut der Sonne verschmachtete und von den glühenden Steppenwinden kahl gefegte Erde zu neuem Leben zu erwecken.

Der gelbe Erdboden ist bald von einem grünen Rasenteppich bedeckt, der rasch höher und höher werdend, ein wogendes Grasmeer im Schmuck silbern schimmernder Blüten bildet. Keimend sprossen aus den Zweigen der Bäume und Büsche die jungen Blättchen, größer und größer werdend, um bald das knorrige Geäst in ein dichtes Laubdach zu verwandeln. Auch die Büsche sind wie das Gras mit schimmernden Blüten übersät, und die ganze Natur prangt in leuchtenden Farben, wie eine Braut in ihrem Hochzeitsschmuck.

Aber auch hier geht dem jungen Werden das Vergehen voraus, und nur das Lebensfähige wird zu neuem Sein auserkoren. Furchtbar ist's, wenn die Naturgewalten über die Steppe brausen und im ewigen Kampf der Elemente vernichten, was angefault und morsch, ihnen nicht mehr standhalten kann und erliegen muß. Erschüttert steht auch der Mensch diesen Gewalten gegenüber, die die Steppe als Bundesgenossen heranzieht, um ihn auf die Knie zu zwingen.

Im beständigen Wechsel zwischen der Glut des Tages und der Kühle, ja Kälte der Nacht, fängt die Zermürbung an. Ist dann die Natur ausgesogen und nach monatelanger Trockenzeit verdorrt, dann kommen die ersten Sturmtruppen. Mächtige Grasbrände durchjagen das Land in oft kilometerlangen Linien. Haushoch schlagen die Flammen, fegen prasselnd durch die Zweige der Büsche und Bäume, um alles zu verzehren, was keinen Lebenssaft mehr in sich hat. Die Hitze ist so groß, daß sie weit voraus jedes Leben vernichtet, sei es Pflanze, sei es Mensch oder Tier. Geängstigt flüchtet das Wild in Scharen vor dem rasenden Flammenmeer, und nur, was vollkräftig und lebensfähig ist, entkommt, das Kranke muß erliegen.

Auch für den Menschen, im besonderen den Europäer, erfordert das Reisen in dieser Zeit große Umsicht, um mit den Grasbränden nicht in unangenehme Berührung zu kommen. Gelingt es nicht, Höhenzüge zu erreichen, die nur mit niedrigerem Grase bestanden sind, so bleibt als letztes Mittel, und ich selbst habe es mehrfach angewendet, das Gras unter dem Winde anzuzünden und sich auf das abgebrannte Stück zu begeben. Und geht es auch nicht immer gleich ans Leben, und können sich die Menschen retten, so ist zum mindesten das auf Expeditionen unersetzliche Gepäck verloren, das von den Trägern im Stiche gelassen wird.

Ein schaurigschönes Schauspiel sind solche Grasbrände bei Nacht, und namentlich im Berglande. Rings herum flammen an den Hängen die langen Feuerlinien auf, bald niedrig, bald hoch lodernd, bergauf und bergab stürmend und Wolken von Funken in die Lüfte jagend. Himmel und Erde sind in ein glutendes Licht getaucht, das meilenweit sichtbar ist.

Nach den Feuern kommen die Stürme, und sie brechen und fegen hinweg, was von dem Brande versengt stehen geblieben oder nur halb verzehrt worden ist. Jagend fegt die Windsbraut über die Steppe, wirbelt in tollem Spiel alles durcheinander, Asche, verdorrte Blätter und Gezweig. Die Wirbelwinde reißen mit sich, was nicht niet- und nagelfest ist, Zelte, Decken, selbst Kochtöpfe werden hoch in die Lüfte erhoben und weithin fortgetragen. Oft sind die Stürme von solcher Gewalt, daß man sich selbst nicht aufrecht halten kann und platt auf den Boden werfen muß, um nicht umgerissen zu werden. Selbst Sträucher werden entwurzelt und starke Bäume gebrochen. Bekannt sind diese Wirbelstürme dem Laien unter dem Namen Sandhosen. Sie bilden hunderte Meter hohe Trichter, die ebenso plötzlich, wie sie auftreten, hoch in der Luft auseinanderfallen und verwehen.

Wehe, wenn diese Wirbel durch das Lager fegen. Dann ade mein Essen, du lustig schmorender Braten, wir haben uns die längste Zeit gesehen. Aber auch die Feuerbrände werden in die Steppe hinausgeschleudert, wodurch großer Schaden entstehen kann. Wie gefegte Straßen sehen die Wege der Wirbelstürme aus und bilden weithin sichtbare Streifen im Gelände. Oft führen die Stürme ungeheure Sandmengen mit, schieben sie in dichten Mauern vor sich her, die sich gelb am Horizont auftürmen und mit rasender Schnelligkeit ankommen. Unter Bergen von Sand ist dann alles Eigentum verschüttet und das Essen gleichfalls dahin oder ungenießbar gemacht. In den Wüstenstrichen der Erde können diese Sandstürme von verheerender Wirkung sein, ganze Niederlassungen, Menschen und Tiere unter ihren Massen begraben.

Erst wenn die Erde so vorbereitet ist, setzen die Regen ein. Sie treten im Inneren Afrikas fast nur in Form schwerer Gewitter auf, wie man sie unter unseren heimischen gemäßigten klimatischen Verhältnissen kaum kennt. Bis ins innerste Mark erschüttert steht der Mensch diesen ungeheuren Naturgewalten gegenüber. Kaum ballen sich die ersten Wolken am Horizont, türmen sich zu immer mächtigeren, phantastischen Gebilden, so ist auch schon bald der leuchtende Tropenhimmel schwarz überzogen, und tiefe Finsternis breitet sich über das Land. Zuckende Blitze fahren durch das dichte Gewölk, ergießen sich in leuchtenden Strahlenbüscheln über das Firmament, jagen sich hin und her oder schießen als jäh auflodernde Strahlen zur Erde nieder, um diese in ihren Grundfesten zu erschüttern. Ängstlich verkriecht sich jede Kreatur, und verängstigt steht auch der Mensch, ohnmächtig den entfesselten Urgewalten der Schöpfung preisgegeben.

Die Eingeborenen haben vor den Gewittern meist große Furcht. Sie haben kein Verständnis für ihre erhabene Schönheit und für den segenspendenden Reinigungsprozeß der Natur. Abergläubisch, wie sie alle sind, wähnen sie nur die bösen Gewalten der Hölle losgelassen, um Unheil und Verderben über die Menschheit zu bringen. Ich habe mich oft bemüht, meinen Leuten zu erklären, wie solche Gewitter entstehen und wie notwendig sie sind, um alles um sie her, die Menschen selbst, zu erfrischen, zu stärken, zu neuem Leben zu erwecken. Die Betrachtungen waren aber zu hoch für ihre Begriffe und sie konnten sie in ihrem einfachen Verstand nicht begreifen. Ist es doch schon schwer, in unseren heimischen abgelegenen Gegenden die Landbevölkerung aus ihrem festgewurzelten Aberglauben zu reißen.

Mit unerhörter Gewalt traten die Gewitter am Logone in Erscheinung. Große Wasserläufe ziehen ja bekanntlich die Gewitter an. Ich hatte gewiß gesunde Nerven in jenen Jahren, die in manchem Sturm und Kampf gestählt waren, aber ich muß frei gestehen, daß selbst sie manchmal zu versagen drohten, und mir gewaltig das Herz pupperte.

Die Wetter zogen sich gewöhnlich in den Nachmittagsstunden zusammen. Rings herum türmten sich die Wolkenmassen und zogen dem Strome zu. Bald brach die Dunkelheit herein, und in flammenden Lichtern zuckte der Horizont; leuchtete die Gegend im grellen phosphoreszierenden Schein, und unaufhörlich fuhr Blitz auf Blitz hernieder, von krachendem Donner begleitet, als sollte die Erde bersten. Sie fuhren splitternd in das Geäst der hohen Bäume oder in die breite Wasserfläche des Stromes, daß leuchtende Wassergarben gleich Myriaden Funken aufsprühten. So ging es Stunden auf Stunden und Nacht für Nacht während der Regenmonate. Ein Gewitter folgte dem andern oder suchte es zu überholen. So zogen sie hinauf und hinab am Flusse, oder sie trafen aufeinander zum gigantischsten Kampf, den die Natur dem bis ins Innerste erschauernden Menschen bieten kann. Mehr als einmal wurde mir die neben meinem Hause ragende Fahnenstange zerschmettert, und am liebsten hätte ich mich selbst in eine der niedrigen Eingeborenenhütten verkrochen, hätte ich mich nicht geschämt, nur um in solchen bangen Stunden der Nacht in meiner unendlichen Einsamkeit unter Menschen zu sein.

Donner und Sturm heulten wilde Symphonien, und war der erste Ansturm vorbei, dann öffnete der Himmel seine Schleusen. Gewaltige Regenmassen strömten zur Erde nieder, verwandelten die Niederungen in wenigen Minuten in weitausgedehnte Wasser-

flächen oder ergossen sich in reißenden Gießbächen, die ganze Teile der hohen Steilufer mit in die Tiefe rissen, in die hochgehenden Wogen des Stromes.

Wie manche schwere Wetternacht habe ich aber auch ungeschützt draußen in der Steppe verbracht. Mein Zelt führte ich nie bei mir, weil dieses während der Regenmonate dazu dienen mußte, das Strohdach meines Hauses abzudichten und deshalb in diesem aufgespannt war, um meine Sachen vor der Nässe zu schützen. Stundenlang habe ich dann die Nacht auf einem Baumstumpf oder Termitenhügel verbracht, bis auf die Haut durchweicht; aber nur wenige Sonnenstrahlen am Morgen genügten, um die leichte Kleidung wieder zu trocknen.

Ich erinnere mich an eine Wetternacht nach ermüdenden Tagesritten. Wie hatte ich mich auf den Schlaf gefreut, da mir noch große Anstrengungen bevorstanden, aber wieder zogen schwere Gewitter herauf. Ringsherum flammte der Himmel, und bald ergoß sich strömender Regen, der die ganze Nacht anhielt. Ich saß, die Beine angezogen, auf einem umgekippten Baumstamm, da um mich her das Wasser in Bächen floß. Meine Eingeborenen hatten sich da und dort unter Bäume und Büsche verkrochen, wo sie etwas Schutz zu finden hofften. An Feueranmachen war nicht zu denken, und auch unsere armen ermüdeten Pferde standen mit eingezogenen Schwänzen und traurig hängenden Köpfen, ohne zu fressen.

Schließlich muß mich doch die Müdigkeit überwältigt haben; ich war eingenickt und dabei vom Baumstamm herabgeglitten. Ich erwachte erst, als der Tag schon graute und lag tatsächlich mit der Hälfte des Körpers in strömendem Wasser, während der Kopf auf einem Stück Ast des Baumes ruhte. So kann die Natur ihr Recht fordern, allen Unbilden des Wetters zum Trotz; ich mußte einige Stunden so geschlafen haben. Unangenehm wirkt selbst in den heißesten Gegenden der Tropen meistens die Kühle der Morgenstunden vor Sonnenaufgang, weil sich dann stets ein kalter Wind aufmacht. Besonders lästig ist dieser, wenn die Kleidung und auch die sonst wärmenden Decken durchnäßt sind, und wenn es unmöglich ist, nur das kleinste Feuer anzumachen, um wenigstens ein heißes Getränk zu sich zu nehmen. Da sehnt man sich der Sonne entgegen, mit ihrem Licht und ihrer Wärme, die wohltuend den schauernden Körper umfangen.

Und schießen die ersten feurigen Strahlen aus der Tiefe des Horizonts auf, dann leuchtet und glitzert und prangt die ganze Natur in ihrer jungen Blüte. Bäume und Sträucher, Büsche und Gras sind mit schimmernden Tropfen besät, die gleich Diamanten in allen Farben funkeln, und das Gold der Sonne, das Blau des Himmels und das lichte Grün der Steppe in ihrem Frühlingsgewande vereinigen sich zu einer Farbensymphonie von unendlicher Pracht. Im frohen stolzen Gefühl der Kraft und Freiheit weitet sich die eigene Brust, lustig schallt das Geplauder der Eingeborenen, die auch ab und zu einen Gesang anstimmen, wenn sich dies nicht durch besondere Umstände verbietet, und überall herrscht jauchzendes Leben. Die Stimmen all der kleinen gefiederten Sänger in Busch und Feld erheben sich zu jubelndem Lobgesang, und es pfeift und zwitschert und tiriliert in allen Tonarten. Dazwischen schallt das Gekreisch der kleinen Papageien, die pfeilschnell von Strauch zu Strauch schießen, oder fern im blauen Äther ertönt der Kampfschrei des Adlers, der dort in stolzer Höhe seine Kreise zieht.

Da und dort werden Böckchen hoch, sich im harmlosen Spiel gegenseitig jagend, die kleine rotstirnige Gazelle zieht vertraut in schwächeren Rudeln durchs lichte Gras, lebhaft bewegen sich die langen Wedel hin und her, während sich die weißen Bauchseiten unter den dunklen Streifen leuchtend aus dem hellen Grün des Grases abheben. Weiterhin auf den Flächen stehen einige Moorantilopen mit ihren schlanken, lyraförmigen Gehörnen, die, vom Regen der Nacht gewaschen, schwarz glänzen, und auch vereinzelte Großantilopen kann das Auge in der Ferne erspähen. Alles ist draußen, um sich die Decke von der Sonne trocknen und wärmen zu lassen.

Teilweise ist das Gras schon über Manneshöhe. Hier und in den ausgedehnteren Waldstreifen heißt es vorsichtig zu sein. Dichte grüne Wände hemmen den Blick auf wenige Meter, und ein ungemütlicher Geselle durchzieht mit Vorliebe diese heimlichen Gegenden — das Nashorn. Heute soll die Büchse ruhen, soll nichts den hehren, köstlichen Frieden der glücklichen Natur stören. Drum nur keine Begegnung, die mir die Waffe in die Hand zwingen könnte.

Aber nicht nur das Großleben ist erwacht, sondern bis zu den Kleinsten herab regt es sich. Überall kreucht und fleucht, krabbelt und flattert es. Flinke Ameisen, schillernde Käfer ziehen emsig zu ihrer Arbeit aus, huschen über den Boden und flitzen durch das Gras, bunte Schmetterlinge schaukeln sich von Blüte zu Blüte, und in der Luft surrt und summt es von Tausenden aller Arten von Insekten. Freilich sind nicht alle angenehm und man sucht sich oft vergeblich der Lästigen zu erwehren. Aber was hilft es; wer das Schöne genießen will, muß auch das Unangenehme in Kauf nehmen können, sonst soll er zu Hause bleiben.

Zu den ekligsten Ungezieferarten gehören sicher die verschiedenen Zecken, die sich fest in die Haut einbeißen, um das Blut herauszusaugen. Sie verstehen es, sich unglaublich rasch durch die Kleidung hindurchzufinden; ist man nur kurze Zeit durchs hohe Gras gewandert oder hat auf dem Boden gelegen, so hat man oft schon Dutzende dieser Blutsauger an sich. Ich mußte sie mir — soweit ich nicht selber dazu kommen konnte — von meinem Diener abnehmen lassen. Die Hauptsache ist, den fest in der Haut sitzenden Kopf mit herauszureißen. Bleibt dieser stecken, so führt dies oft zu schweren Entzündungen. Die beutelähnlichen Körper der Tiere werden bis haselnußgroß und sind voller Blut gesogen.

Auch sonst gibt es gar vieles lästige krabbelnde, stechende und beißende Ungeziefer; Schmeißfliegen und Bremsenarten, die namentlich die Tiere unendlich quälen können, aber der Mensch gewöhnt sich schließlich an manches, der Afrikaner im besonderen. Dafür gibt es auch viele nützliche Insekten, die wir nicht nur in Europa als solche kennen und schätzen, sondern die gerade unter afrikanischen Verhältnissen von außerordentlichem Werte sind, auch wenn sie gleichfalls einmal sehr unangenehm werden können, wenn man sie nicht richtig behandelt.

Das ganze innerafrikanische Steppengebiet ist nämlich reich an wilden Bienen, denen die Gras- und Buschblüte gute Existenzbedingungen gewährt. Auch die Eingeborenen wissen den überall reichlich vorhandenen Honig zu schätzen und zu verschiedenen Zwecken zu verwenden. Mit Vorliebe verbrauen sie ihn entweder allein oder in

Verbindung mit Hirse oder Mais zu einer Art Bier, das frisch genossen ein recht angenehmes und wohlschmeckendes Getränk ist, gegoren aber stark berauschend wirkt. Auch ich hatte mich vollkommen an dieses Getränk gewöhnt, das mir stets frisch in den hier üblichen, von den Landeseingeborenen gleichfalls selbst gefertigten Tonkrügen gebracht wurde. Infolge der starken Verdunstung hielt sich das Bier trotz der größten Hitze wunderbar kühl und war eine große Erfrischung, wenn ich durstig vom Dienst, von Ritten und Jagden heimkehrte. Den Honig gab es in allen Farben, vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Braun, und in jedem Geschmack. Er war auch mir eine sehr angenehme Zukost für meine Tafel, und ich habe ihn lange Zeiten als Zuckerersatz, selbst für Tee oder Kaffee verwendet, wenn mir der Zucker ausgegangen war.

Die Eingeborenen gewinnen den Honig lediglich durch Raubbau. Haben sie ein Bienennest entdeckt, so wird der Abend abgewartet und dann das Nest ausgebrannt oder ausgeräuchert, wobei die Völker natürlich vernichtet werden. An Lagerplätzen können die Bienen in der Trockenzeit oft recht lästig werden, da sie dann durch die Wasservorräte und Getränke in großen Schwärmen angezogen werden, hartnäckig an Tassen, Töpfen und allen Behältern kleben oder hineinfallen. So manchen unangenehmen Stich habe ich davongetragen, wollte ich eines der mich umsurrenden Insekten zu energisch verscheuchen, oder ich brachte im Abenddunkel zu unachtsam ein Getränk an die Lippen, in dem eine oder mehrere Bienen herumschwammen.

Ein in seinen Folgen recht unangenehmes Zusammentreffen mit den sonst so sympathischen fleißigen Völkchen hatte ich gelegentlich meiner Rückkehr von meiner Grenzreise. Ich hatte nach langer, heißer Durststrecke wieder das Logone-Ufer einige Tagemärsche südlich von Bongor erreicht und mein nachmittägiges Lager an einem Platze bezogen, der von einigen hohen Bäumen angenehm beschattet war. Wohlig hatten sich Menschen und Tiere ins Wasser gestürzt, um in vollen Zügen das langentbehrte kühle Naß zu genießen, während gleichzeitig ringsherum die Kochfeuer aufflackerten. Ich selbst hatte es mir unter einem mächtigen Baobab oder Affenbrotbaum bequem gemacht, der zur Hälfte abgestorben war, dessen andere Hälfte jedoch unter den weitausladenden knorrigen Zweigen prächtigen Schatten abgab. Hier hatte ich mich nach meiner Gewohnheit daran gemacht, die vormittägige Routenaufnahme zu konstruieren, während mein Koch an der Rückseite des breiten Stammes sein Reich aufgeschlagen hatte, aus dem soeben die ersten lustigen Rauchwölkchen aufstiegen und sich ein angenehmer Kaffeeduft verbreitete. Eifrig über meine Arbeit gebeugt, beachtete ich nicht ein verstärktes Summen und Brummen, das sich um mich erhob und das ich den zahllosen Fliegen und ähnlichen lieblichen Vertretern der Insektenwelt zuschob, deren endlose Quälereien man im inneren Afrika als ein unabänderliches Geschick hinzunehmen gewohnt ist. Achtlos und ohne aufzusehen schlug ich danach, um aber im gleichen Augenblick ein — zwei — drei, ein halbes Dutzend schmerzhafte Stiche an Kopf und Hand zu verspüren, und während ich erschreckt aufspringe, wehrlos den Stichen der mich bestürmenden Insekten preisgegeben, nur bemüht, mit den Armen wenigstens Gesicht und Augen zu schützen, hatte sich schon ein tausendfaches, wildes Summen erhoben, und der erschreckte Ruf „Bienen" schallte durch das Lager. In kopfloser Hast stürmte alles davon, ich darunter.

Töpfe flogen um, Teller, was ein jeder gerade zur Hand gehabt hatte, wurde weggeworfen, fort — nur fort — so schnell die Beine trugen und wohin gerade die Nase stand. Aber es gab keine Rettung, schwarz war die Luft in weitem Umkreise von Tausenden und aber Tausenden von Bienen erfüllt, die uns nicht mehr losließen, und es brauste und surrte um unsere Ohren, als wenn Motoren liefen. Dabei hagelten die Stiche nur so herab, und Kopf, Hals, Hände und was gerade nicht durch Kleidung geschützt war, brannte schmerzhaft wie von glühenden Nadeln durchbohrt.

Verlassen lag unser schöner Lagerplatz, an dem sich noch vor kurzem alles so wohl gefühlt hatte. Verschwunden waren auch die Pferde, die zum Teil an Büsche angebunden, zum Teil angepflöckt gewesen waren. Hoch hatten sich die erschreckten und von Schmerzen gepeinigten Tiere aufgebäumt, sich dann gewälzt, gezerrt und gerissen, bis Ketten und Halfter sprangen, und waren in wilder Hast weit davongestürmt. Einige Pferde hatten sich mitsamt den Pflöcken losgerissen, die ihnen nur so um die Knochen flogen, waren darüber gestolpert, wieder aufgesprungen, wieder gestürzt, daß es mir angst und bange war. Tatsächlich wurde auch am nächsten Morgen eines meiner besten Soldatenpferde mit gebrochenem Bein gefunden und mußte erschossen werden.

Ein Teil meiner Leute hatte sich sofort in den Fluß geworfen, um sich den lästigen Angreifern zu entziehen, aber in Wolken summten diese über der Oberfläche, und wo nur ein Kopf kurz auftauchte, um Luft zu schnappen, da fielen sie darüber her, daß er schnell wieder verschwand. Der andere Teil, und bei diesem befand ich mich, war weit ins Land hinein gelaufen, zwischen abgemähte Felder und Wiesen der Anwohner. Einige geistesgegenwärtige Leute hatten rasch aus ihren Feuern Brände herausgerissen und diese mitgenommen. Sie waren noch unsere Rettung. In Gruppen standen wir beisammen und ein jeder riß sich Büschel auf Büschel aus den herumstehenden trockenen Garben, die dann angezündet ringsherum, bald um die Beine und bald über den Köpfen geschwenkt wurden. Wehe dem, der nur einen Augenblick ermüdete oder seinen Brand nicht schnell genug erneuern konnte; gleich Rachegeistern überfielen die schwärmenden Bienen den Ärmsten und stachen ihn zuschanden. Es war eine höchst unangenehme Situation, nicht zuletzt hinsichtlich unserer so hungrigen Mägen, die nun das Nachsehen hatten, und wer uns als unbeteiligter Zuschauer hätte beobachten können, wie wir unentwegt und unter allen nur denkbaren Verrenkungen unsere Fackeln schwangen, hätte uns wohl leicht für eine Horde Verrückter oder beim Kriegstanze begriffener Wilden gehalten. — So ging es Stunde um Stunde, und die aufgebrachten Bienen ließen nicht eher von uns ab, als bis die hereinbrechende Dunkelheit ihrer Tätigkeit ein Ziel setzte und sie sich allmählich in ihr Nest zurückzogen. Da der Überfall kurz nach Einrichtung unseres Lagers, also etwa um 3 Uhr nachmittags, stattgefunden hatte, so hatten unsere unfreiwilligen Freiübungen gegen 3½ Stunde gedauert! — Todmüde, hungrig, durstig und mit schmerzhaften, dick verschwollenen Gesichtern und Gliedern schlichen wir endlich zu unserem Lagerplatz zurück. —

Und die Ursache? Mein schöner Lagerbaum war in seinem abgestorbenen Teile von unten bis oben durchhöhlt und ein einziges großes Bienennest, was vorher niemand — leider auch nicht mein Koch — beachtet hatte. Der Rauch des direkt davor angelegten

Feuers war in den Baum gezogen, hatte die Bienen herausgetrieben und zu größter Wut gereizt, wofür sie auch recht ausgiebig und nachdrücklich Rache genommen hatten.

Von dem ursprünglich noch für die Abendstunden geplanten Weitermarsche mußte ich natürlich Abstand nehmen, schon weil erst am nächsten Morgen die weit nach allen Seiten versprengten Pferde gesucht werden mußten, was auch dann noch gehörige Zeit in Anspruch nahm. Nachdem die Abendmahlzeit so notdürftig und rasch wie nur irgend möglich hergerichtet und eingenommen war, sah ich alles eifrig mit Kühlen der brennenden Stiche beschäftigt, und das sonst so fröhlich-belebte Lagerbild glich mit seinen vermummten Gestalten eher einem Kriegslazarett. Inzwischen nahmen meine Leute jedoch die unvermeidliche Rache, indem sie die Zugänge zu dem Bienennest verstopften und den Baum anzündeten, an dem die Flammen bald lodernd emporzüngelten und als ein riesiges Fanal weithin leuchtend das Dunkel der Nacht erhellten. Ich kam etwa eine Woche später gelegentlich eines Patrouillenrittes von meiner Station aus wieder an dem Platze vorbei. Der einst so stattliche Baumriese, dessen schattenspendendes Dach uns so verhängnisvoll geworden war, bestand nur noch aus einem verkohlten Stumpf, aus dessen glutendem Kern noch immer dichte Rauchschwaden zum wolkenlosen Himmel aufstiegen und die so rasche Vergänglichkeit aller irdischen Pracht bezeugten.

Erhaben ist die weite afrikanische Steppe in ihrer grenzenlosen Einsamkeit und Stille; voller Schönheiten, Reichtum und Pracht für denjenigen, der sie offenen Auges und auch offenen Herzens durchstreift, als Naturfreund und als Jäger. Sei es unter lachendem blauen Himmel, wenn die Strahlen der Sonne ihre Fluren in goldenes Licht tauchen, und Baum und Busch im lichten Frühlingsschmuck prangen, sei es in den Morgen- und Abendstunden, wenn die wechselnden Beleuchtungen ihr schimmerndes, buntes Farbenkleid über die Erde breiten, oder sei es im Zauber der Tropennacht, wenn die Sterne am Himmel funkeln, das silberne Licht des Mondes geheimnisvoll um Bäume und Sträucher webt, spukhafte Nebelgebilde auftauchen, und leise die Lagerfeuer knistern. Auch wenn längst das Grün geschwunden ist und dem Gelb des tropischen Herbstes und Winters Platz gemacht hat, bleibt sie schön in ihrem herben Gewande und offenbart dem Blick um so freigebiger ihren unendlichen Reichtum an vielseitigem Tierleben.

Erhaben und gewaltig bleibt die Steppe, wenn die Naturgewalten in ihrem Aufruhr über sie hinwegbrausen; wenn heulender Sturm ihre Fluren fegt, wenn die gewaltigen Grasbrände prasselnd zum Himmel lodern, oder wenn zuckende Blitze herniederfahren und krachende Donner die Erde in ihren Grundfesten erschüttern. Aber sie verlangt hartes Holz, kann keine weichlichen Naturen vertragen, vernichtet, was nicht widerstandsfähig, schwächlich oder innerlich angefault ist. Hinter lachendem Gesicht hat sie ihre Krallen verborgen, und hart ist der Kampf gegen unbarmherzige Sonnenglut, Dürre, Wassermangel und Entbehrungen aller Art.

Neben dem Körper müssen dem Jäger auch die Nerven gestählt sein. Hart geht es auf hart, wenn der Wutschrei des angreifenden Elefantenbullen schmetternd durch die Wildnis schallt, wenn sich drohend der kampfbereite, bewehrte Kopf des Nashorns auf

wenige Schritte aus dem dichten Grase erhebt, wenn das gewaltige Flußpferd hartnäckig dem kleinen schwanken Einbaum folgt, um ihn in jedem Augenblick anzunehmen und wie ein Spielzeug zu zerbrechen, oder wenn die großen Katzenraubtiere knurrend das Lager umschleichen, und der Donnerruf des Löwen die Stille der Nacht erschüttert.

Wer sie aber bezwungen hat, wer ihrer Herr geworden ist in wagemutigem Kampf und frischem Mannesmut, dem wird sie Freund, dem gibt sie sich in nicht endenwollender Fülle und immer wieder aufs neue. Freiheit, Sonne, Licht, das urewige Sehnen des Menschen, hier wird es Erfüllung. Hier ist es auch mir Erfüllung geworden in reichem, unerschöpflichem Maße, und wenn nun auch schon Jahre dazwischen liegen, so werden mir jene köstlichen Zeiten unvergeßlich bleiben, und für immer wird sie mich in ihrem Banne halten, die herrliche, weite, grenzenlose afrikanische Steppe.

Allerlei von Jagd und Tieren.

In nordöstlicher Richtung von Bongor dehnte sich im Anschluß an den Besiedelungsstreifen längs des Logone-Ufers eine mehrere Kilometer breite, freie Grasebene, die rings von verhältnismäßig lichten Buschwaldungen eingeschlossen war. Vereinzelte Ausläufer und niedrigere Reihen von Büschen erstreckten sich weit in die Fläche hinein, die bis auf eine etwa die Mitte durchschneidende Geländesenkung mit niedrigerem Grase bestanden war, welches freie Übersicht gewährte. Hier bot sich die erste Gelegenheit, Groß-Antilopen anzutreffen, die fast immer in dieser Fläche standen, meistens Leier-Antilopen (Damaliscus korrigum), seltener Hartebeeste (Kuhantilopen), in größeren oder kleineren Rudeln, oft auch vergesellschaftet. Beide Tierarten sind sich äußerlich vollkommen ähnlich; gleiche Größe und gleiche Gestalt; nur die Farbe der Leier-Antilopen weist vielleicht eine etwas dunklere Tönung auf, und die Schädelform ist nicht ganz so langgestreckt und gedrungener wie bei den Kuhantilopen. Der Hauptunterschied liegt im Gehörn. Während das der Kuhantilopen scharf nach vorn gewinkelt ist und dann spitz nach oben verläuft, haben die Leier-Antilopen ein glatt nach hinten gebogenes Gehörn von durchschnittlich (an der äußeren Rundung gemessen) 55 bis 60 cm Länge bei starken Böcken; ähnlich dem der Pferde-Antilopen, nur mit stärkeren und weiter auseinanderstehenden Ringen, wie dies bei letzteren der Fall ist[1]). Auch in Gewohnheiten und Gebaren sind Leier- und Kuh-Antilopen gleich.

Mit Vorliebe hielten sich die Rudel in der Mitte der weiten Fläche, so daß es oft große Mühe und Geduld erforderte, an das scheue Wild auf einigermaßen günstige Schußentfernung heranzukommen. In den meisten Fällen mußte ich auf wenigstens dreihundert Meter schießen, was bei der Größe der Tiere zwar nicht übertrieben schwierig war, aber immerhin ein ruhiges und sicheres Abkommen erforderte. Namentlich wenn die Steppe gegen Ende der Trockenzeit abgebrannt war, erforderte das Anpürschen eine außerordentliche Gewandtheit unter Ausnutzung selbst der kleinsten Sträucher und stehengebliebenen Grasbüschel als Deckung. Die afrikanische Steppe brennt trotz der ungeheuren Gewalt der Brände selten restlos aus, da das Gras infolge des wechselnden Feuchtigkeitsgehalts des Bodens nie gleichmäßig abgetrocknet ist, und in den Niederungen die Grasstengel oft das ganze Jahr hindurch grün und frisch bleiben. Vielfach reißt das Feuer infolge des strichweise wehenden Windes auch nur lange Brandstreifen durch die Grasbestände, während lange Reihen unversehrt bleiben. Immerhin ist der Boden

[1]) Bei allen drei genannten Antilopenarten sind beide Geschlechter gehörnt, nur haben die weiblichen Tiere erheblich dünnere und spitzer auslaufende Hörner.

da, wo das Gras trocken war und die verzehrende Gewalt des Feuers sich voll austoben konnte, auf weite Strecken kahl wie eine Tischplatte, so daß dann auch nicht eine Spur von Deckung vorhanden ist.

Das Pürschen und Ankriechen in solchem Gelände ist eine „reine Freude", und so manchem einheimischen Jägersmann — aber auch nur „manchem" —, der im frisch gebügelten Jagddreß und mit sauber gewichstem Lederzeug neuester Mode im sauberen grünen deutschen Walde auf die Pürsch geht, würde ich gerne einmal nur einen einstündigen praktischen Kursus in der abgebrannten afrikanischen Steppe wünschen. Nicht wie ein Jäger, nein, wie ein Schornsteinfeger, schlimmer — wie ein Heizer an den großen Kesseln tief im Bauche unserer Ozeanriesen sieht man aus, wenn man einige hundert Meter über den mit dunkler Asche und Ruß bedeckten Boden gekrochen ist. Der unter den unbarmherzigen Strahlen der Sonne über das Gesicht rinnende Schweiß, der mit den Händen abgestreift werden muß, um die Augen frei zu behalten, zeichnet an die Kriegsmalerei der Indianer und Wilden erinnernde Gebilde auf Gesicht und Hals, während die vom Feuer ausgedörrten haarscharfen Grasstunken blutige Striemen durch die verrußte Haut ziehen und die Kleidung zerreißen, so daß diese in Fetzen hängt. Und doch — welcher wirkliche Jäger vergißt nicht gern Arbeit und vergossenen Schweiß, wenn er erst freudig aufatmend vor der mühevoll errungenen Beute steht, die vieltausendmal mehr wert ist und befriedigt, als ein rascher und leichter Erfolg.

Mehrfach gelang es mir natürlich auch, ein oder das andere Rudel oder einen Einzelgänger, in diesem Falle meist alte Böcke, in der Nähe des Buschrandes oder im lichten Holz selbst zu überraschen, so daß ich auf geringe Entfernung heranpürschen konnte; denn nicht immer dient die Jagd dem Selbstzweck draußen und kann als solche gehandhabt werden, sondern notwendiger Fleischbedarf erfordert ein rasches Zugreifen. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich willkommen, wenn sich eine bequemere Gelegenheit zum Schießen bietet; namentlich aber ist dies auf Reisen der Fall, wo nicht immer viel Zeit zur Verfügung steht, oder wenn dem abendlichen Pürschgang, der der Versorgung des Lagers gilt, bereits die Strapazen des Tages vorangegangen sind.

Das Pürschen auf Leier- und Kuhantilopen erleichtert gelegentlich die diesen Tieren eigentümliche Neugierde. Ganz durch Zufall wurde ich auf eine List gebracht, die ich später — auch in Südwest-Afrika — mit Erfolg auf Kuhantilopen angewendet habe. Aber auch nur auf dieses Wild und dann nur bei Rudeln, denen die Sache noch unbekannt war. Auf einer Reise im nördlichen Teile meines Bezirks galt es, nach Einrichtung des Lagers noch etwas Eßbares zu beschaffen. Bei meinem Bummel durch den Busch gelangte ich an den Rand einer etwa kilometerbreiten, fast ganz abgebrannten Fläche, in deren Mitte ein starkes Rudel Leierantilopen stand. Das Gelände bot nicht die geringste Deckung zum Heranpürschen, nicht den kleinsten Strauch, und obendrein stand die Sonne direkt gegen mich, so daß ich beim Heraustreten aus dem schützenden Buschwerk voll von ihren Strahlen beleuchtet gewesen wäre. Die Sache schien also aussichtslos, dennoch wagte ich, bis zu einem dreißig Schritte vor mir liegenden einzelnen kleinen Strauch, der letzten kümmerlichen Deckung, vorzukriechen, um die weiteren Bewegungen des Rudels zu beobachten, das etwa fünfhundert Meter von mir entfernt war. Aber wie

ich vorausgesehen hatte, so geschah's; noch hatte ich das Gesträuch nicht erreicht, da warfen ein — zwei der am meisten seitwärts stehenden Tiere auf, um scharf nach mir zu äugen, andere folgten, und bald stellte sich das ganze Rudel spitz zu mir, hoch die Köpfe erhoben, so daß ich jeden Augenblick erwartete, es kehrtmachen und flüchtig abgehen zu sehen. Nun, da anscheinend doch nichts mehr zu retten war, kroch ich — mich etwas freier bewegend — noch bis zu meinem Busch vor, um bald rechts, bald links um diesen herumzuschauen, da es mir jetzt Vergnügen machte, festzustellen, wie lange mich das Rudel aushalten würde.

Aber — was war denn das? Anstatt daß die Antilopen zum mindesten abzogen, wenn sie sich nicht so beunruhigt fühlten, um flüchtig zu gehen, löste sich eines der stärkeren Tiere aus der Mitte und zog langsam näher auf mich, wobei es den Kopf bald nach rechts, bald nach links streckte, um mich hinter meinem Strauch zu erkennen. Andere folgten, und bald war das ganze Rudel, welches ich auf vierzig bis fünfzig Stücke schätzte, im Anmarsche auf mich. Jetzt fing die Sache an, mich im höchsten Grade zu reizen. Die Antilopen, die mich nur kriechend gesehen hatten, hielten mich anscheinend für irgendein harmloses Steppentier, das sie in ihrer Neugierde eingehender betrachten wollten. Und sobald ich dies erkannt hatte, suchte ich mich auch als solches zu gebärden; bald guckte ich rechts, bald links um den Busch herum, erhob mich vorsichtig auf allen Vieren, machte mit den Armen die Bewegungen des Grabens, kurz, tat alles, was wohl irgend ein Vierfüßler an meiner Stelle hätte tun können; nur hütete ich mich, als menschliches Wesen erkannt zu werden. Daß meine Bemühungen vollen Erfolg hatten, bewies einerseits ein leises Kichern meines sonst so ernsten und jeder Lage gewachsenen Jagdjungen, den ich am Buschrande zurückgelassen hatte und jetzt mit einem bedeutungsvollen Auflegen des Fingers auf den Mund zurechtweisen mußte, und andererseits das Verhalten des Rudels.

Näher und näher kam das Wild, natürlich langsam und zögernd, wobei es oft minutenlang verhoffte, um zu beobachten. Aus den fünfhundert Metern waren vierhundert geworden, aus den vierhundert bald dreihundert, und immer noch kam der Zug auf mich zu, wobei es possierlich war zu sehen, wie die Tiere die grotesken langen Köpfe rechts und links stellten, um endlich zu entdecken, was eigentlich hinter dem Busche für ein absonderliches Wesen stecken mochte. Aber natürlich hütete ich mich, sie dieses erkennen zu lassen. Und immer näher zogen die eigenartigen Gestalten; bald lagen nur noch zweihundert — hundertfünfzig — hundert Meter zwischen uns. Bald rückten einzelne Tiere vor, an der Spitze von Anfang an ein starker Bock mit klobigem Gehörn, das schwarz zwischen den weit vorgestellten Lauschern emporragte, während die Masse sich in größerem Abstand scheu zurückhielt; bald verhofften jene, während das Rudel wieder in langer Linie vorrückte. Es war ein ungemein reizvolles und fesselndes Bild, die schlanken Geschöpfe auf der kahlgebrannten und nur mit kurzem, flaumigen, jungen Grün bestandenen Fläche, aller Vorsicht bar und von ihrer unbezwingbaren Neugierde getrieben, so unvermittelt heranwechseln zu sehen. Und unentwegt gingen die Köpfe nach rechts und nach links, lebhaft spielten die langen Lauscher, aufgeregt peitschten die mäßig langen Wedel hin und her, während ich jede Linie, jede Schattierung der geschmeidigen, sehnigen

Körper, selbst schon das dunkle Leuchten der mich scharf beobachtenden Lichter erkennen konnte.

Jetzt hielt sich die Masse doch allmählich zurück, und auch ich hatte alle Bewegungen eingestellt, um mich nicht doch noch zum Schlusse zu verraten; lag mäuschenstill, aber fast völlig frei vor den vordersten Tieren und war aufs äußerste gespannt, wie lange das Spiel noch weitergehen würde, trotzdem ich längst eines — mehrere mühelos hätte erlegen können. Aber unentwegt rückten diese heran, achtzig — sechzig — vierzig Meter, an der Spitze immer noch mein alter Bock, dahinter ein schwächerer, in kürzeren und längeren Abständen die übrigen Tiere in der gemischten Zusammensetzung des Rudels; nur einige Kühe mit Kälbern ganz hinten. Da — auf dreißig Meter — doch ein ruckhaftes Stocken des Leittieres, mit leicht gespreizten Vorderläufen, weit vorgestrecktem Hals und Lauschern zog es mit leisem, warnendem Schnauben die Luft ein; wie zu Stein erstarrt die langgestreckte Reihe des Rudels, die dunklen Lichter scharf auf mich gerichtet. Jetzt war der kritische Augenblick gekommen, zwar stand der Wind günstig, aber der Verdacht der Tiere war geweckt, und sie standen zu blitzschneller Wendung bereit. Wie gerne hätte ich das fesselnde und einzig dastehende Bild bis zur Neige ausgekostet, aber wieder einmal lag das Raubtier Mensch auf der Lauer, gierig nach Beute heischend. Und es mußte ja sein, selbst wenn ich persönlich gern verzichtet hätte, lag doch weit hinten am Lagerfeuer eine Schar hungriger Menschen, deren Sorge mir anvertraut war, auch wenn es Schwarze waren. Schon längst lag das Gewehr im Gesträuch gerichtet, und als ich kaum das erste Zucken des zum Absprung bereiten Leittieres erkannte, krachte auch schon mein Schuß donnernd über die weite Fläche, den starken Bock streckend; dann ein blitzschneller zweiter Schuß auf das in der Wendung begriffene folgende Stück, das in weitem Bogen ausholend nach vierzig bis fünfzig Gängen zusammenbrach. Ich hätte noch leicht eines oder mehrere erlegen können, aber wenigstens sollte das mörderische Blei nicht unnütz wüten; zwei der Leier-Antilopen genügten meinem Bedarf, der Doppeltreffer meinem jagdlichen Ehrgeiz. So ließ ich das Rudel, das völlig überrascht, zunächst kopflos durcheinander jagte, davonstürmen; in wilder Hast verschwand es bald am jenseitigen Rand der Fläche meinen Augen, dichte Staub- und Aschewolken aufwirbelnd.

Ein eigenartiges Zusammentreffen beobachtete ich einst zwischen einer Leier-Antilope und einer gefleckten Hyäne. Ich pürschte längs einer mehrere hundert Meter breiten, sich zwischen lichten Waldungen in weiten Windungen hinziehenden Geländesenkung, die während der Regenzeit einen der vielen, das Zwischenstromland durchziehenden Wasserarme bilden mochte, als ich vom jenseitigen Buschrande her ein einzelnes Stück Wild in der ungefähren Richtung auf mich heranziehen sah, in dem ich mit dem Glase einen Leier-Antilopen-Bock erkannte. Das Tier kam näher und näher, merkwürdigerweise ohne mich zu eräugen, der ich fast völlig frei in dem etwa hüfthohen Grase stand. Jedoch war es nicht das, was mich wunderte, denn jeder Jäger wird es mehr als einmal erlebt haben, daß ein Stück Wild anscheinend gedankenlos an ihn heran — döst! Der Bock schien aber durch irgend etwas, was ich noch nicht erkennen konnte, in Anspruch genommen zu sein, denn immer wieder blieb er stehen, äugte rückwärts, machte

Phot. Koblich

Gehöft der Banaheiden bei Bongor

Phot. Koblich

Schnabelweiber der Mußgus

Phot. Kund

Alter Flußpferdbulle am Logone

Phot. Koblich

Logone-Krokodil

auch mehrfach kehrt und senkte die Hörner, als wenn er nach etwas im Grase stoßen wollte. Jedenfalls war er von der sonstigen Aufmerksamkeit nach vorn völlig abgelenkt, so daß ich mich unbehindert zu einem etwas erhöht stehenden Gebüsch begeben konnte, von dem aus ich bei gedeckter Aufstellung einen freien Überblick über das Gelände hatte und mit Interesse den weiteren Vorgang beobachten konnte.

Bald sah ich, daß eine dunkle Gestalt in nur vier bis fünf Meter Entfernung hinter der Antilope herzog, den Kopf tief auf deren Fährte gesenkt; als die Tiere jetzt an den kahlen Hang des schmalen, sandigen Flußbettes kamen, das sich in der Mitte der Senkung befand, erkannte ich zu meinem größten Erstaunen, daß es eine starke, gefleckte Hyäne war, die unentwegt und ohne den Abstand zu verändern hinterher schlich. Geradezu frappierend wirkte der Unterschied zwischen dem stattlichen, geschmeidigen Wild der freien Steppe in seiner stolzen Haltung und dem schon in seiner ganzen Erscheinung das feige, lichtscheue Aasgetier verratenden Verfolger. Was aber veranlaßte die Hyäne zu ihrem Verhalten? Zwar ging es auf den Abend zu, aber die Sonne stand noch hoch am Himmel, und es war mir bisher nicht bekannt, daß sich die Hyäne — wenigstens einzeln — bei Tageslicht an lebendes Wild, noch dazu an eine Großantilope heranmacht. Sollte sie dieser bis zum hereinbrechenden Abenddunkel folgen wollen, oder hatte sich die Antilope infolge einer Verwundung oder Krankheit vom Rudel abgetrennt und trug schon den Todeskeim in sich, der das feinwitternde Raubtier auf seine Fährte gezogen hatte? Unverändert blieb das Verhalten der beiden Tiere, die jetzt auf ungefähr vierzig Meter an mir vorbei zogen, und auch äußerlich konnte ich an dem Bock, einem stattlichen alten Burschen, nichts feststellen, was meine Annahme gerechtfertigt hätte. Verwunderlich blieb mir nur, daß die Antilope, wenn es ihr nicht gelang, den Räuber zu verscheuchen, sich ihm nicht durch die Flucht entzog, was ihr bei ihrer weit überlegenen Schnelligkeit doch hätte ein leichtes sein müssen.

Leider konnte ich das interessante Spiel nicht länger beobachten, da es sich doch bald im Buschwalde meinen Blicken entzogen hätte, und ich auch zum Lager zurück mußte. So beendigte ich es durch einen raschen Doppeltreffer, der erst den Bock und sodann die Hyäne im Feuer umlegte. Letztere war ein starkes männliches Exemplar, und es war widerlich mitanzusehen, wie das schwer zu Tode getroffene räudige Vieh mich zähnefletschend mit haßerfülltem Blick, sich aber doch feige windend, anstierte, bis ich ihm rasch den Fangschuß gab. Der Antilopen-Bock war — abgesehen von meinem Schuß — völlig unversehrt, auch habe ich beim Aufbrechen und Zerteilen keinerlei Krankheitserscheinungen feststellen können. So bleibt mir das Verhalten der Tiere rätselhaft, und ich habe auch weiterhin keine ähnlichen Fälle erlebt.

Daß die große, gefleckte Hyäne auch dem Menschen gegenüber bisweilen recht unangenehm aufdringlich werden kann, namentlich wenn sie sich in Gesellschaft von ihresgleichen befindet und wohl durch Hunger dazu getrieben wird, ist mir selbst vorgekommen, als ich eines Abends bei Dunkelheit von der Jagd heimkommend, einem Rudel von mehreren Stücken begegnete. Zwei stärkere Tiere stellten mich auf schmalem Buschpfade, und ich mußte sie beide nacheinander umlegen, weil keines Miene machte, mir den Weg frei zu geben. Dann erst drückten sich die übrigen, welche sich in vorsichtigerer Entfernung

gehalten hatten. Immerhin war mir nicht ganz wohl bei dieser Begegnung, denn schließlich nutzen weder persönlicher Schneid noch das beste Gewehr, wenn man in unübersichtlichem Gelände und im Dunklen von mehreren Seiten zugleich angefallen wird, wie es hier leicht hätte der Fall sein können. Solche Begegnungen waren aber bei Tage äußerst selten, da die Hyäne vorzugsweise Nachtraubtier ist und die übrige Zeit in Erdhöhlen oder dichtem Buschwerk verschläft. Jedenfalls war ich hier auf ein Rudel gestoßen, das mit beginnender Dunkelheit im Begriff war, seinen nächtlichen Raubzug anzutreten.

Die Hyänen waren im nördlichen Kamerun-Gebiet, wie auch im Entenschnabel sehr häufig, besonders die kleinere gestreifte Hyäne. Beide Arten halten sich mit Vorliebe in der Umgebung von Ortschaften und in der Nähe besiedelter Gebiete auf, wo ihnen durch herumliegenden Abfall reichlicher und müheloser Fraß zufällt. Wenn die Hyäne auch frisches Fleisch nicht verschmäht, so lebt sie in der Hauptsache von Tierkadavern, Aas und jederlei Unrat. Als Aasraubtier ist sie auch schon durch ihr stumpfes Gebiß gekennzeichnet, welches im Unterschied zu dem der übrigen Raubtiere nicht zum Reißen lebender Tiere geeignet ist. Die Hyänen durchstöbern nächtlich ohne Scheu die Ortschaften und Gehöfte, ja selbst die Lagerplätze, sobald erst die Feuer niedergebrannt sind, und sie der Geruch des erlegten und eingebrachten Wildes angelockt hat. Widerlich schallt ihr schrilles Lachen oder ihr langgezogenes dumpfes Huuu—iiih durch die Stille der Nacht oder in unmittelbarer Nähe des Lagers, so daß ich oft erschreckt im Schlafe auffuhr. Gewöhnlich trat etwas Ruhe ein, wenn ich mit einem der Gewehre meiner Soldaten, der alten, noch mit Schwarzpulver geladenen Donnerbüchse Modell 1871 einen Schuß abgeben ließ, daß es gewittergleich und dröhnend die nächtliche Stille zerriß, und die langen, stark riechenden Rauchschwaden weit durch die Büsche zogen; aber ganz ließ sich das aufdringliche Gezücht doch nicht verscheuchen.

Erlaubten es meine Zeit und die sonstigen Umstände, so legte ich mit Vorliebe Selbstschüsse, um dem räudigen Gesindel Abbruch zu tun, namentlich bei meiner Station, wenn das Pack hier überhand nahm. Ich hatte mir zu diesem Zwecke einige alte, unbrauchbar gewordene Soldatengewehre hergerichtet. Gewöhnlich ließ ich Luderplätze anlegen, die dicht mit undurchdringlichen Dornbüschen umkleidet wurden, und zu denen ein gerade der Größe der Tiere entsprechender enger Paß gelassen wurde. Der Selbstschuß wurde dann in der Mitte darüber angebracht, so daß er das eindringende Tier, ob größer oder kleiner, unbedingt treffen mußte, sobald dieses die den Schuß auslösende Schnur streifte. In den meisten Fällen hatte ich Erfolg; war es keine Hyäne, so war es doch einer der ebenso widerlichen wie diebischen Eingeborenen-Köter, die lichtscheu wie jene, sich bezüglich Nahrungssuche völlig selbst überlassen bleiben und rauben und stehlen, wo sie nur Gelegenheit finden.

Ein in seiner Auswirkung humoristisches und ganz wohlverdientes Erlebnis hatte ich, als ich zum ersten Male im nördlichen Kamerun-Gebiet in eine Ortschaft kam, die nächtlich viel von Hyänen heimgesucht wurde. Ich hatte die Tiere schon mehrfach gehört, aber noch nicht in Anblick bekommen, und als krasser Anfänger wollte ich doch unbedingt eine Hyäne erlegt haben. Jetzt bot sich günstige Gelegenheit dazu, da gerade herrliche

Mondscheinnächte waren, und mich die Einwohner an einen Platz zu führen versprachen, an dem ich unbedingt auf Hyänen zu Schuß kommen würde. So zog ich stolz mit meinem Jungen und einem Führer aus, sobald es dunkel geworden war. Letzterer brachte mich zu einem in der Nähe befindlichen halbzerfallenen Mauerwerk, dem Rest eines Hauses, in dem ich mich vorzüglich gedeckt ansetzen konnte. Die nähere Umgebung war vollkommen frei, selbst vom Grase, und nur weiterhin mit einzelnen hohen Bäumen und dichterem Buschwerk bestanden. Jedoch konnte mir nichts entgehen, was über den freien Platz herankam.

Tiefe Stille herrschte ringsherum, nur von ferne ertönte ab und zu das Bellen eines Dorfköters, und in ewiger Ruhe zog der Mond seine Bahn am Himmelszelte, mit seinem milden Schein die Gegend erhellend, so daß ich selbst den kleinsten Gegenstand erkennen konnte. Aufmerksam saß ich da und harrte, das Gewehr schußbereit auf den Knien, aber nichts wollte sich zeigen, obgleich Stunde auf Stunde verrann. Ich warf nicht mißzuverstehende Blicke auf meinen Führer, der mir aber nur bedeutungsvoll und würdig zunickte und — na, er mußte doch seine Hyänen kennen, so daß ich also geduldig sitzen blieb, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, aber nicht wollten. Mitternacht war längst vorüber, ebenso die erste Stunde, und selbst die zweite näherte sich ihrem Ende, da wurde mir die Sache doch zu dumm. Schließlich hatte ich einen anstrengenden Tagemarsch in der mörderischen, noch ungewohnten Hitze jener Gegenden hinter mir, und in wenigen Stunden sollte es weiter gehen. Ja, wenn es sich noch um ein edleres Wild gehandelt hätte, aber — und es kam mir doch zum Bewußtsein, daß ich meine so notwendige Nachtruhe einem gänzlich wertlosen Objekt opferte. Ich erhob mich also trotz der mahnenden Blicke meines wohlmeinenden Führers und trat den Rückweg an, nur mit Mühe die mich überfallende Müdigkeit bekämpfend. Als ich mich nun dem Orte näherte, sah ich in weiterer Entfernung seitwärts vereinzelte Gestalten huschen — aber nicht etwa Hyänen, nein — Menschen, denen bald weitere in langen Reihen folgten, um dem gleichen Ziele, unserer Ortschaft, zuzustreben. Zunächst konnte ich mir den Vorgang nicht erklären, dann aber ging mir ein Talglicht auf, und zwar ein recht langes! Der guten Einwohnerschaft, die natürlich von meinen Jagdabsichten gehört hatte, war dies eine angenehme Abwechselung in ihrem sonstigen täglichen Einerlei gewesen, so ungefähr, wie die Vorstellung eines fahrenden Komödianten in einem abgelegenen Dörfchen der Heimat, und sie war nach meinem Aufbruche geschlossen ausgerückt, um meiner Vorstellung zuzuschauen! Hinter dem weiter gelegenen Buschrande hatte sie rings um meinen Ansitz herumgesessen, in der Hoffnung, sich daran ergötzen zu können, wie ich unentwegt Hyänen schießen würde; gab es nachher auch harmlos lächelnd zu! Und ich dreimal gehörntes Rindvieh, das sich bis jetzt anmaßenderweise „Jäger" zu nennen gewagt hatte, mußte mich zu solcher Komödie hergeben. Nun, mir war recht geschehen, und noch lange wirkte das Erlebnis jener Nacht in mir nach und unvergeßlich stand es vor meinen Augen, wenn ich später oft, ach wie oft, mit dem Knüppel nach dem räudigen Gesindel schmiß, welches mir keinen Schuß Pulver wert war. So verlief meine erste „Hyänenjagd" in Afrika!

Es ist hochinteressant, zu erkennen, und sicher nicht ohne tieferen Grund geschehen, wie die Natur ihre Geschöpfe schon in der äußeren Erscheinung ihren Zwecken angepaßt

hat. Wer wird in der Hyäne, dem ekelhaften, räudigen und in gebückter, hinterlistiger Haltung daherkommenden, unschönen Geschöpf nicht ohne weiteres das niedrig stehende, stinkendem Aas nachjagende Tier erkennen. Ebenso ist es mit dem fliegenden Aasgetier, den Geiern, die zahlreich das Innere Afrikas bevölkern. Mit ihren kahlen, räudigen Köpfen und Hälsen, ihrem struppigen, eintönigen Gefieder dienen sie gleichen Zwecken. Wie die Hyänen nur ein stumpfes Gebiß, so haben die Aasgeier nicht den scharf gebogenen, wehrhaften Schnabel und die krallenbewehrten Fänge des Raubvogels, sondern nur kurze Krallen und gestreckte, bis auf den vorn herabgebogenen Haken gerade Schnäbel, die nicht zum Schlagen lebender Beute eingerichtet sind, sich nur zum Reißen von Weichteilen und schon in Verwesung übergegangener Kadaver eignen. Den Aasgeiern schließen sich noch die Marabus an, die trotz der herrlichen, so hoch bewerteten und von der Damenwelt als kostbarer Schmuck begehrten Federn unter dem Stoß, ein struppiges, häßlich graues Gefieder und kahle räudige Köpfe und Hälse haben; dazu glatte, spitze Schnäbel, die überhaupt nicht zum Reißen geeignet sind.

In allen Ortschaften sind die Aasgeier zu Hunderten anzutreffen. Sie versehen dort die Stelle der Straßenreinigung, weil sie alle Abfälle, jeden Kot und Unrat vertilgen. Sie genießen deshalb auch überall Schonung und haben nur wenig Scheu vor dem Menschen. Frech wie die Hühner humpelten die auf dem Boden plumpen und ungeschickten Vögel unmittelbar vor meinen Füßen herum und mußten gewaltsam von den Koch- und Lagerplätzen vertrieben werden. Aber auch dann entfernten sie sich nur wenige Meter, saßen aufmerksam beobachtend auf den umgebenden Sträuchern und Bäumen oder in langen Reihen auf den Zäunen und Mauern der Gehöfte, um sofort auf jeden fortgeworfenen Abfall zu stoßen, um den sie sich gierig balgten. Nach dem Verlassen des Lagers wurden dann die Kochplätze eifrig nach übriggebliebenen Fleisch- oder Speiseresten durchsucht. Selbstverständlich erfüllen auch die Aastiere auf diese Weise ganz die ihnen durch die Naturordnung vorgeschriebenen Aufgaben und sind deshalb nicht weniger nützlich, als viele äußerlich höher stehende Tiere, ja sogar für den Menschen von nicht unwesentlicher Bedeutung.

Ist draußen in der freien Steppe ein Stück Wild gefallen oder ausgewirkt, so kommen die Aasgeier, nicht nur die der Ortschaften, sondern auch die seltneren und größeren Raubgeier der Wildnis in Scharen herbei. Ich hatte dies oft zu beobachten Gelegenheit, und es war dann erstaunlich, auf welche ungeheuren Entfernungen die Beobachtung der Vögel vor sich gehen muß. Noch ist der weite Himmelsraum frei, nichts im Umkreise zu sehen, da erscheint in der Ferne ein dem menschlichen Auge noch kaum sichtbarer Punkt, der rasch größer wird, andere folgen, tauchen gleichzeitig auf allen Seiten auf, und bald sieht man die Geier weite, ruhige Kreise über sich ziehen, sich niedriger und immer niedriger schrauben, um endlich mit rauschendem Flügelschlage bei der Beute einzufallen oder auf den nächststehenden Bäumen und Sträuchern aufzublocken, solange der Platz noch nicht frei ist. Es ist dies nicht anders zu erklären, als daß die Vögel einen ausgesprochenen Nachrichtendienst haben müssen. Eräugt einer die Beute aus weitester Ferne, vielleicht einer der vielen, der dem Menschenauge unsichtbar hoch im Äther schwebt, so wird er durch sein Verhalten seine Artgenossen aufmerksam machen, die seinem Fluge

dann folgen. Als letzte kommen die größten der fliegenden Vögel, die Marabus, um sich mit ihren langen Schnäbeln — oft sogar recht nachdrücklich — ihren Anteil an der Beute zu sichern.

Daß es lediglich das scharfe Auge ist, welches die Aasgeier und Marabus heranführt, daß es nicht etwa die Witterung ist, wie noch vielfach angenommen wird, ist für jeden zweifelsfrei, der solche Vorgänge selbst beobachtet hat. Man schützt das Wild vor den Geiern, indem man es mit Gras oder Gezweig eindeckt, und es wird um so besser geschützt sein, je mehr man es vor den scharfsichtigen Räubern der Lüfte verbergen kann. Auch ein in der Farbe unscheinbares Stück Wild wird erheblich schwerer durch die Geier entdeckt, als ein weithin auffallendes Tier. Ebenso wird abgestreiftes oder zerlegtes Wild, das rot leuchtende rohe Fleisch weiterhin erkennbar sein, als ein noch in seiner Decke befindliches Stück. Jedenfalls ist es mir stets gelungen, erlegtes Wild unversehrt an seinem Platze zurückzulassen und ebenso wieder vorzufinden, wenn ich es sofort nach dem Schuß oder auch Aufbrechen wirklich sorgsam eingedeckt hatte. Würden die Vögel wittern, so würden sie ihre Beute auch unter der Eindeckung aufzufinden wissen.

Schwerer ist es, nach hereingebrochener Dunkelheit und während der Nachtstunden seine Beute vor dem vierbeinigen Raubgesindel zu schützen, wenn man nicht genügend Leute zum Tragen mit sich hat und keine Zeit mehr bleibt, die Beute noch einholen zu lassen. Hier hilft kein Zudecken, da Hyänen und Schakale, selbst die großen Katzen, auch wenn diese mehr Augentiere sind, ihren Raub zu wittern vermögen und rasch loses Gras und Astwerk herabreißen würden. Hier helfen nur schützende Feuer, die möglichst lange brennen, was nicht immer durchführbar ist, oder starke und scharfe Dornverhaue, die selbst die stärkeren Räuber abzuhalten vermögen. Gegen kleineres Raubwild genügte es vielfach, wenn ich auf meinem erlegten Wild das Taschentuch, ein gerade entbehrliches Kleidungsstück, oder auch meinen Tabaksbeutel zurückließ. Die Tiere wurden dann schon durch die menschliche Witterung von dem Stücke abgehalten.

Eine besondere Freude bereitete mir die Jagd auf die größte der im nördlichen Kamerun-Gebiet vorkommenden Antilopen-Arten, die Pferdeantilope (Hippotragus equinus gambianus). Die hochragenden, stattlichen Tiere mit ihren starken Nacken- und Halsmähnen, denen sie ihren Namen danken, boten einen prachtvollen Anblick, wenn sie in den mit lichtem Buschwerk bestandenen, parkartigen Steppen, in denen sie sich mit Vorliebe aufhalten, unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, verharrten, um mich zu beobachten, oder wenn sie im ruhigen, stolzen Trabe abgingen. In den meisten Fällen hatten mich die Tiere längst entdeckt, ehe ich ihre Anwesenheit gewahr wurde, und verstanden sich dann so ausgezeichnet in den Rahmen der Umgebung einzupassen, daß nur das scharfe Auge meiner Eingeborenen sie erkennen konnte. Dabei schoben sie sich nicht einmal in das Buschwerk ein, sondern verhielten daneben und davor, ohne sich jedoch durch die geringste Bewegung zu verraten, wobei ihnen — wenigstens während der kalten Jahreszeit — noch ihre gelblichgraue Färbung zustatten kam*). Die schönen Tiere mit vorn weit höher als hinten gestelltem Leib, erreichen eine Höhe von über

*) Die zweite dunklere Art der Pferdeantilope, die Rappenantilope, Hippotragus niger, habe ich nicht angetroffen; sie kam meines Wissens im Norden Kameruns nicht vor.

anderthalb Meter und haben sehr kräftige, eng geringelte, in glattem Bogen nach hinten gehende und spitz auslaufende Gehörne, die beim Bock (an der äußeren Rundung) 65 cm und mehr messen. Die der weiblichen Tiere sind erheblich schwächer und kürzer.

Ich traf die Pferdeantilopen meist nur paarweise oder in kleinen Rudeln bis zu etwa sechs Tieren, dagegen nicht selten einzeln an, und zwar in der Hauptsache im südlichen Teil des Zwischenstromlandes. Sie scheinen mehr als andere Antilopen-Arten die besiedelteren Gegenden zu meiden. Ihr Verhalten war sehr verschieden. In abgelegenen Gebieten hielten sie mich ziemlich lange aus, waren aber da, wo sie wohl schon mehr beunruhigt waren, scheu. Trotzdem gingen sie — außer wenn sie schon einmal beschossen waren — nur auf kürzere Strecken ab, um immer wieder stehenzubleiben und nach mir zu äugen, wobei sie sich jedesmal hinter einem Busche aufstellten, wenn solcher erreichbar war. Sie verstanden es auf diese Weise ausgezeichnet, mich zu foppen und hinter sich her zu locken, ohne daß ich zum Schusse kam.

Ein seltsames Erlebnis hatte ich auf dem Rückmarsche von meiner Grenzreise. Schon seit Tagen war meine und meiner Schwarzen Beköstigung recht mangelhaft gewesen, da es in der Gegend, durch die mein Marsch führte, nur wenige armselige Eingeborenen-Niederlassungen gab, die kaum Lebensmittel liefern konnten, und auch jagdlich wenig Erfolg aufzuweisen war. Wir befanden uns in der trockensten Jahreszeit, das Wild hatte sich mehr in die Nähe der großen Ströme, des Logone und Schari, gezogen. Der Weg führte durch eine ebene Parklandschaft mit vereinzelten hohen, schlanken Borassus-Palmen, Palmgebüsch und verstreuten dichteren Buschgruppen geringen Umfanges. Da das jetzt trockene Gras strichweise niedergebrannt war, so konnte ich die Steppe weit übersehen, ohne aber irgendwelches Wild zu Gesicht bekommen zu haben. Um so mehr war ich überrascht, als ich plötzlich einen starken Pferdeantilopenbock sichtete, der in nur geringer Entfernung unbeweglich neben einem Palmgebüsch stand und mich, der ich meiner Expedition aus jagdlichen Gründen etwas voraus war, beobachtete. Das Ziel war auf diese Entfernung kaum zu verfehlen, und rasch, sowohl aus Freude über das ungewöhnlich starke Wild als auch aus materiellen Gründen, gab ich Feuer, welches der Bock mit einem Satz quittierte, um sichtbar getroffen in schwerfälligen Fluchten abzugehen. Nach etwa vierhundert Metern verschwand er hinter einer freiliegenden geringen Buschgruppe, an der mir sonst nichts Verdächtiges auffiel.

Ich ging mit meinem Büchsenträger und einem meiner Eingeborenen-Soldaten nach, während ich der inzwischen herangekommenen Kolonne ein Zeichen gab, zu halten. So war ich auf etwa hundert Meter an das Gebüsch herangekommen, als mein Bock wieder zum Vorschein kam und schräg zu meiner Richtung flüchtig ging, um in geringer Entfernung abermals zu verhoffen. Er stellte sich dabei breit, den Kopf mir zugewandt, und um die kostbare Beute nicht zu verlieren, gab ich rasch Feuer, auf welches das Tier — aufs Blatt getroffen — nach wenigen Gängen verendet zusammenbrach. Ich konnte mich nur kurz über das prachtvolle Wild freuen, denn es mußte rasch zerlegt werden, um den Marsch noch bis zu einem Dorfe fortsetzen zu können, bei dem ich Wasser zu finden hoffte. Ich traf deshalb unverzüglich die nötigen Anordnungen, und während ich selbst die Arbeit leitete, fiel mir — als das Wild zwecks Abstreifens der Decke auf die

andere Seite gedreht wurde — auf, daß die linke Seite, auf die ich doch zwei Schüsse abgegeben, die das Tier auch quittiert hatte, nur eine Schußwunde aufwies.

Kopfschüttelnd betrachtete ich mir den unerklärlichen Vorgang. Ich konnte doch das erste Mal nicht gefehlt haben? Oder sollte das auffällige Zeichnen des Bockes, der noch keine Bekanntschaft mit der Feuerwaffe des Europäers gemacht hatte, nur ein Zeichen des Schreckens gewesen sein? Immerhin auch möglich, denn sonst hätte er mich zum zweiten Male wohl nicht so lange ausgehalten. Meiner alten Gewohnheit gemäß, und weil ich mich mit vorstehender Erwägung nicht begnügen konnte, mußte ich den ersten Anschuß aufsuchen. Meine Leute zur Eile mahnend, ging ich auf der deutlich sichtbaren Spur zurück, wobei ich zunächst an das Gebüsch kam, hinter dem der Bock nach dem ersten Schusse verschwunden war, und da — wer beschreibt mein Erstaunen? — lag ebenfalls ein starker Pferdeantilopenbock verendet mit bravem Blattschuß!

Nun hatte ich unerwarteterweise des Rätsels Lösung. Hinter dem Buschwerk hatte — mir unsichtbar — ein zweiter Bock gestanden, der flüchtig wurde, als der erstgetroffene dort zusammenbrach. Also ein Doppeltreffer auf ein auch in diesen Jagdgründen seltenes Wild. Ohne mein Interesse, alle mit dem Schusse zusammenhängenden Begleitumstände gewissenhaft zu beachten, wäre ein kostbares Stück verlorengegangen.

Viel häufiger, als dies unter heimischen Verhältnissen der Fall ist, bietet die Jagd in den Tropen Überraschungen für den Jäger. Es liegt dies daran, daß in den Hauptjagdgebieten das Wild viel zahlreicher und in seinem Verhalten unberechenbar ist, und daß in dem dem Jäger meist unbekannten Gelände oft dichtes Buschwerk und hoher Graswuchs die Übersicht hindern. Auf unseren wohlgepflegten heimischen Jagden ist aber sowohl der Wildstand selbst als auch das Verhalten des Wildes im großen und ganzen bekannt, und der Jäger weiß, was er zu erwarten hat. Um so mehr aber heißt es draußen, in Afrikas weiten Steppen, für einen jeden, der die Büchse trägt, achtsam zu sein, seine Aufmerksamkeit gewissenhaft auf die anscheinend geringfügigsten Umstände zu richten, damit nicht kostbares Wild unnütz verludert oder eine Beute der Raubtiere wird.

Im Zusammenhange hiermit will ich noch von einem Erlebnis erzählen, welches zwar anderer Art ist, aber doch seltsam genug, um erwähnt zu werden. Jedenfalls glaube ich nicht, daß es in gleicher Weise schon vorgekommen ist oder je wieder vorkommen wird.

Ich jagte eines Nachmittags in der Nähe meiner Station, da meine Küchenbestände einer dringenden Ergänzung bedurften. Es war kein reines Vergnügen, denn es hatte in den letzten Tagen sehr stark geregnet, so daß die an sich sumpfige Umgebung teilweise unter Wasser stand. Nach kurzem Pürschgang stieß ich auf eine einzelne Moorantilope, die vertraut äste und mir halb abgewendet stand. Es gelang mir deshalb leicht, durch Buschwerk gedeckt verhältnismäßig nahe von der Seite heranzukommen und einen meiner Ansicht nach guten Schuß anzutragen. Der Bock quittierte ihn auch mit einem Satz, dann aber ging er flüchtig und entschwand rasch meinen Augen. Die Fährte, die nur geringen Schweiß aufwies, verlor sich bald im Wasser, so daß ich die weitere Nachsuche aufgeben mußte.

Ich pürschte nun weiter, wie es das sumpfige Gelände gebot, ohne eine bestimmte Richtung zu nehmen, kam aber in eine ganz andere Gegend, da ich ungefähr einen Bogen um meine Station schlug, um mich nicht zu weit von dieser zu entfernen. Die kurze tropische Dämmerung nahte bereits, als ich noch kurz vor schwindendem Büchsenlicht wiederum auf eine Moorantilope traf, welche ruhig äsend mir ihren Spiegel zukehrte. Ich hoffte vergebens, daß sich das Tier bald einmal wenden würde, da die Zeit für eine Umgehung zu kurz war. Weil ich aber dringend Wildbret brauchte, so blieb mir keine andere Wahl, als mich zu dem mir unsympathischen und unweidmännischen Schuß auf den Spiegel zu entschließen. Da die Entfernung nur gering war, so konnte ich wenigstens mit Sicherheit auf einen wirkungsvollen Treffer rechnen, und der Bock brach auch zu meiner Genugtuung im Feuer zusammen.

Als ich ihn besichtigte, entdeckte ich zu meiner Überraschung eine zweite, ganz frische Schußwunde am Halse links, kurz vor dem Blatt. Da sonst niemand in Betracht kommen konnte, so unterlag es keinem Zweifel, daß der Schuß von mir stammte, und dicht unter der Decke — deutlich fühlbar — befand sich ein harter Gegenstand, der nur das Geschoß sein konnte. Ich hatte also den gleichen Bock vor mir, den ich vor etwa zwei Stunden in einer ganz anderen Gegend beschossen hatte, und der trotz der doch zweifellos recht empfindlichen Verwundung wieder vertraut und mit anscheinendem Wohlbehagen äste. Die weitere Untersuchung ergab folgendes: Der erste Schuß war ein Querschläger gewesen, der, von der Seite eingedrungen, sich dicht unter der Decke in den Halsmuskeln verfangen hatte. Mein zweiter Schuß war in den Spiegel links eingedrungen, hatte den ganzen Körper durchschlagen, und — beide Geschosse (M. 88 mit Bleispitze) saßen im Hals, genau rechtwinklig fest ineinandergekeilt, so daß sie nicht mehr zu trennen waren.

Ich hatte die Geschosse mit anderen Seltenheiten lange aufgehoben, sie vielen gezeigt, die meine Erzählung nicht glauben wollten und sie für Jägerlatein hielten. Leider sind sie mir später bei Plünderung meiner Farm in Deutsch-Südwestafrika während des Krieges verlorengegangen; verloren mit so vielen unersetzlichen Erinnerungsstücken aus langen Jahren hoher, oft mühevoller Weidmannsfreude, nicht nur in Urwald und Steppe, sondern auch in den grünenden Wäldern der deutschen Heimat.

Mehrere Monate hindurch war nicht nur meine dienstliche, sondern auch meine jagdliche Betätigung durch schlechte Munition außerordentlich beeinträchtigt. Der seinerzeitige Vormarsch unserer Expedition in das Mußgu-Gebiet hatte infolge Trägermangels eine möglichste Beschränkung aller nur irgend entbehrlichen Lasten erfordert. Da ich damals für meinen Truppenteil einen größeren Nachschub an Munition — auch für die Europäer — von der Küste mitbrachte, der im Augenblick nicht benötigt wurde, so hatte ich Befehl erhalten, die Munitionslasten in Karnak-Logone unter der Obhut des dortigen Sultans zurückzulassen. Dieser hatte die Patronenkisten in einem Keller einmauern lassen, was zweifellos recht gut gemeint war, jedoch nicht bedacht, daß der Raum während der kurz darauf schon einsetzenden Regenzeit unter Wasser stand. Hierdurch wurde die Munition verdorben, und als ich später den auf mich entfallenden Anteil erhielt, mußte ich zu meinem großen Leidwesen über 50 % Versager feststellen.

Wie schon gesagt, war ich auch jagdlich auf diese Munition angewiesen und kam dadurch nicht nur um manchen Erfolg, sondern auch in manche recht fatale Lage.

Einen kapitalen Hartebeest-Bock verlor ich dadurch, daß ich ihn mit dem ersten — auf beträchtliche Entfernung abgegebenen — Schuß nur weidwund schoß, und daß die übrigen neun Patronen der zwei Rahmen, die ich gerade bei mir führte, Versager waren. Bedeutend schmerzlicher war mir ein Verlust in den Wäldern von Budugur, wo ich mit meinem alten Freunde v. R. jagte, mit dem ich hier nach gemeinsamer Kadettenzeit und siebenjähriger Trennung zum ersten Male wieder zusammentraf. Unser Pürschgang sollte eigentlich einem Nashorn gelten, jedoch fanden wir an diesem Tage keine frische Fährte, so daß wir die Sache aufgeben mußten. Auf dem Rückwege zur Station sprang unmittelbar vor mir ein starker Leopard im Gebüsche auf. Anscheinend im Schlafe gestört, duckte er sich nur fünf Schritte von mir zum Sprunge. Da der Fleck von der Sonne beschienen war, bot die geschmeidige bunte Katze, die zähnefletschend und knurrend in Kampfstellung vor meinen Füßen lauerte, einen imponierenden Eindruck. Hoch klopfte mein Herz vor Freude, denn die Beute schien mir sicher. Ruhig zielte ich zwischen die funkelnden Lichter, und — bauz — Versager. Noch hielt das herrliche Tier, und schon drückte ich zum zweiten Male ab — bauz — wieder Versager! Das war dem bunten Räuber doch zu dumm, und mit einem hohen Satze war er im Dickicht verschwunden.

Es erübrigt sich, meine Stimmung und meine Wut zu schildern, in der ich alles — mein Gewehr, mich selbst — hätte entzweischlagen können. Leider war meinem Freunde v. R. der Leopard durch einige Büsche verdeckt, da wir getrennt gingen, sonst hätte wenigstens er die prächtige Beute, die wie auf dem Präsentierteller lag, statt meiner erringen können. Er hatte nur mich allein beobachtet und war allerdings erstaunt gewesen, was ich da für merkwürdige Zielübungen machte. Ausgeschlossen wäre es in diesem Falle keineswegs gewesen, daß der sprungbereite Leopard — und es war ein starkes Exemplar —, der sich zweifellos in seiner ersten Überraschung in die Enge getrieben sah, mich bei der nur kurzen Entfernung angenommen hätte, und ich konnte es wohl nur als einen außerordentlichen Glücksfall betrachten, daß sich das kräftige Tier in Unkenntnis seiner großen Überlegenheit wie gewöhnlich durch die aufrechte und imponierende Erscheinung des Menschen von dem für mich vielleicht vernichtenden Sprunge hatte abhalten lassen.

Sehr ernst wäre ums Haar ein anderer Jagdtag für mich verlaufen, der leicht mein letzter hätte werden können, und unverblaßt sehe ich in der Erinnerung noch jenen Augenblick, da der Mutigste verzagen konnte, da mich lähmendes Entsetzen packte, der grausige Tod mit eisigen Fängen nach meinem Herzen zu greifen schien, ich ihm nur mit letzter verzweifelter Willenskraft ins eisig-starre Auge sah und — dadurch gerettet wurde.

Bei der Revision eines meiner vorgeschobenen Posten machten mich meine Leute auf das Vorhandensein zahlreicher Nashörner aufmerksam. Ich konnte dem Reiz nicht widerstehen, obwohl ich wußte, daß ich mich auf meine Munition nicht verlassen konnte; wollte es wagen, denn sonst hätte ich für vielleicht lange Zeit der Jagd auf — wenigstens gefährliches — Großwild entsagen müssen. Also machte ich mich in üblicher Weise mit

einem Soldaten und Führer auf den Weg. Natürlich unterließ ich es nicht, sorgfältig die anscheinend besten Patronen zusammenzustellen, soweit ich glaubte, aus dem äußerlichen, blanken Zustande auf ihre Brauchbarkeit schließen zu können. Da der Posten an einem der wasserreichen Nebenarme des Logone lag, so war hier eine üppige Vegetation entwickelt. Hoher Laubwald mit dichtem Unterholz wechselte mit von mannshohem Schilf und Röhricht oder weit ausgedehnten, etwa drei bis vier Meter hohen Dorndickungen bestandenen Niederungen. Jetzt, kurz nach der Regenzeit, prangte die ganze Natur in vollem, saftigen Grün, so daß ich oft nicht einen Schritt weit sehen konnte und unter der Fülle des Blattwerks tiefes Dunkel herrschte, das nur selten einen Sonnenstrahl hindurchließ.

Bald hatten wir eine vom Wasser kommende, noch ganz frische Fährte eines starken Nashornbullen gefunden, auf die mein Führer nur mit einem stummen, aber bedeutungsvollen Blick deutete. Die Fährte führte in langsamstem Schritt und in Kreuz- und Quergängen abwechselnd durch hohes Gras und dichtes Buschwerk, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß das Tier erst vor kurzem hier gezogen sein konnte. Jedes Geräusch vermeidend, folgten wir mit äußerster Vorsicht der Fährte, die sich bald in eine weite Dorndickung verlor, in die das Nashorn eingedrungen war. Das durchbrochene Dorngeranke war hinter dem Tiere niedergesunken und ließ nur einen engen Kanal frei, der sich wie eine finstere Röhre in die undurchdringliche grüne Blätterwand hineinschob. Meine Erfahrung und ein instinktives Gefühl sagten mir, daß das Nashorn hier stecken mußte, und ich muß zugeben, daß mir in Gedanken an meine Patronen nicht sehr wohl zumute war, und gerne hätte ich mich zurückgewünscht. Aber schon verschwand mein Führer, ohne nur zu zögern, sich tief bückend in der Blätterwildnis, und es galt, keine Schwäche vor den Eingeborenen zu zeigen, wenn sie sich im Vertrauen auf die Stärke und Überlegenheit des Weißen selbst größter Lebensgefahr aussetzten.

Tiefes Dunkel umgab uns, an das sich das Auge erst gewöhnen mußte. Nur auf den Knien oder auf allen vieren ging es voran, wobei jeder Zweig vorsichtig zur Seite gebogen, manches Geranke mit dem Messer durchschnitten und das geringste Brechen eines Astes vermieden werden mußte. Eine Viertelstunde war in mühevoller Arbeit verronnen, aber wie eine Ewigkeit erschien sie dem bangen Gemüt, da verhielt der Führer plötzlich, zuerst stumm den Finger auf den Mund legend und sodann auf sein Ohr zeigend, womit er andeuten wollte, daß er etwas höre. Sofort aber richtete er seine ganze Aufmerksamkeit wieder nach vorn, und ich sah an seinen vorsichtigen Bewegungen, wie er sichtlich bemüht war, mit dem Auge die vor ihm liegende Buschwildnis zu durchdringen. Im gleichen Augenblick war ich auch an seiner Seite, und nun hörte ich ebenfalls ein gleichmäßiges Klappen, das schwer zu deuten war. Nur eines war sicher, daß das Geräusch nur von dem unweit vor uns befindlichen Nashorn herrühren konnte, und noch ein wenig weiter war unverkennbar, daß wir das Klappen und Mahlen der schweren Kiefer des kauenden Tieres hörten.

Jetzt legte sich der Führer lang hin und, sich seitwärts unter das Buschwerk windend, gab er mir die Fährte frei. Seine Arbeit war getan, nun — begann die meine! Im

Augenblick der kommenden Entscheidung war jedes Zagen und Bangen vorbei, jeder Muskel straffte sich, und das hochklopfende Herz schwieg. Noch ein wenig schob ich mich vor, dann konnte ich eine hohe dunkle Masse unterscheiden, von der mich höchstens zehn Schritte trennten und die völlig regungslos verhielt; aber unmöglich war es zu erkennen, nach welcher Seite das Tier stand und wie ich einen Schuß hätte anbringen sollen. Lange — lange verharrte ich so, ohne daß sich etwas geändert hätte. Ich versuchte, mich erst einige Schritte nach rechts, dann nach links zu schieben, hatte aber überall das gleiche dichte Buschwerk vor meinen Augen; nur das vernehmbare Klappen der Kiefer hörte plötzlich auf, und das gemahnte zu äußerster Vorsicht.

Endlich aber mußte etwas geschehen, und so bewegte ich absichtlich ganz, ganz leise und ein feines Geräusch machend, einige Zweige. Schon im gleichen Augenblick kam Bewegung in die träge Masse, die sich langsam seitwärts vorschob, so daß ich den unförmigen Kopf unterscheiden konnte. Sofort lag das Gewehr an der Wange, und sobald ich den Kopf des Nashorns etwas frei bekam, drückte ich ab, jedoch statt des donnernden Widerhalls des Schusses drang nur der schneidende Schlag des Eisens durch die Stille des Busches — Versager! Im gleichen Augenblick warf sich das gewaltige Tier auch blitzschnell nach mir herum, mit drohend erhobenem Haupt und Horn auf mich zukommend. Noch ruhig, lege ich zum zweiten Schusse an, knack — wieder Versager!

Entsetzen wollte mich packen, gütige Vorsehung, hilf! Schon war der Riese so nahe heran, daß ich ihn fast mit dem Arm hätte berühren können. Dampfend fuhr mir der fauchende Atem ins Gesicht, und durchdrang mich der penetrante Geruch des Tieres wie der giftige Hauch des Todes. Aber ein Zurück gab es nicht mehr, völlig eingeengt kniete ich in Dornen und Gestrüpp, fast willenlos den anscheinend unvermeidlichen Ausgang erwartend. Doch — was zögerte der Riese noch? Warum zertrat er nicht den schwachen, so ohnmächtigen Feind, der es in frevlem Übermut gewagt hatte, sich mit tückischem, nun versagendem Blei an seiner Urkraft zu vermessen? Warum nahm er ihn nicht aufs Horn, schleuderte ihn hoch über sein gewaltiges Haupt, um ihn in Atome zu zerschmettern, und welche Hand hielt ihn zurück?

Nur noch mechanisch — den Kolben unterm Arm, da kein Raum mehr zum Anlegen war — hielt ich die Mündung des Gewehres dem Tier vor den Kopf, hart unter den Hornansatz; mechanisch drückte ich ab, und da — hatte ich es noch zu hoffen gewagt oder nicht? — fuhr mit peitschendem Schlag, daß ich fast selbst erschrak, diesmal der Schuß heraus, donnernd den eisigen Bann des Todes brechend und den gebrochenen Mut zu neuem Leben weckend!

Noch war nicht alle Gefahr überwunden. Zwar schwer getroffen taumelte das Nashorn zurück, um wie eine Furie und alles niederbrechend durch den Busch zu rasen, aber von lähmendem Druck befreit sprang ich auf, mit festem Blick und fester Hand dem mich suchenden Tier folgend, bis es endlich zwischen splitterndem Astwerk und aufgewirbeltem Staub meinem Auge entschwand, um in entgegengesetzter Richtung abzugehen.

Das Nashorn, einer der stärksten Bullen, die ich erlegte, fanden wir nach vorsichtigster Suche bald darauf im Verenden. Er lag schon nach wenigen hundert Metern auf der

Seite, und ein Fangschuß machte seinem schweren Röcheln ein Ende. Ich habe aber doch das Eintreffen frischer, unverdorbener Munition abgewartet, bis ich mich wieder auf die Fährte des gefährlichen Dickhäuters begab.

Der Aufenthalt auf den innerafrikanischen Stationen, die Notwendigkeit des Lebensunterhaltes und das allein zufällige Zusammentreffen mit den verschiedenen Wildarten gelegentlich der Reisen boten eine Fülle reicher, unvergeßlicher Erlebnisse sowohl für den Jäger als auch für einen jeden, der mit offenem Herzen und freiem Blick die herrliche Natur durchzog. Aber nicht nur draußen hatte man Gelegenheit zu Beobachtungen, denn fast auf jeder Station wurde wohl ein kleiner Wildpark gehalten, der die verschiedensten Tiere enthielt, an denen man seine Studien machen konnte, was allerlei Anregung bot. Die Eingeborenen, die infolge ihres engen Zusammenlebens mit der Natur oft junge Tiere einfingen, brachten diese gern, wenn sie wußten, daß sie dem Europäer eine Freude machten. Oft war damit natürlich auch ein kleines Handelsgeschäft verknüpft, aber man gab gern ein angemessenes Gegengeschenk, wenn man dafür ein selteneres Stück bekam.

So hatte ich auch auf meiner Station im Laufe der Zeit verschiedenes Getier, dessen Aufzucht mir viele Freude machte, soweit es meine nur immer kurze Anwesenheit erlaubte. Freilich gelang es nicht, jedes Tierchen durchzubringen, welches zu früh seiner Mutter genommen oder seinen normalen Lebensbedingungen entzogen worden war, aber hätte ich mich seiner nicht angenommen, wäre es doch nur in den Kochtopf eines Eingeborenen gewandert. So hatte ich verschiedenes Wildgeflügel, Affen, junge Antilopen, Strauße und selbst einmal eine junge gefleckte Hyäne und meinen Leoparden. Leider gelang es mir nie, einen Vertreter der großen Dickhäuter zu bekommen, um ihn einem unserer heimischen zoologischen Gärten zuzuführen.

Über meine mühevollen Versuche, ein Flußpferd zu fangen, habe ich in einem früheren Abschnitt dieses Buches berichtet. Dagegen befand sich in Budugur ein junges Nashorn, welches mein Freund v. R. nach Abschuß der Alten eingefangen hatte. Er ließ mir bei seinem Weggange das Tier mit der Bitte zurück, es bei sich bietender Gelegenheit nach Kusseri bringen zu lassen. Ich ließ es noch einige Zeit pflegen, da es für einen längeren Transport zu jung war, und hatte mehrfach Zeit, mich mit ihm zu beschäftigen und es zu beobachten. Anfänglich mußte ihm noch Milch eingeflößt werden, später nahm es schon selbst die ihm gebotene Äsung, Gras und junges Gesträuch. Ich muß aber sagen, daß das junge Tier schon genau so unliebenswürdig und cholerisch veranlagt war wie seine älteren Artgenossen. Ich ließ das Nashorn nach sorgfältigen Vorbereitungen unter Führung einiger Soldaten durch verständige Eingeborene abtransportieren, aber es ist nie an seinem Bestimmungsort angekommen. Mir wurde später berichtet, daß es unterwegs eingegangen sei, da es den leider einzig möglichen, aber doch wohl zu anstrengenden wochenlangen Marsch nicht ausgehalten habe. Solche Versuche sind eben nur unter sorgsamster Führung eines Europäers möglich.

Besondere Freude hatte ich an meinem Leoparden, dessen Zähmung und Erziehung ich viele Mühe und mein ganzes Interesse zuwandte. Der Sultan von Karnak hatte

ihn mir zum Geschenk gemacht; eines Tages brachte eine Patrouille das etwa katzengroße Tierchen in einem Sack verpackt zur Station.

„Tigi" (sprich Teigi), wie er von meinen Leuten in Anlehnung an die englische Bezeichnung für „Tiger" sofort getauft wurde und wie ich ihn auch weiterhin nannte, zeigte trotz seiner Jugend schon die wenig freundlichen und unduldsamen Merkmale seiner Sippe. Zwar war er recht drollig, spielte und purzelte herum, wie es auch junge Katzen tun, setzte jedoch seiner Ergreifung und allen Erziehungsversuchen schon recht hartnäckigen Widerstand entgegen, wobei er seine kleinen, krallenbewehrten Pranken recht empfindlich zu gebrauchen wußte. Immerhin gelang es mir, das Tierchen bald etwas zutraulicher zu machen und dadurch an meine Person zu gewöhnen, daß ich ihm selbst in einem Schälchen seine Milch sowie auch Fleischstückchen reichte und ihn zwang, diese aus meiner Hand zu nehmen. Namentlich hieran wollte er sich gar nicht gewöhnen. Fauchend suchte er sie mir aus der Hand zu schlagen, aber ich blieb unerbittlich, bis ich meinen Willen durchgesetzt hatte. Ich habe auch das ausgewachsene Tier noch stets persönlich gefüttert, wenn ich in Bongor anwesend war, und es dadurch wenigstens verhältnismäßig handzahm erhalten. Freilich mußte ich immer auf der Hut sein, daß es nicht einmal in der Gier zu heftig zuschnappte und dann außer seinem Fleisch vielleicht noch einen oder den anderen meiner Finger mitnahm.

Etwas schwierig war schon die Unterbringung des jungen Tieres, denn ich konnte es ohne Aufsicht nicht frei herumlaufen lassen. Tigi begann bei solchen Gelegenheiten bereits ein großes Interesse für meinen Geflügelhof zu zeigen, der neben den gewöhnlichen Haushühnern auch Perlhühner, Enten und Gänse enthielt, die mir besonders wertvoll waren, da das Einfangen jungen Wildgeflügels durch Eingeborene doch selten und seine Aufzucht mühevoll war. So wurde der erste Käfig gebaut aus festen Lehmmauern und an der Vorderseite ein Gitter, zu dem ich die Ladestöcke einiger überzähliger Soldatengewehre verwendete.

Anfangs ging es gut. In beschaulicher Ruhe lag Tigi hinter seinen Gitterstäben und ließ sich die Sonne auf sein buntes Fell scheinen, bis ich ihn zu mir nahm und ihn unter Tags an seine lange Kette in der Veranda des Hauses legte, die ihm genug Bewegungsraum ließ, um zu spielen und seine Sprünge zu machen. Sehr bald aber hatte er es herausgefunden, daß die dünnen Stäbe sich sehr leicht auseinanderbiegen ließen, und schwupp — hatte er das erste Huhn am Kragen!

Ich mußte also eine neue Konstruktion ausdenken, ließ einige ältere Gewehre auseinandernehmen und verwendete nun die Läufe als Gitterstäbe. Die hielten schon länger vor, aber Tigi entwickelte sich rasch und wuchs zu einem kräftigen Burschen heran. Fortgesetzt mit dem Problem seiner Freiheit beschäftigt, hatte er seine Behausung auf andere schwache Stellen hin untersucht, und eines schönen Morgens weckte mich mein Diener ganz aufgeregt mit der Mitteilung, daß Tigi ausgerissen sei. Und tatsächlich, diesmal hatte er das mit Lehm verkleidete Gestänge des Daches und die darauf lagernde dicke Grasauflage durchbrochen — eine allerdings schwache Stelle, an die ich gar nicht gedacht hatte — und blieb verschwunden, und keine Spur auf dem ringsum von Vieh

und Menschen begangenen Sandboden verriet seinen Aufenthalt, obwohl ich gleich die ganze Umgebung absuchen ließ.

Sehr komisch wirkte die Furcht der Einwohner der umliegenden Gehöfte, obgleich mein Leopard damals kaum erst halbwüchsig war. Auf die gleich in den Morgenstunden rasch verbreitete Kunde seiner Flucht hin wagten die Leute nicht, ihr Vieh in den Busch zu treiben, und hielten die nach dem gewohnten Weidegang drängenden Tiere mit wildem Gestikulieren, Schreien und Schlägen in der engeren Umgebung der Gehöfte zurück, ja so groß war die Angst, daß die Leute mich baten, doch ja recht schnell hinauszuziehen und das „böse" Tier zu erschießen. Aber selbst wenn ich es gewollt hätte, was mir natürlich ganz fern lag, so wäre es unmöglich gewesen, solche Mordpläne auszuführen, denn „die Nürnberger hangen keinen, sie hätten ihn denn", und Tigi blieb trotz allen Suchens verschwunden, hat mir auch späterhin seinen so guten Schlupfwinkel nicht verraten. — Ich hatte es jedenfalls aufgegeben, ihn noch einmal wiederzusehen und war recht traurig. Da — es waren zwei Tage vergangen, lag er, gleich wie er eines Morgens verschwunden war, wiederum frühmorgens gemütlich auf der Mauer der Station und — oberhalb des Hühnerstalles!

Da ich nicht annehmen kann, daß das Raubtier mit seinem ausgeprägten Freiheitsdrang aus Anhänglichkeit zurückgekommen war, so vermute ich, daß es dem völlig unerfahrenen Tier draußen wohl doch nicht geglückt war, seinen Fraß zu finden, und es die Erinnerung an den reich assortierten und bequem gelegenen Hühnerhof zurückgeführt hat. Wie dem auch sei, jedenfalls ließ es sich von mir willig greifen und an seine Kette legen. Noch ein zweites Mal war Tigi ausgerissen, da war die Sache aber schon schwieriger.

Es war lange nachher, auf dem Heimmarsche von meiner Station — in Marrua. Tigi war längst erwachsen und ein achtunggebietender Bursche. Nicht ratsam war es für Fremde, vor allem Eingeborene, in seine Nähe zu kommen. Schon sein drohendes Knurren warnte einen jeden, und sein tückisch schillernder Blick verhieß nichts Gutes. Nur ich allein durfte ihm nahen. Schmeichelnd leckte er meine Hand, sobald ich ihn streichelte, und schnurrte wohlig nach Art unserer Katzen. Einen Käfig, der seinen Kräften standgehalten hätte, gab es lange nicht mehr. Für den Transport während des Marsches mußte ein festgefügtes und mit Eisendraht durchflochtenes Holzgestänge eben genügen. Aber meine Leute hatten strenge Instruktion, das Tier nicht zu reizen und völlig in Frieden zu lassen. Im Lager hielt ich es an einer extra starken, langen Eisenkette.

Also, wie schon gesagt, es war in Marrua, einem der größten und bevölkertsten Orte des nördlichen Kamerun-Gebiets, ich befand mich gerade auf dem Markte, um einige Einkäufe zu machen, da durcheilte die Schreckenskunde den Ort, mein Leopard habe sich losgerissen. Im Nu war der Markt gesprengt; unter Zurücklassung ihrer Waren eilten die Leute nach der entgegengesetzten Richtung davon, verödet lagen die zu meinem Lager führenden Straßen, und überall hörte ich zwischen den — jetzt zur Reisezeit — hoch aufgeschossenen Hirsefeldern erschreckte Zurufe der Einwohner. Und richtig, als ich zum Lager kam, hatte der Bursche seinen starken Halsriemen zerrissen und war auf und davon.

Diesmal hatten es aber meine Soldaten und einige beherzte Träger schlauer angefangen. Sie waren dem Tier nachgeeilt und hatten es in einem nicht allzu weit gelegenen Hirsefeld umstellen und durch Rufe und Schreien an einer weiteren Flucht verhindern können. Trotzdem hatte sich der Ausreißer so gut versteckt, daß es mir erst nach längerem Suchen gelang, ihn zu finden. Es hätte wohl auch noch länger gedauert, wenn er sich nicht selbst durch sein Knurren verraten hätte. Wütend schlug er mit seinen Pranken nach mir, so daß es einige arge Schrammen gab, und erst nachdem ich durch einige tüchtige Ohrfeigen meine pflegeväterliche Autorität wieder hergestellt hatte, gelang es mir, das immer noch widerstrebende Tier auf die Schulter zu nehmen und so die schwere Last selbst zum Lager zu schaffen.

Ich wollte Tigi gern nach Deutschland mitnehmen und ihn einem zoologischen Garten schenken, wo ich ihn dann des öfteren hätte besuchen können. Ihn in meinem elterlichen Hause als Haustier einzuführen, wäre wohl auf erheblichen Widerstand gestoßen! Da ich aber auf der weiteren Reise noch schwer an Fieber erkrankte und auf ärztliches Anraten nicht direkt nach Deutschland reisen sollte, so verkaufte ich Tigi an einen englischen Kaufmann am unteren Benue, bei dem ich ihn in guten Händen wußte. Schweren Herzens nur trennte ich mich von meinem kratzbürstigen Liebling, erhielt von seinem neuen Herrn aber nach Jahr und Tag noch einmal die Nachricht, daß es ihm gut ginge.

Auf der Station war übrigens sein Lieblingsplatz das Verandadach meines Hauses. Seine etwa vier Meter lange Kette, mit der er an einem der aus starken Palmenstämmen bestehenden Pfosten angebunden war, gestattete ihm leicht, das etwa zweieinhalb Meter hohe Dach zu erklettern, und hier lag er mit Ausnahme der heißesten Tagesstunden in das Stroh vergraben an der Ecke auf der Lauer, um die herum sich der meiste Verkehr abspielte. Kam dann jemand unachtsamerweise in unmittelbarer Nähe vorbei, so war es die Hauptfreude des Tieres, dem Betreffenden mit einem mächtigen Satz auf den Buckel zu springen. Wenn es dabei auch nicht immer ohne Schrammen abging, so muß ich doch bestätigen, daß es sich stets nur um eine Spielerei des Tieres handelte und es dabei nie böswillig wurde.

Alle Eingeweihten kannten diesen Trick natürlich und vermieden allmählich doch vorsichtshalber die gefährliche Ecke. Kamen aber gelegentlich Fremde auf den Hof, die in der Nähe meines Hauses oder der benachbarten Wirtschaftshäuser zu tun hatten, so lauerte schon alles auf das unausbleibliche Schauspiel. Jämmerliches Geschrei der Überraschten und schallendes Gelächter meiner Eingeborenen waren gewöhnlich das Ergebnis.

Wenn ich von Tigi erzähle, so muß ich noch eines anderen Tieres gedenken, das mir während meiner Stationszeit viel Freude machte und über so manche einsame Stunde hinweghalf; das war „Fips", mein Äffchen, eine kleine, rotbraune Meerkatzenart, die im Tsadseegebiet nicht selten war. Unter allen mir bekannten Affenarten habe ich — was den Ausdruck anbelangt — kein menschenähnlicheres Tier gesehen. Ein Gesicht wie ein altes, verhutzeltes Weiblein und mit einem unendlich lebhaften und komischen Mienenspiel. Ich mußte oft in helles Lachen ausbrechen, wenn mir das Tierchen

gegenübersaß, mir jeden Gesichtsausdruck nachahmte oder Grimassen schnitt, die dem abgefeimtesten Lausejungen alle Ehre gemacht hätten. Dabei war es gleich diesem so voller Spitzbübereien und kleiner Bosheiten, wie man sie solch winzigem Affengehirn kaum zutrauen sollte.

Sein besonderes Interesse wandte Fips meiner Zuckerdose zu. Frühmorgens, wenn ich zu meinem Frühstück kam, saß er schon mit einer meiner kleinen Hauskatzen, mit der ihn innige Freundschaft verband, auf der Ecke meines Tisches. Während das Kätzchen seine Milch bekam, erhielt er sein gewohntes Stückchen Zucker (notabene, wenn er nicht gerade ausgegangen war!). Ließ ich ihn da mal lange warten, so bastelte er schon allein am Deckel herum. Gab es dann aber eins auf die Finger, so erhob er ein jämmerliches Geschrei und schnitt dabei Gesichter, daß mir angst und bange werden konnte. War es ihm aber in einem unbewachten Augenblick gelungen, doch schon die Büchse mit dem begehrten Inhalt zu öffnen, und wollte ich mit einem heiligen Donnerwetter dazwischenfahren, so hatte er wie der Blitz je ein Stück Zucker in seinen Händen und Füßen, je eines in seinen Backentaschen, und hinaus gings durch Fenster oder Türe, wo gerade der Weg frei war, bis aufs Dach des Hauses. Dann aber ließ er sich nicht mehr in erreichbarer Nähe sehen, bis er merkte, daß die Luft wieder rein war. Und zürnen konnte man ihm wirklich nicht lange.

Ich wußte genau, wenn Fips etwas auf dem Kerbholz hatte, und das war meistens der Fall, denn er war unglaublich erfinderisch im Aushecken aller möglichen Teufeleien. Saß ich bei der Arbeit, so geschah es nicht selten, daß mir plötzlich hinterrücks Bleistift oder Federhalter aus der Hand gerissen wurde, und schon verschwand Fips damit um die nächste Ecke oder hinter der Verandabrüstung. Oder ich saß lesend oder nach des Tages Arbeit sinnend in meinem Liegestuhl; sorglos hielt meine Hand die dampfende Zigarre oder Zigarette; da — ein Griff von hinten her — und weg war sie, um sofort von dem Schelm zerpflückt zu werden. Selten gelang es, ihn nach solcher Tat zu ergreifen; mit einem Satz brachte er sich hinter Stuhl, Tisch oder Mauer in Sicherheit, und glaubte ich, ihn irgendwo in der Klemme zu haben, so tauchte der kleine Spitzbubenkopf sicher schon wieder ganz woanders auf, wobei er die höhnischsten Grimassen schnitt. Es half nichts, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Rührend war wirklich die Anhänglichkeit des Tierchens. Mit trauriger Miene saß es da, wenn ich die Station verließ, um bei meiner Rückkehr seine Freude durch die tollsten Sprünge zu bekunden. Dann ließ er in solcher Stimmung niemanden zufrieden und trieb den unglaublichsten Schabernack. Ein jeder hatte das Tierchen trotz allem gern, wie überhaupt alle meine Tiere auch von meinen Eingeborenen während meiner längeren Abwesenheiten aufs beste gehalten wurden. Selbst mein sonst sehr scharfer Buschmann, mein Hund, ließ sich von Fips nach Noten zausen, und so wäre alles sehr schön gewesen, wenn er nicht doch einen unerbittlichen Feind gehabt hätte.

Grollend und gleich einem stets drohenden Verhängnis lag mein Tigi an der Kette, und auch vor ihm machte die Vermessenheit des kleinen Schelms nicht halt. Ja, der lange bunte Leopardenschwanz schien eine ganz besondere Anziehungskraft auf den stets auf Bosheiten bedachten Fips auszuüben. Vorsichtig schlich er sich immer wieder

Phot. Kund

Kuh-Antilope (Hartebeest)

Phot. Kund

Wasserbock

Phot. Kund

Erlegter Nashornbulle

Phot. Kund

Starker Nashornbulle

an die ruhende Katze heran, um sie mit lang vorgestrecktem Arm zu zwicken. Fauchend fuhr diese herum, nur durch die Kette verhindert, den Sünder zu packen. Einmal wagte er sogar, den schlafenden Tigi am Ohr zu zupfen. Durch einen hohen Luftsprung mit allen vieren zugleich und im Sprunge wendend, konnte er gerade noch dem sausenden Prankenhieb des wütenden Raubtieres entgehen.

Einmal mußte ich meinen Fips persönlich aus recht verfänglicher Situation retten. Vor dem Hause mit meinen Pferden beschäftigt, eilte ich auf jämmerliches Geschrei hin ins Zimmer, da mir noch rechtzeitig einfiel, daß ich den Leoparden — wie es öfter vorkam — freigelassen hatte. Bei solchen Gelegenheiten war dann Fips für gewöhnlich dringender Geschäfte halber verreist! Diesmal hatte er aber wohl nicht aufgepaßt, denn als ich ins Haus trat, hing er gerade noch mit seinen Händen am Ende einer vom Dachbalken herabhängenden Schnur, von der aus er keinen greifbaren Haltepunkt mehr fand, und unten saß Tigi, mit Sprüngen nach seinem Opfer haschend.

Hier war allerdings rasche Hilfe nötig. Kaum konnte sich das zu Tode geängstigte Tierchen noch halten, und flehend, mit einem fast menschlichen Ausdruck war sein Gesichtchen auf mich gerichtet. Mit einigen tüchtigen Ohrfeigen verscheuchte ich zunächst Tigi, dann hielt ich von unten meine Arme auf, in die sich Fips hineinfallen ließ. Er war am Ende seiner Kraft gewesen, kuschelte sich wie ein Kind in meinen Arm, von dem er kaum wieder fortzukriegen war.

Aber das schon lange drohende Unheil ließ sich doch nicht bannen, die Katastrophe mußte kommen. Als ich eines Tages gegen Mittag heimgeritten kam, lag auf der Veranda ein zerfetzter, blutiger Fleischklumpen, — die Überreste meines kleinen Fips. Heulend standen einige Soldatenfrauen dabei. Er wollte oder konnte eben seine Neckereien nicht lassen, und diesmal hatte ihn das rächende Schicksal ereilt, ihm ein Prankenschlag seines Feindes den Garaus gemacht, kaum daß ihn mein Diener noch aus den Zähnen des Leoparden retten konnte.

Auch mir waren die Tränen nahe, denn ich hatte sehr an dem lustigen Tierchen gehangen, wollte auch kein anderes mehr haben. Meine Dorfeingeborenen brachten mir bald darauf einen anderen Affen als Ersatz; eine andere Art, dunkel im Haar und mit einem tückischen Blick. Er war anfangs manierlich, biß mir aber eines Tages zum Dank für ein Stück Zucker, das ich ihm reichte, den Finger bis auf den Knochen durch. Da mußte er an „Bleivergiftung" sterben.

Einige meiner Tiere habe ich später mitgenommen und an der Küste in gute Hände geben können. Die Verschiffung nach Deutschland, die ich beabsichtigt hatte, unterließ ich, da ich den Transport nicht begleiten, sondern mich infolge niedergebrochener Gesundheit erst für längere Zeit in ein Übergangsklima begeben mußte.

Vom Nashorn.

Wie der Logone und Schari mit ihren zahlreichen Nebengewässern die Heimat des Flußpferdes bildeten, so war das Land zwischen den großen Strömen das Streifgebiet des Nashorns, welches ich damals gleichfalls in großer Zahl angetroffen habe. Weder einer unserer Expeditionsteilnehmer noch ich selbst hatten von seinem Vorhandensein Kenntnis, als wir das Gebiet zum ersten Male betraten, da niemand bisher von ihm berichtet hatte. Nach meiner Abtrennung von der Expedition und wie ich erst viel später erfuhr, erlegte der Resident, Hauptmann St., auf seinem Rückmarsche nach Kusseri am nördlichen Schari das erste Nashorn, welches überhaupt im Kamerumer Schutzgebiet von einem Europäer zur Strecke gebracht wurde. Kopfschüttelnd stand ich vor der eigentümlichen dreizehigen Fährte, die mir gänzlich unbekannt war und doch einem großen Tiere angehören mußte. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß es ein gewaltiges und sehr gefährliches Tier mit starken Hörnern am Kopfe sei; da wußte ich Bescheid. Fast täglich bei meinen vielen Ritten und Reisen ins Land hinein begegnete ich später dem raufluſtigen Gesellen, für den die weltenferne Einsamkeit ein wahres Dorado war.

Die ausgedehnten Laubbuschwaldungen, oft kilometerweit von dichtem, zähem Dorngerank durchzogen, welches namentlich zur Regenzeit, wenn Baum und Busch im frischen Grün prangten, für jedes Auge undurchdringliche Kulissen bildete, gaben schattige Lager während der heißen Tagesstunden. Die das Land durchziehenden Niederungen, von sumpfigen Hinterwassern durchsetzt und von dichtem, oft über reiterhohem Sumpfgrase bestanden, boten weiche, lauschige Suhlen und erfrischende Tränkstellen für den heimlichen Dickhäuter.

Während das Nashorn, wie aus Erzählungen und Reiseberichten hervorgeht, in Ostafrika und anderen afrikanischen Gebieten vielfach auch bei Tage in der freien Steppe haust, habe ich es hier nur in Ausnahmefällen zur Tageszeit in offenem Gelände angetroffen, dagegen beobachtet, daß sich das Wild meist schon bei Tagesanbruch in die das Land überwuchernden Dorndickungen einschiebt, durch deren zähes Geranke es sich unbekümmert seine Gänge bricht. Will man dem Dickhäuter folgen, so muß man stundenlang auf den Knien oder auch auf allen vieren in diesen engen Kanälen kriechen, um erst wenige Schritte vor dem Wilde zu halten, dessen Umrisse man in dem herrschenden Halbdunkel kaum erkennen kann. Dann aber heißt es kaltes Blut, sowie Geduld und abermals Geduld, entweder auf eine Bewegung der dunklen Masse zu warten oder aber noch so nahe heranzukriechen, daß man weiß, wo man den Schuß antragen kann.

Es ist ein müßiges Verfangen, zu streiten, auf welches Wild die Jagd am gefährlichsten ist, ob auf Elefant, Nashorn, Büffel oder den Löwen. Es wird immer auf die besondere Veranlagung des einzelnen Tieres und die jeweiligen Begleitumstände ankommen. Auf eine verdächtige Witterung hin wird auch das Nashorn in den meisten Fällen flüchtig abgehen, denn jedes Tier hat zuerst das Bestreben, sich im Falle einer ihm drohenden Gefahr zu drücken, solange es nicht in die Enge getrieben ist. Ganz zweifellos aber ist es, daß das afrikanische Nashorn am jähzornigsten und unberechenbarsten ist. Empfindet es eine Störung, erkennt es vor allem deren Ursache, so nimmt es unweigerlich an, und die Jagd ist oft reich an recht ungemütlichen Wechselfällen, besonders wenn man auf mehrere stößt, was nicht selten der Fall ist, da sich oft zwei bis drei zueinandergesellen.

Zum Vorteil gereicht es dem durch das unübersichtliche Gestrüpp folgenden Jäger, wenn das Nashorn erst langsam suchend mit hoch erhobenem Horn ankommt, wie es seine Gewohnheit ist, solange es die Ursache der Störung noch nicht erkannt hat. Dann ist die beste Gelegenheit, auf wenige Schritte einen guten und wirksamen Schuß anzubringen, ruhige Nerven und kaltes Blut natürlich vorausgesetzt. Bricht es dagegen plötzlich hervor, so ist seinem Angriff in den engen Dornen schwer auszuweichen, und nur ein sicherer Schuß kann vor dem Verderben retten. Wie oft aber habe ich es auf meinen Märschen und Reisen erlebt, das plötzliche Poltern in meiner Nähe; hin sausten die Lasten der Träger, ein blitzschnelles Verschwinden der Schwarzen, als hätte sie der Boden verschluckt, und vorbei oder querdurch brauste es mit lautem Fauchen wie ein Höllenspuk — oft, ohne daß das Auge überhaupt etwas zu sehen bekam —, um sich bald in der Ferne zu verlieren. Aber auch manches Mal mußte ein rechtzeitiger guter Treffer größeres Unheil abwenden, selbst wenn eine Jagd ursprünglich gar nicht beabsichtigt war.

Ich habe eine größere Anzahl Nashörner erlegt; so manches Stück auch unter dem Zwang besonderer Umstände. Die Jagd auf diesen ungemütlichen Gesellen hatte stets einen großen Reiz für mich, wenn ich natürlich auch kein Stück unnütz oder nur, um die Schußliste zu füllen, zur Strecke gebracht habe. Mit viel — sehr viel mehr Vertretern dieser Großwildart kam ich in mehr oder weniger angenehme Berührung, ohne daß sich eine Gelegenheit zum Schusse bot oder ich solchen überhaupt vorhatte. Schon die Beobachtung des gewaltigen Wildes in seinem ureigenen Leben und seinen Gewohnheiten bot eine unendliche Fülle des Interessanten, ist es mir doch sogar gelungen, die gefährlichen Dickhäuter in ihrem intimsten Gebaren, bei der Paarung, zu belauschen, was wohl wenigen draußen in der freien Wildnis vergönnt gewesen sein wird.

In der Gegend von Budugur war's, in dichter Buschwildnis am Ba-Ili. Ich war der Fährte von zwei starken Nashörnern gefolgt, war ihnen dicht aufgerückt, wie deren Frische und die noch dampfende Losung bekundeten. Bald kam mir auch der penetrante Geruch des Wildes in die Nase, und ich erkannte schon die grauen Umrisse der gewaltigen Gestalten, die vor mir her zogen, ohne jedoch zum Stehen zu kommen. An verhältnismäßig lichter Stelle verhielten die beiden Tiere etwas — es war ein sehr starker Bulle und eine geringere, wohl noch jugendliche Kuh mit schwachem Horn —, und ich sah schon

das Liebeswerben des brunftigen Recken, dem seine Genossin nicht abhold schien. Vielleicht fünfzehn Schritte entfernt kniete ich mit meinem Jagdjungen, den ich allein bei mir hatte, da ich nur zufällig auf die frische Fährte gestoßen war, neben einem dichten Busch, aber das Gebaren der Tiere, das mich zur Beobachtung reizte, hielt mich vom Schusse ab, den ich jetzt in aller Ruhe dem Bullen hätte antragen können. So entrollte und wiederholte sich unmittelbar vor meinen Augen der gewaltige Naturvorgang, dessen Zeuge zu werden ich nie erwartet hatte. Wie gebannt saß ich mit verhaltenem Atem und dachte nicht mehr daran, mit tödlichem Blei den Frieden der Natur zu stören, deren geheimstes, innerstes Walten sich mir hier offenbarte. Die Nashörner entfernten sich dann ziemlich rasch, als wenn ihnen doch irgend etwas verdächtig vorgekommen wäre. Noch einmal zuckte meine Hand am Kolbenhalse, aber fahre hin, alter Recke, tue deine Pflicht, und — wenn es sein soll — treffen wir uns wohl an anderer Stelle wieder!

Wie bereits erwähnt, hatte ich vom Vorhandensein des Nashorns im Zwischenstromlande keine Ahnung und deshalb anfangs keinerlei Kenntnis von seinen Gewohnheiten, sowie von der zweckmäßigsten Jagdmethode. Ich mußte erst meine eigenen Erfahrungen sammeln und habe daher anfänglich auch mancherlei Lehrgeld zahlen müssen, sowie manche Streife vergeblich unternommen, bis mir der erste Erfolg beschieden war. Noch heute kann ich nicht vergessen, wie ungeschickt ich mich benommen habe, als ich endlich — endlich zum ersten Male an ein Nashorn herankam. Freilich, ob es nicht so manchem unter den gleichen Umständen ebenso ergangen wäre? Verehrlicher afrikanischer Jagdgenosse, klopfe an deine Weidmannsbrust, aber ehrlich, und dann — wirf den ersten Stein auf mich!

Es war in gleicher Gegend, in der Nähe von Budugur, ich hatte noch immer kein Nashorn in Anblick bekommen, da brachten mich meine Führer auf eine ganz frische Fährte, die wir sofort aufnahmen. Der Tag war noch kaum angebrochen und erst vor kurzer Zeit der Tau von Blatt und Halm gestreift, so daß ich bestimmt hoffen konnte, das Tier, das, der Fährte nach zu urteilen, ganz langsam vor uns her trollte, bald einzuholen. Aus anfänglich offenerem Wiesengelände führte die Fährte bald in dichteste Buschwildnis hinein, die zwischen undurchsichtigen Dickungen aus Schlinggewächs und Dornen nur noch einzelne kleine freie Stellen ließ, die man einige Meter weit überblicken konnte. Es war eine außerordentlich anstrengende Kriecherei, fast ununterbrochen auf den Knien, und stellenweise mußte das Buschwerk durchschnitten werden, welches das Nashorn zu einer unentwirrbaren Masse zusammengerissen und zertreten hatte. Während wir gerade an einem dichten Gebüsch, in das wir hineinmußten, herumbastelten, sprang wenige Meter seitwärts mit hörbarem Grollen ein Löwe ab, der wohl auf seinem verspäteten Morgenspaziergang zufälligerweise mit uns zusammentraf. Mit einem Satz war die starke, geschmeidige Katze meinen Blicken entschwunden. Schade, — aber weiter — ich wollte endlich mein erstes Nashorn haben, es wenigstens in Anblick bekommen, kein anderes Wild konnte mich reizen.

Und weiter ging es im Dickicht, welches das Auge kaum auf Schrittweite durchdrang. Da wurden meine Führer vorsichtiger, zögernder und gaben mir Zeichen, daß das Wild nicht mehr weit sei, wobei sie wie gute Spürhunde tief die Luft mit der Nase einsogen.

Mir war doch etwas schwül zumute, namentlich als die Schwarzen nur wenige Schritte weiter mir die Fährte freigaben und damit zum Ausdruck brachten, daß ich nunmehr selbst voran müsse und für mich die Zeit zum Handeln gekommen sei. Langsam kroch ich vor und war soeben an dem vordersten Führer vorbeigekommen, dessen Arm auf einen für mich kaum erkennbaren dunklen Schatten deutete, als ich unachtsamerweise — wohl in meiner Aufregung — mit meinem Gewehrriemen an einem kleinen Ast hängenblieb, der vernehmbar knackte. Aber kaum war das geschehen, da ertönte vor mir ein lautes Fauchen, die Zweige brachen, als fege ein Sturmwind hindurch, und ich — ja, ich weiß nur noch, daß ich zwar einen Augenblick regungslos verhielt, während meine Führer und mein Jagdsoldat mit der den Schwarzen eigenen Gewandtheit spurlos verschwanden, dann aber packte es mich, — packte mich mit aller Gewalt, namentlich, da das Nashorn unmittelbar vor mir zu verhoffen schien und lähmende Stille eintrat, und ich sprang auf, um an einem neben mir sichtbaren verästelten Stamm Schutz zu suchen. Kaum aber hatte ich einen — zwei Zweige ergriffen, da brach das Tier, dem ich mich jetzt erst recht verraten hatte, neben mir durch, um polternd in der Ferne zu verschwinden. An ein Schießen war unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken, und nur durch eine Lücke im Geäst sah ich das Nashorn von weitem einmal noch kurz auftauchen und in sinnloser Wut weiterrasen.

Aber damit nicht genug. Während ich aufsprang, sprang fast gleichzeitig von einem stärkeren Ast seitlich über mir, auf dem er seine Ruhe gehalten hatte, ein mächtiger Leopard fast über mich hinweg und verschwand wie ein geölter Blitz im Busch. Anscheinend war er ebenso erschrocken wie ich! — Also, das war meine erste Heldentat bei dem so lange ersehnten Zusammentreffen mit einem Nashorn. Nun, ich habe sie dann reichlich wieder gutgemacht. Aber zweierlei hatte ich schon diesmal gelernt; erstens, daß es nicht nur leichtsinnig, sondern auch töricht war, aufzuspringen. Das Nashorn war sich doch nicht klar gewesen, wo es seinen Gegner zu suchen hatte, sonst hätte es nicht unmittelbar vor mir noch verhofft. Ich habe mich also nicht nur um die Möglichkeit zu einem vielleicht doch noch günstigen Schusse gebracht, den ich trotz der Dichte des Busches bei ruhiger Beobachtung hätte anbringen können, sondern ich habe mich dem Wild selbst erst verraten. Zweitens hätte mir der Baum nicht den geringsten Schutz gewährt, wenn mich der Dickhäuter tatsächlich angenommen, wenn er zum Beispiel meine Witterung gehabt hätte. Den Baum hätte die gewaltige Masse ohne weiteres umgerannt, was mir aber erst klar wurde, als ich das Nashorn zum ersten Male unter mir durchbrausen sah.

Sicher war meine Lage in der ungeheuer dichten Buschwildnis weder angenehm noch leicht gewesen. Trotzdem bleibt bei der Dickhäuterjagd das erste Erfordernis, den Gegner im Auge zu behalten, weil davon nicht nur der Erfolg der Jagd, sondern auch die persönliche Sicherheit abhängt. Ich habe bei späteren Gelegenheiten oftmals erst das im dichten Busch stehende Nashorn durch ein absichtliches Geräusch herausgefordert, wenn es mir anders nicht gelang, das Tier zu einer Bewegung zu veranlassen, und es nicht möglich war, selbst auf wenige Schritte Entfernung dem nur als dunkle Masse erkennbaren Wilde einen sicheren Schuß anzutragen. Dies um so mehr, als ich mit meinem

kleinkalibrigen Gewehr (Karabiner Modell 88, 7,9 mm) nur auf einen gut wirksamen Kopfschuß angewiesen war.

Ein starker Bulle nahm mich einst — langsam auf mich zukommend — im hohen Grase an. Auf wenige Schritte sah ich plötzlich, wie sich der mächtige Kopf auf mich zuschob. Sonst steckte das Tier vollkommen im Grase. Der breite Ansatz des drohend erhobenen Horns verdeckte den nur schmal verlaufenden Schädel, so daß es so gut wie unmöglich war, einen gut sitzenden Gehirnschuß anzubringen. So zielte ich scharf unter den Hornansatz auf den Nasenkanal, und anscheinend schwer getroffen torkelte das Tier zurück, um laut schnaubend abzugehen. Nach kurzer, aber vorsichtiger Verfolgung sichtete ich es auf etwa sechzig Meter mit leicht gesenktem Kopfe in lichterem Gebüsch; der Schuß war also sichtbar wirksam gewesen. Trotzdem warf der Bulle — da der Wind für mich ungünstig stand — sofort auf, machte Front gegen mich, jeden Augenblick bereit, auf mich loszubrechen. Wieder hatte ich das so ungünstige Ziel, ohne aber bei der jetzigen Entfernung den kleinen Nasenansatz treffen zu können. So entschloß ich mich zum Schuß auf die breite Brust, aber mit dem Erfolg, daß das Tier sofort auf mich losstürzte. Ein, zwei — drei rasche Schüsse brachten es glücklich zum Abbiegen, aber einige dreißig Meter seitwärts machte es in dichterem Holze wieder Front gegen mich. Und abermals gab ich in schneller Folge einige Schüsse auf die graue Masse, die endlich kehrtmachte und abging. Nach jedesmaliger kurzer Verfolgung spielte sich der gleiche Vorgang noch dreimal ab, ohne daß ich einen sicheren Kopfschuß anzutragen in der Lage war, und wäre das gewaltige Tier nicht schon durch den ersten guten Treffer benommen gewesen, hätte die Geschichte für mich recht kritisch werden können. Beim dritten Male jagte der Bulle dauernd im Kreise um mich herum, bald das lichte Stangenholz krachend niederreißend, bald im hohen Grase untertauchend, immer bereit, mich anzunehmen, sobald er meinen Wind bekam und doch wieder durch meine auf ihn hagelnden Schüsse — wo ich sie gerade anbringen konnte — abgeschlagen. Fast völlig frei stand ich selbst, ohne die Möglichkeit eines Schutzes und mich ständig um meine eigene Achse drehend.

Doch endlich trat auch bei diesem Riesen die Wirkung der zahlreichen Geschosse ein — neunzehn Schüsse hatte ich abgeben müssen, um mir das Wild vom Leibe zu halten, von denen vierzehn saßen! Der Bulle schwenkte plötzlich ab, um nach etwa hundert Metern auf fast völlig freier Stelle in die Knie zu brechen und sich dann lang auf die Seite zu legen. Es ist das einzige Mal gewesen, wo es so vieler Schüsse auf ein Nashorn bedurft hatte, dagegen habe ich bei mehreren Gelegenheiten den gewaltigen Dickhäuter mit einem einzigen guten Kopfschusse gestreckt. Das Wild sackte dann meist einfach in sich zusammen und blieb so in aufrechter Haltung — wie nur schlafend — liegen.

Ein recht unangenehmes Zusammentreffen hatte ich bei anderer Gelegenheit mit zwei Nashörnern, als ich ganz in der Nähe meiner Station auf Warzenschweine jagte. Da das Land hier ziemlich stark besiedelt war, so nahm ich nicht an, Nashörnern zu begegnen, und bummelte ohne besondere Vorsicht durch den zwar dichten Busch, der aber infolge des abgebrannten Grases leidliche Übersicht bot. Mein Jagdsoldat ging hinter mir, und der Vormittag war weit vorgeschritten, so daß sich die Hitze schon recht fühlbar machte und die Aufmerksamkeit erschlaffen ließ. Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung

vor mir ein polterndes Geräusch, dem aber gleich wieder tiefe Stille folgte. Da ich auf Schweine zu stoßen hoffte, ging ich rasch voran, als ich zu meiner größten Überraschung auf die ganz frischen Fährten von zwei starken Nashörnern stieß, die sich haarscharf auf dem mit leichter grauer Asche bedeckten Boden ausprägten.

Im gleichen Augenblick wieder — und diesmal lauter — das Poltern vor mir, dann tiefe Stille. Die Tiere hatten meine Annäherung zweifellos schon längere Zeit wahrgenommen, da auf dem ausgedörrten, harten, mit verkohltem Astwerk bestreuten Boden ein lautloses Pürschen unmöglich war, waren aber nicht flüchtig abgegangen. Da hieß es äußerste Vorsicht, denn wenn das Nashorn, nachdem es eine Störung empfunden hat, nicht abgeht, so hat es zweifellos die Absicht, anzunehmen. Es war also auf alle Fälle ratsam, dem Angriff zuvorzukommen oder aber sich in eine Stellung zu bringen, diesem erfolgreich zu begegnen.

Beides war hier schwer. Einerseits konnte ich nicht erkennen, wo die Dickhäuter steckten, denn die Fährten führten kreuz und quer, und andererseits umgab mich gleichmäßiges dünnes Buschwerk, das weder irgendwelchen Schutz gewährte noch ein sicheres Schießen gestattete. Meine Lage war also nicht ganz angenehm, und noch schwankte ich, ob es nicht angesichts zweier Tiere geratener sei, mich zurückzuziehen, da Vorsicht nun einmal der bessere Teil der Tapferkeit ist, als ich jeder Überlegung enthoben wurde.

Vor mir erneutes und verstärktes Poltern, vermischt mit lautem Fauchen und dem Brechen von Astwerk, das sich zwar anfangs seitlich zu verlieren schien, dann aber wieder vernehmlicher wurde. Die Nashörner, die meine Witterung bei der fast regungslosen Luft wohl kaum haben konnten, suchten mich also noch. Rasch sprang ich vor, um diesen Vorteil auszunutzen und in der Hoffnung, weiter vorn günstigeres Schußfeld zu bekommen. Es war mir auch einen Augenblick, als könnte ich vor mir zwei dunkle Schatten im Busch unterscheiden, aber es war zu spät. Kaum konnte ich noch stoppen, da hörte ich es auf mich losbrechen und erkannte gleichzeitig, wie auf etwa dreißig Schritte zwei starke Nashörner nebeneinander in voller Fahrt heranrasten. Tief waren die mächtigen Hörner zum Angriff gesenkt, klirrend und splitternd stob das dürre Geäst auseinander, und dicke Wolken grauer Asche wurden hoch emporgewirbelt.

Und was nun kam, war das Werk von Sekunden; kaum, daß ich mir dessen bewußt wurde. Schon lag das Gewehr im Anschlag — an einen sicheren Treffer war nicht zu denken —, ich erkannte noch, wie mein blitzschnell auf den Kopf des direkt auf mich zukommenden Tieres abgegebener Schnappschuß dieses zwang, von seiner Richtung abzubiegen, dann war ich in grauen Staub gehüllt, empfand schmerzhaft ein hartes Streifen an meiner Seite, wodurch mir gleichzeitig mein Gewehr aus der Hand gerissen wurde, und von einem gewaltigen Druck wurde ich einige Meter weit durch das Buschwerk geschleudert, daß mir Hören und Sehen verging.

In der Ferne sich verlierendes Geräusch — kein Laut sonst. Zögernd, mit noch fahlem Gesicht erschien mein Eingeborener von irgendwoher aus dem Gebüsch, um seinen Herrn zu suchen, den er wohl schon längst in den besseren Jagdgründen vermutete, und ein tiefer, befreiender Seufzer entfuhr seinen farblosen Lippen. Und ich selbst? Nun, nachdem ich mich so allmählich gesammelt und meine Knochen der Reihe nach befühlt

hatte, fand ich mich mit nicht mehr ganz salonfähiger Kleidung, stark zerschrammt und mit Sand, Asche und Zweigen bedeckt auf dem Erdboden vor. Zwar brummte mir der Schädel gewaltig, doch sonst war ich heil. Gott sei Dank; aber — das war nochmal gut gegangen! — Nur das leichte Streifen des mächtigen Tieres hatte genügt, mich meterweit fortzuschleudern; wie erst, wenn es mich niedergerannt hätte! Einem glücklichen Zufall hatte ich es auch nur zu danken, daß das Tier — vielleicht durch den Schuß verdutzt — nicht mit seinem Horn nach mir gestoßen hatte, wie es das Nashorn meist tut. Ich wäre in diesem Falle unfehlbar verloren gewesen.

Eine längere Verfolgung der beiden war natürlich nach dem Vorangegangenen für mich nicht möglich, auch war nicht daran zu denken, sie so bald einzuholen. Die Untersuchung der Fährten ergab keinerlei Anhalt für eine bedeutendere Verletzung. So konnte ich beruhigt nach Hause wandern, innerlich froh, mit leidlich heiler Haut davongekommen zu sein. Da jedoch die Fährten da, wo ich sie verließ, gar nicht weit von meiner Station vorbeiführten, nahm ich sie am nächsten Tage noch einmal auf. Es gelang mir nach Stunden und in kilometerweit ausgedehnten üppigen Dornniederungen, allerdings nur mit allergrößter Vorsicht, kniend und rutschend, wiederum an die beiden heranzukommen, die mich aber nicht mehr aushielten, sondern sich vor mir drückten. Als ich schließlich über den Wind kam, gingen sie endgültig ab, und ich mußte die Sache aufgeben. — Jedenfalls aber konnte ich jetzt überzeugt sein, daß keines der Tiere krankgeschossen war.

Es wird dem besten der Tropenjäger mehr als einmal vorgekommen sein, daß ihm ein beschossenes und oft kostbares Wild verlorengegangen ist. Unübersichtliches und unwegsames Gelände, wie besonders Wasserläufe und ausgedehnte Sumpfgebiete, sowie die ungeheuren Strecken, die das Großwild bei seinen Ausmaßen zurückzulegen vermag und zu deren Überwindung — oft anschließend an schon stundenlange und anstrengende Jagden im Kampfe gegen Sonnenglut und Durst — Zeit oder Körperkräfte nicht mehr ausreichen, machen jeden weiteren Versuch, das Wild noch einmal vor die Büchse und endgültig zur Strecke zu bringen, vergeblich. Was aber nur irgend möglich ist, das Entkommen und damit Verkommen krankgeschossenen Wildes zu verhindern, das soll der Jäger tun. Soll es als selbstverständliche Pflicht betrachten, aus Achtung und Mitleid seinen Mitgeschöpfen gegenüber. Soll an die Qualen denken, die auch das Tier erleidet, wenn es, von seinen letzten Kräften verlassen, endlich in Todesangst ermattet zusammenbricht, den Körper von glühenden Schmerzen gefoltert, vom Wundfieber geschüttelt oder von schwärendem Knochenbrand verzehrt. In der sengenden, erbarmungslosen Glut der afrikanischen Steppe ist es dem qualvollen Tod des Verdurstens verfallen, wenn es nicht rechtzeitig von schweifendem Raubgetier von seinen Leiden erlöst wird.

Gewiß erfordert es oft große Tatkraft und Selbstüberwindung, einem beschossenen Stück Stunden und Stunden hindurch zu folgen, namentlich, wenn es sich um ein Wild von untergeordneter Bedeutung handelt. Nur das Gefühl eigener hoher Befriedigung, keine wertvolle Trophäe ist hier der Lohn. Auch an den persönlichen Schneid werden oft große Anforderungen gestellt, denn die Gewaltigen der freien Steppe, seien es die

großen Dickhäuter oder Raubtiere, sind keine leicht zu nehmenden Gegner, wenn ihre Wut durch Schmerzen aufs höchste angestachelt ist, oder wenn sie im grimmigen Bewußtsein der eigenen Behinderung den Verfolger, ihren Feind, hinter sich wissen. Meisterlich verstehen sie es durch Hakenschlagen oder regungsloses Auflauern auf der eigenen Spur und an Stellen, an denen man es am wenigsten erwartet, dem Verfolger eine Falle zu stellen und plötzlich hervorzubrechen. Wehe dann dem Jäger, dessen Geistesgegenwart im entscheidenden Augenblicke versagt!

Von allem afrikanischen Wild sind gerade die Antilopenarten unglaublich zäh. Der harte Kampf um die eigene Existenz, in besonderer Anpassung an die Eigenarten des Landes, brennende Sonnenglut und Wassermangel, in fortwährender Fluchtbereitschaft und Furcht vor den natürlichen Feinden innerhalb der Tierwelt, mögen dies bedingt haben. Mit Schüssen, die den Menschen auf der Stelle fällen würden, verschwindet die Antilope auf Nimmerwiedersehen. Ich schoß einst einen Gazellenbock weidwund. Der Schuß saß zu kurz und riß dem Tier den ganzen Leib auf. Lachen von Schweiß bezeichneten die Fährte; ich fand Fetzen des Gescheides, die sich das Tier bei der Flucht abgetreten hatte, und nach etwa einer Stunde den ganzen Aufbruch, aber den Bock habe ich trotz mehrstündiger Verfolgung nicht mehr zu sehen bekommen, obgleich der Körper doch vollkommen ausgeschweißt sein mußte. Gelegentlich eines Pürschgangs mit einem durchreisenden französischen Offizier schoß dieser einer Moorantilope beide Vorderläufe dicht unterhalb des Leibes ab. Dem Tier gelang es, sich durch sprunghaftes Vorwärtsschnellen mit den Hinterläufen und auf seinen Stummeln noch so schnell vorwärtszubewegen, daß wir beide ihm kaum folgen konnten, namentlich da das Gras keinen weiteren Schuß gestattete, wir aber das Tier wegen der bereits hereinbrechenden Dunkelheit nicht verlieren wollten.

Unendlich mühsam ist das Halten einer Fährte oft schon nach wenigen Stunden, besonders aber am nächsten Tage. Die rasch nivellierende Wirkung von Sonne und Wind, das Durchkreuzen von zahlreichen anderen Fährten in wildreichen Gegenden machen selbst für die scharfen und geübten Augen der Eingeborenen ein Halten der Fährte ohne brauchbaren Hund unmöglich. Vielfach verliert sich auch der Schweiß, da die Schußwunden sich durch Haare und geronnenen Schweiß verkleben und übertrocknen. Nur aus besonderen Anzeichen, wie aus dem Gange des Tieres, aus häufigerem Stehenbleiben oder Niedertun, lassen sich weitere Schlüsse ziehen und beurteilen, ob eine Fortsetzung der Verfolgung aussichtsreich oder zwecklos ist.

Der verehrte Leser möge nicht glauben, daß diese Schwierigkeiten gerade bei kleinerem Wild am häufigsten sind. Sie sind bei den großen Dickhäutern, bei Elefant und Nashorn, die gleichen. Ich möchte sogar sagen, daß auf hartem, steinigem und kahlem Boden die bis auf die Zehen weichen Sohlen der vorgenannten Arten oft weniger Anzeichen, geringere Eindrücke hinterlassen, als die scharfen Schalen der Antilopen, wie ich bei vielen Gelegenheiten feststellen konnte. Jedenfalls verstehen es aber die Riesen der Wildnis, spurlos zu verschwinden, so daß jede weitere Verfolgung unmöglich ist. — Hierdurch sind auch dem besten und pflichteifrigsten Jäger Schranken gesetzt, die er nicht mehr überwinden kann. Dann sollte es eben nicht sein. Aber dennoch habe ich des

öfteren voller innerlichem Grimm den Heimweg angetreten und tagelang den Vorgang nicht überwinden können.

Ein Erlebnis ist mir noch in besonderer Erinnerung. Ich war in lichterem Gehölz auf ein stärkeres Nashorn zu Schuß gekommen und meiner Meinung nach auch gut abgekommen. Mit lautem Poltern ging der Geselle ab, und die Fährte, der sich gut folgen ließ, zeigte in kleinen Abständen stärkere Schweißtropfen. Es war etwa um die Mittagszeit herum, und so hoffte ich, das Tier noch einmal vor die Büchse zu bekommen. Stunde aber auf Stunde verrann, ohne daß sich die Gangart des Tieres verlangsamte oder irgendwelche Anzeichen darauf schließen ließen, daß das Nashorn wirklich krankgeschossen war. So kam der Abend heran, und ich mußte den Heimweg antreten. Da ich mich aber nicht allzuweit von meinem gegenwärtigen Lager befand und über genügende Zeit verfügte, so beschloß ich, die Verfolgung am nächsten Morgen fortzusetzen und zwei besonders geübte Führer mitzunehmen.

Bald hatten wir die Fährte des Nashorns wieder gefunden, und hoffnungsvoll folgte ich ihr, da ich bestimmt annehmen konnte, das Tier im Laufe des Tages noch einzuholen. Auch die Schweißtropfen setzten sich — wenn auch bereits übertrocknet — in gleicher Weise fort. Bald jedoch wurden sie seltener und seltener und hörten nach etwa zwei Stunden ganz auf. Gleichzeitig kamen wir in eine weit ausgedehnte Niederung, die den Tummel- und Äsungsplatz des Wildes während der Nacht gebildet hatte. Langsam in Kreuz- und Quergängen führte die Fährte hin und her, da und dort waren Grasbüschel gerupft, Blätter und Gezweig von den Büschen gestreift, die das Nashorn gewandt mit seiner rüsselartigen Oberlippe zu greifen versteht, und lange kreisförmige Furchen zeigten die Stellen, an denen das Tier den Boden gepflügt und aufgerissen hatte, wie es seine Gewohnheit ist. Die Losung war stellenweise weit umhergeschleudert, und alle Anzeichen verrieten, daß sich das Nashorn unter dem Schutze der Nacht in aller Gemächlichkeit seinem gewohnten Treiben hingegeben hatte, also auf keinen Fall krank sein konnte. Wahrscheinlich hatte der Bulle nur einen etwas stärker schweißenden Streifschuß abbekommen, der ihn nicht mehr belästigte.

Da ich nun aber einmal so weit war und die sichere Fährte vor mir hatte, so beschloß ich doch, ihr weiter zu folgen. Sie nahm bald wieder eine geradere Richtung an — wohl da, wo das Tier beim Dämmern des Tages seinen Weidegang abgebrochen hatte — und führte in höher gelegenes Buschgelände mit jetzt in der Trockenzeit recht hartem Boden mit wenig Graswuchs. Die Fährte prägte sich nur sehr leicht aus, und da die Sonne schon hoch stand, so verschwammen die Ränder, die bei schrägem Sonnenstand ihre Umrisse in feinen Schattenstrichen zeigen, völlig auf dem grell leuchtenden Untergrunde, so daß selbst die geübten Führer oft Mühe hatten, die Fährte zu halten. Hin und wieder kreuzten wir auch ältere Fährten, die dann zum Teil mit der unseres Nashorns verliefen, was die Nachsuche außerordentlich erschwerte.

Und die Sonne meinte es heute besonders gut. Gleich einer funkelnden Kugel stand sie hoch am Firmament und sandte ihre feurigen Strahlen erbarmungslos auf die völlig schattenlose Buschsteppe herab. Die von keinem Hauch bewegte Luft lastete wie glühendes Blei auf der im Gluthauch der Tropen erstickenden Erde, legte sich schmerzend

auf die schwer arbeitenden Lungen und umschloß lähmend die schon vom Tage vorher und durch die heutige lange Verfolgung ermüdeten Glieder. Ohne Erholung zu gewinnen, rasteten wir am Fuße eines kahlen Dornbusches, dessen verästeltes Gezweig dünne Schattenstriche spinnetzartig auf den die Augen schmerzhaft blendenden Boden zeichnete. Vieltausendfaches Fliegengeschmeiß und Ungeziefer ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Und zu allem kam noch das Schlimmste, was mir passieren konnte, — ich hatte mein Rauchzeug vergessen. Hunger und Durst konnte ich ertragen bis zur äußersten Grenze, aber ohne Zigarre und Zigarette (wenn eine der seltenen Sendungen von der fernen Küste mir für einige Wochen diesen köstlichen Genuß bescherte) oder ohne meine gewohnte Pfeife zu sein, nein — das ging über meine Kraft!

Kennst du, lieber Leser, die Geschichte von den Qualen des Tantalus? Nun, so wirst du mich vielleicht verstehen. Vom glühenden Hauch der Steppe ausgedörrt, brannten die Lippen, lechzend klebte die Zunge am getrockneten Gaumen, und voll unüberwindlicher Sehnsucht nach meinem geliebten Kraut wand ich mich verzweifelt von einer Seite auf die andere. Aber von nebenher umwob in leicht kräuselnden Wölkchen lieblich und aromatisch duftender Rauch aus der Pfeife eines der Führer meine Nase. Es war eine Qual, ich wollte aufstehen und einen anderen Platz suchen, aber wie gebannt blieb ich liegen, um wenigstens etwas von dem köstlichen Genuß zu haben. Dabei schielte ich heimlich immer und immer wieder nach dem Führer und seiner Pfeife.

Es war ein großer, stämmiger Kerl, nackt bis auf den kleinen Lederschurz, den er nach Landessitte nicht etwa vorn, sondern über seinem Allerwertesten trug und jetzt zum Schutze dieses edelsten Körperteils unter sich gezogen hatte. Dreckig, verklebt von Staub und Schweiß, wie es eben nach wasserlosen Tagen in der afrikanischen Steppe nicht anders sein kann, saß er gemächlich da, und zwischen den wulstigen Lippen hielten seine klobigen, gefärbten Zähne, die soeben noch ein mächtiges Stück Dörrfleisch gerissen hatten, die kleine landesübliche Stummelpfeife — eine alte, dünne Eisenröhre mit aus Kuhmist und Lehm geknetetem Kopfe —, der leise die verführerischen Wölkchen entströmten. — Der Landestabak war gut — ich rauchte ihn stets —, aber sonst war die Sache wenig appetitlich. Und doch, sollte ich, sollte ich nicht — immer heftiger der innerliche Kampf; schließlich war es doch auch ein Mensch, wenn auch — aber immer mehr schwanden die Bedenken, noch ein kurzes Schütteln, dann winkte ich dem Kerl und — ließ mir seine Pfeife geben! Ein freundliches, bereitwilliges Grinsen huschte über die sonst so stoischen Züge, es war ja für ihn nichts Außergewöhnliches, denn die Eingeborenen tauschen stets die Pfeifen untereinander aus, und es konnte nur eine große Ehre für ihn sein, daß auch der Weiße sich einmal diesem Gebrauche anschloß.

Nun rasch in die Hand gespuckt und übers Mundstück gefahren, die Augen zugemacht, dann sog ich mit Gier an dem schon etwas schwer zugänglichen Instrument, trank den Tabak sozusagen, wie der Ausdruck für Rauchen auch in den Sprachen vieler Naturvölker lautet, und genoß mit unbeschreiblicher Wonne das so heiß entbehrte Kraut. Schon nach wenigen Zügen waren die alten Lebensgeister wieder erwacht, und erfrischt sprang ich auf. Da, mein Junge, deine Pfeife, im Lager will ich dir's fürstlich vergelten.

Der Tabak war köstlich, aber im Mund — brr!! — Na, wenn schon, einige Male tüchtig ausgespuckt, und nun weiter.

Rauchen auf Jagd — eine viel umstrittene Frage. Ich habe stets geraucht, auf Ansitz und beim Pürschgang, in der Heimat sowohl, als in den Urwäldern und Steppen Afrikas, und habe deshalb sicherlich nicht ein Stück weniger bekommen, als mir sowieso vom Schicksal bestimmt war. Voraussetzung dabei ist natürlich, daß ich nicht qualme, daß das Wild denkt, ein Präriebrand sei im Anzuge, und daß ich mich bei Dunkelheit nicht durch das Glimmen meines Rauchstengels verrate. Sonst aber macht es gar nichts aus, denn habe ich guten Wind, so merkt das Wild nichts davon, und habe ich schlechten Wind, so werde ich schon deshalb nicht herankommen, und mein Wild geht heidi, da es die menschliche Witterung bekommt, ganz gleich, ob ich Raucher oder Nichtraucher bin. Ich möchte sogar noch im Zweifel sein, was dem feinnasigen Wild empfindlicher ist, die reine unverfälschte menschliche Witterung, oder der natürliche Geruch verbrannten Krautes, den es aus Wald und Steppe, sowie auf den Feldern der Heimat gewöhnt ist.

Und weiter ging es auf der Fährte des Nashorns. Diese entfernte sich schon recht bedenklich von meinem Lager, aber trotzdem gab ich die Hoffnung noch nicht auf, das Wild, dem ich nun schon so lange folgte, endlich stellen zu können. Da wurde das Gelände immer ungünstiger. Der an und für sich harte Boden, auf dem es große Mühe machte, die Fährte zu halten, wurde steinig, und sich weit erstreckende Geröllhalden, durchsetzt von hervortretendem Gestein, zwangen die Führer zu immer weiterem Ausholen, um die Fährte an sandigeren Stellen wieder aufnehmen zu können. Wie um mir einen Schabernack zu spielen, hatte das Nashorn gerade dieses Gelände angenommen, welches unserer unendlichen Ausdauer und Mühe ein Ziel setzen sollte. Schon ging es in den Nachmittag hinein, und wir hatten noch nicht einmal den mittäglichen Rastplatz des Tieres erreicht, der, nach dem unwegsamen, aber offenem Gelände und den Gewohnheiten des Dickhäuters zu schließen, noch in weiter Ferne lag. Kopfschüttelnd erklärten selbst die Führer, daß wir das Nashorn nicht mehr einholen könnten, und so gab ich das Zeichen zur Rückkehr, denn ich war mit meinen Kräften zu Ende, und noch stand uns ein langer Marsch zum Lager bevor.

Über einen Punkt konnte ich vollkommen beruhigt sein, nämlich daß mein Nashorn auf keinen Fall krank war oder durch meinen Schuß erheblich verletzt. Was wollen auch einige Tropfen Schweiß bei dem gewaltigen Körper des Riesen sagen; nicht mehr, als wenn sich der Mensch in den Finger schneidet! Da ich zudem auf den Kopf des Tieres abgekommen war, so konnte ein empfindlicher sitzender Schuß nur diesen oder den Hals getroffen haben, was sich in jedem Falle nach nunmehr über vierundzwanzig Stunden in dem Verhalten des Wildes hätte auswirken müssen. Trotzdem war meine Stimmung nicht die rosigste, nach so vieler Mühe doch nicht zum Ziel gekommen zu sein.

Unwillkürlich schlugen wir ein rasches Tempo ein, um das noch ferne Lager nicht zu spät zu erreichen, denn schon senkte sich der Sonnenball dem Niedergange zu, und die Schatten des nahenden Abends breiteten sich über die weite, einsame Steppe, die Erde in ihr melancholisches Gewand hüllend. Da und dort wurde ein Böckchen hoch, uns zuerst neugierig musternd, um dann in langen Fluchten davonzugehen. In der Nähe

eines dichteren Buschrandes sichtete ich auf einige hundert Meter Entfernung ein stärkeres Rudel Kuhantilopen, das soeben aus dem schützenden Gehölz in die hier freie Steppe hinausziehen wollte, aber ich wollte mich nicht mehr unnütz aufhalten. Wenn ich trotz meiner gesunden Nerven etwas scheute, so war es, allein oder mit nur einzelnen Begleitern im Streifgebiet des Nashorns ins nächtliche Dunkel zu geraten. Noch umgab uns die weite, übersichtliche Savanne, aber wir hatten einige mit hohem Gras bestandene Niederungen vor uns sowie dichte Waldungen, in denen ich bei meinem heutigen Marsche zahlreiche Nashornfährten festgestellt hatte. — Zudem war mondlose, finstere Nacht, in der jede Waffe nutzlos war, und es gehörte keineswegs zu den Annehmlichkeiten, im dichten Walde oder hohen Grase mit dem ungemütlichen Gesellen zusammenzutreffen.

Selbstverständlich habe ich unendlich viele Nachtmärsche auch in Nashorn-Gebieten ausgeführt. Das Lärmen sowie die Witterung größerer Abteilungen boten immerhin einen gewissen Schutz. Allein aber war es mir ein recht unangenehmes Gefühl, denn selbst das übliche Singen der Begleiter hält das Nashorn nicht immer vom Angriff ab. In meiner Erinnerung lebt noch ein verspäteter Rückweg mit meinem Jagdjungen allein durch dichtes Waldgebiet. In stockdunkler Nacht ertönte plötzlich auf Schritte vor mir das zornige Prusten eines Nashorns. Wie gebannt stand ich, ohne nur die Hand vor den Augen sehen zu können, und nur einem Glücksfall hatte ich es wohl zu danken, daß ich von dem Tier, das sich gar nicht so rasch zum Ausweichen entschloß, nicht völlig wehrlos überrannt wurde. Wie unberechenbar das Nashorn auch bei Nacht in seinen Launen ist, das beweist das folgende Erlebnis, welches mir unvergeßlich bleiben wird.

Wieder einmal befand ich mich mit meinen Reitern auf einer Streife am Schari. Einem glühend heißen, anstrengenden Tage folgte ein köstlicher Abend mit all dem geheimnisvollen Zauber, wie ihn nur die weltenferne Einsamkeit der Tropen aufzubringen vermag. Mein Lager hatte ich auf einer flachen, sandigen Erhebung unfern des Stromes aufgeschlagen, dessen breite Fläche ich im silbernen Schein des Mondlichts in der Ferne schimmern sah. Dazwischen dehnte sich die flache, mit hohem Sumpfgras und vereinzeltem Buschwerk bestandene Niederung. Hinter mir ragte hoher Laubwald mit dichtem Unterholz und kleineren Gruppen von Fächerpalmen, deren Kronen sich leise in dem leichten Nachtwinde wiegten, und still zog der noch volle Mond seine Bahn am lichten, von Tausenden funkelnder Lichter übersäten Nachthimmel. Am Waldrande waren die Pferde angekoppelt, die wegen der hier drohenden Raubtiergefahr nicht frei weiden durften, das Gemurmel meiner ermüdeten Leute war verstummt, und es herrschte tiefer, feierlicher Friede. Nur vom nahen Strome her erscholl ab und zu das dröhnende Trompeten eines Flußpferdes, oder das ferne Gebrüll der Löwen zitterte nachhallend durch die Stille der Tropennacht.

Auch ich mußte wohl ganz gegen meine Gewohnheit in tiefen Schlaf gefallen sein, denn plötzlich empfand ich ein dumpfes Dröhnen, eine Erschütterung des Bodens unter mir; im Traum nur, wie von weit her, das Klirren und Zerreißen von Ketten sowie den Klang erschreckter Stimmen, die sich rasch verloren. Nur Sekunden noch kämpfte der Geist zwischen Schlaf und Erwachen, dann schlug ich die Augen auf. Der Mond stand schon hinter dem Waldrande, die Feuer waren zu leicht flackernder Glut nieder-

gebrannt, und es herrschte ziemliche Dunkelheit. Aber was war denn das? — Vor mir die Plätze meiner Eingeborenen waren leer und ebenso die Bäume und Sträucher, an die meine Pferde gekoppelt waren, die ich schon weit weg durch das Buschwerk brechen und in wilder Hast davonjagen hörte. — Eben wollte ich aufspringen, da ließ mich ein lautes, schnaubendes Fauchen zurücksinken, und ich sah, mich erschrocken zur Seite wendend, wie ein riesiges Nashorn sich jenseits meines Feuers langsam auf mich zuschob. Wie aus dem Boden wachsend erschien die graue Masse näher und näher kommend und drohend das fast meterlange Horn erhoben. Mehr vor Überraschung als vom Schrecken gebannt, lag ich so gut wie hilflos vor dem gewaltigen Tier, einer starken Nashornkuh, die nach wenigen Schritten unmittelbar vor mir stand. Tückisch funkelte das kleine, rot unterlaufene Licht im Scheine des verglimmenden Feuers, während das mächtige Haupt hin und her windend auszumachen suchte, woran es seinen Grimm auslassen sollte.

Die Situation war wohl stimmungsvoll, schien aber doch recht verzweifelt für mich, und jeden Augenblick erwartete ich, aufs Horn genommen oder zu Brei zerstampft zu werden. Ein Glück war es für mich, daß das Tier über dem Winde stand, aber die geringste Bewegung mußte verderbenbringend sein, denn wenn das Gesicht des jähzornigen Dickhäuters auch außerordentlich schwach ist, so wird er doch aus so unmittelbarer Nähe erkennen, was vor sich geht, und an einen sofort tödlich wirkenden Schuß war in meiner Stellung und bei dem flackernden Zwielicht gar nicht zu denken.

Trotzdem mußte aber rasch etwas geschehen, denn jedes Zögern konnte verhängnisvoll werden. Längst hatte meine Hand krampfhaft die immer schußbereit neben mir liegende Büchse umspannt, und ohne mich zu bewegen, nur leicht die Mündung hebend, gab ich aufs Geratewohl einen Schreckschuß ab, der sich hart am Kopfe des Riesen donnernd entlud. Stutzen und Verwirrung des Tieres ausnutzend, rasch noch ein zweiter Schuß, dann machte das Nashorn, um mein Feuer ausbiegend, einige mächtige Sätze, aber auf etwa zwanzig Schritte wieder Front zu mir nehmend. Nochmals glaubte ich mein letztes Stündlein gekommen und wie der Blitz war ich jetzt auf den Knien, um dem unvermeidlichen Angriff zu begegnen, jedoch zögernd mochten sich Ingrimm und Furcht in dem kleinen Hirn des Riesen streiten, und als mein dritter Schuß schneidend die nächtliche Stille zerriß und nachhallend über die weite Niederung und die breite Fläche des nahen Stromes rollte, machte das Nashorn kehrt, und noch weithin hörte ich es polternd und fauchend flüchtig abgehen, als ich mich von lähmendem Druck befreit nunmehr erhob.

Rasch fanden sich auch meine Leute wieder ein, die ich — namentlich den Wächter — nicht gerade mit Koseworten empfing. An Schlaf dachte für den Rest der Nacht natürlich niemand mehr, und da auch am nächsten Morgen erst die weit entlaufenen Pferde eingefangen werden mußten, brach ich — der selten schönen Trophäe wegen — sofort bei Tagesgrauen zur Verfolgung des Nashorns auf, ohne es jedoch trotz stundenlanger Mühen einholen zu können. Zum Schluß vereinigte sich die Fährte noch mit denen zweier anderer starker Nashörner, mit denen meine Kuh hier zusammengetroffen war, und meine Kräfte waren schon zu verbraucht, um den immerhin möglichen Kampf mit dreien der gewalttätigen Burschen auf einmal aufzunehmen. Auch hätte ich im Falle

notwendiger und erfolgreicher Abwehr keine Verwendung für so viel Wildbret gehabt.

Was das Nashorn veranlaßt hatte, mitten in der Nacht und trotz der brennenden Feuer in unser Lager einzudringen, bleibt mir unerklärlich. Ich hatte schon früh aus der Fährte festgestellt, daß es auf seinem Weidegang zufällig auf etwa hundert Meter an das Lager herangekommen war, als es auf dieses aufmerksam wurde und langsam, aber geradeswegs daraufzugewechselt war. Nur die letzten dreißig bis vierzig Meter war es rasch gezogen, um erst unmittelbar an meinem Feuer zu verhalten. War es nur Neugierde des Tieres gewesen, auf den ihm ungewohnten Schein des Feuers zuzugehen? Anfangs sicherlich, dann aber mag es durch das Schrecken und Losreißen der Pferde, sowie durch den entstehenden Tumult unter meinen Leuten gereizt worden sein und hatte unseren Lagerplatz ohne weiteres angenommen.

Es steht außer Frage, daß unter allen Tieren der Wildnis das Wesen des Nashorns am wenigsten erkannt ist, da auch eine richtige Beurteilung durch seine ungeheure Reizbarkeit erschwert wird. Schon sein Aussehen, sein ganzes Gebaren zeigen etwas Unheimliches, während dem Elefanten wie dem Flußpferd — mit Ausnahmen natürlich — eine gewisse Gutmütigkeit und Behaglichkeit in der äußeren Erscheinung nicht abzusprechen sind. Wie diese hat auch das ausgewachsene Nashorn außer dem Menschen kaum Feinde, und da es, nur auf sich selbst gestellt, nicht zu der den Herdentieren zum Schutze ihrer Artgenossen eigenen Vorsicht gezwungen ist, so ist es von Natur aus gewohnt, im Bewußtsein seiner Stärke selbstherrlich aufzutreten. Auch die von ihren Herden abgelösten und als Einzelgänger auftretenden alten Elefanten und Flußpferde zeigen die gleichen Eigenschaften, und jeder Tropenjäger weiß aus eigener Erfahrung, welch ungemütlicher, reizbarer Geselle namentlich der erstere sein kann.

Trotzdem wird auch die Gefährlichkeit des Nashorns leicht übertrieben. Wenn ich hier von jagdlichen Erlebnissen erzähle, so sind dies eben Fälle, in denen ich dem Dickhäuter selbst auf den Leib rückte, seinen Spuren folgte, um ihn in seinen heimlichen Schlupfwinkeln aufzusuchen und seine Kraft herauszufordern. Dann wartet das Nashorn einen Angriff nicht erst ab, sondern geht seinerseits zu Feindseligkeiten über. In den meisten anderen Fällen, bei gelegentlichen Zusammentreffen in offenem Gelände, wird wohl oft als boshafter Angriff aufgefaßt, was nur Kopflosigkeit und Verwirrung des überraschten Tieres im ersten Schrecken und der Versuch, sich zu retten, ist. Vorkommnisse wie das nächtliche Eindringen in mein Lager gehören wohl zu den größten Seltenheiten, und auch hier neige ich — wie bereits gesagt — zu der Ansicht, daß lediglich Neugierde das Nashorn zu seiner Handlungsweise veranlaßt hatte. Ich habe Europäer gesprochen, die nicht Jäger waren und die schon zu meiner Zeit oder auch nach mir das Zwischenstromland bereisten und trotz des reichen Vorkommens kein Nashorn zu sehen bekommen haben oder es nur durch Zufall erlegten, weil sie gerade eines der Tiere vom Wege aus stehen sahen, ohne sich irgendwie darum bemüht zu haben.

Gerade der Selbstsicherheit des Nashorns mag es entspringen, daß es seine Wachsamkeit vernachlässigt und vom herannahenden Menschen — sei es absichtlich oder unabsichtlich — überrascht wird. Träge und dösend steht es oft unter Bäumen und

Sträuchern, die ihm Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewähren, und liegt fest schlafend selbst an verhältnismäßig übersichtlichen Stellen, an denen man es nicht vermutet. Ich erinnere mich zweier Fälle, in denen ich an schlafende Nashörner unmittelbar herangekommen bin, die ich im Schatten des umgebenden Buschwerks für Felsblöcke oder Termitenhaufen hielt. Die üblichen treuen Begleiter und Wächter, die Madenhacker, habe ich nur bei Tieren beobachtet, die in der freien Steppe oder wenigstens lichtem Buschgelände zogen. Nie dagegen, sobald sich das Nashorn in dichteren Wald oder in seine Dorndickungen eingeschoben hatte, wo es stets nur seiner eigenen Wachsamkeit überlassen blieb.

Wie bei Elefant und Flußpferd sind auch die Tage des Nashorns gezählt. Noch kommt es in vielen Gegenden des schwarzen Erdteils sehr häufig vor, und vielleicht wird es der letzte der auf Erden wandernden großen Dickhäuter bleiben und seine Vettern überleben, denn nicht ein jeder wagt sich an den jähzornigen und gewalttätigen Gesellen. Aber auch ihm wird zum Verhängnis, was Erwerbssinn und Geldgier reizt — sein kostbares Horn, welches schon von alten Zeiten her ein begehrter Handelsartikel war. In Wagenladungen haben die Buren, diese schlimmsten Aasjäger auf Gottes Erdboden, neben dem Elfenbein auch diese kostbare Ware aus dem Inneren Südafrikas zur Küste geschafft und dadurch in wenigen Jahrzehnten das Nashorn da ausgerottet, wohin sie ihre Raubzüge ausdehnen konnten; besonders das Breitmaul-Nashorn, welches infolge größerer Trägheit und mangelnderer Fähigkeiten weniger zur Erhaltung seiner Art geeignet ist*). Aber auch die moderne Sportjägerei wird in Verbindung mit der fortschreitenden Waffentechnik das ihrige tun, wenn nicht wahrer weidmännischer Sinn und weise Hege zum Schutze unserer kostbaren Tierwelt eingreifen.

*) Das Breitmaul-Nashorn habe ich im Altkameruner Entenschnabel nicht festgestellt, auch auf zahlreiche Anfragen bei anderen Reisenden und Jägern nicht gehört, daß es hier beobachtet wurde. So kann ich annehmen, daß es in diesem Teile Westafrikas nicht vorkommt.

Auf dem Logone.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, eine größere Reise auf dem Logone selbst auszuführen, und zwar möglichst bis Kusseri. Einerseits, um zur Vervollkommnung meines Kartenmaterials den Flußlauf genauer aufnehmen zu können, als dies bei einem Landmarsch möglich ist, bei dem zahlreiche Windungen abgekürzt und viele, teilweise sumpfige Uferpartien umgangen werden müssen, andererseits um den nach Dikoa bedeutendsten Sultanssitz Deutsch-Bornus am Zusammenfluß der beiden gewaltigen Ströme, des Logone und Schari, mit den historischen Schlachtfeldern aus der Zeit der Rabeh-Kämpfe kennenzulernen. Sodann versprach ich mir nach den fast ununterbrochenen Märschen und Ritten, die mich in meinem ausgedehnten Bezirk umherführten, einen besonderen Genuß und eine angenehme Abwechslung von dieser Reise. Einige dienstliche Angelegenheiten, die unbedingt einer persönlichen Aussprache mit dem Residenten bedurften, gaben mir die nähere Veranlassung zu der Fahrt.

Sorgsam hatte ich mein großes Kanu instand setzen und für den besonderen Zweck herrichten lassen. Den mittleren Teil überspannte ein Schattendach aus Gras zum Schutz für die heißen Tagesstunden, in das zu beiden Seiten der besseren Übersicht wegen fensterartige Öffnungen geschnitten waren. In dem schwanzartig zugespitzten und hochgebogenen Ende war ein luftiger Jagdsitz angebracht, während in dem breiten und flachen Vorderteil eine mit gestampftem Lehm gefüllte Kiste die Küche für mich und die Bedürfnisse der Besatzung bildete. Diese bestand aus vier Soldaten, vier Landeseingeborenen, meinem Diener, meinem Koch und einem Soldatenweib als Köchin für die Eingeborenen sowie aus einigen Haussas mit Frauen, die mich um Mitnahme nach Kusseri gebeten hatten. Unter dem Schattendach standen mein Liegestuhl, ein Koffer mit dem nötigsten Reisebedarf sowie eine Kiste, die gleichzeitig als Eß- und Arbeitstisch diente. Die übrigen Frachtstücke wurden gleichmäßig verteilt. Große Mühe verursachte das nur notdürftigste Abdichten des roh aus mehreren Teilen zusammengesetzten Fahrzeuges. Es stand nichts zur Verfügung als Gras und mit Öl oder Fett getränkte Lappen. So mußte auch während der Fahrt beständig von den sich abwechselnden Leuten Wasser geschöpft werden, um nicht völlig abzusacken, und die unter meinem Platz geschichteten Grasbündel bildeten nur den notdürftigsten Schutz gegen das eindringende Wasser.

An einem herrlichen Novembermorgen, nachdem alle erforderlichen Anordnungen für Weiterführung des Stationsbetriebes getroffen waren, konnte ich meine Reise antreten, und in flotter Fahrt ging es stromabwärts. Köstlich war die Fahrt in den

noch frischen Morgen. Die eben aufgegangene Sonne sandte ihre schimmernden Strahlen über die weite, spiegelnde Wasserfläche, die noch nicht ihren größten Tiefstand erreicht hatte, obwohl wir uns bereits weit in der Trockenzeit befanden. Doch schoben sich die sandigen Ufer des Flusses schon beträchtlich vor, und da und dort tauchten breite Sand- oder mit dichtem Schilf bestandene Inseln auf, die sonst von den gelben Fluten überspült wurden. Während das jenseitige Westufer des Stromes durchweg mit hohen Röhrichtdickungen bestanden war, erhob sich das diesseitige Ufer, an dem wir — die gute Strömung ausnutzend — zunächst entlangfuhren, einige Meter über das Stromniveau und bot mit seinen schlanken Fächerpalmen, seinen weitausladenden Akazien- und Tamarindenbäumen, unterbrochen durch einen mächtigen Baobab oder Ficus (wilden Feigenbaum), ein echt tropisches Bild. Zwischendurch lugte aus den umgebenden Kornfeldern ein Eingeborenen-Gehöft, dessen Bewohner, die natürlich schon von meiner Fahrt gehört hatten, diese neugierig verfolgten.

Der Charakter der Landschaft blieb sich am ersten Tage ziemlich gleich. Nur wenn sich infolge der Windungen des Flußlaufes die Hauptströmung am jenseitigen Ufer befand, so bildete dieses einen durch die nagenden Fluten ausgespülten Steilrand, gleichfalls von vereinzelten Laubbäumen oder Palmen gekrönt, während diesseits weite grasige Niederungen die Ufer säumten, und das sonst überall reich bebaute und besiedelte Land zurücktrat. — Stellenweise waren Eingeborene der anliegenden Dörfer, Männer, Weiber und Kinder, mit viel Geschrei beim Fischen. Schnell und nur mit Mühe konnten die langgespannten Netze oft gerade noch rechtzeitig fortgezogen werden, um ein Zerreißen durch das mit der Strömung rasch antreibende Kanu zu verhindern. — Das Lärmen der Leute verfolgt einen doppelten Zweck. Einerseits treiben sie in langen, geschlossenen Linien damit die Fische in ihre Netze, dann aber schützen sie sich hierdurch vor den Krokodilen, die in Unmengen den Strom bevölkern, den Lärm aber scheuen und sich vorsichtig in weiter Entfernung halten.

Auch während meiner jetzigen Fahrt lagen diese Vertreter der Tierwelt in den heißen Mittagsstunden zu Hunderten schlafend auf den vielen Sandbänken und flachen Ufern herum, den greulichen Rachen oft weit aufgesperrt. Mit ihren feinen Sinnen, vielfach auch durch die zahlreichen Strandläufer gewarnt, nahmen sie das Boot aber stets rechtzeitig wahr und glitten geräuschlos ins Wasser. Hier allerdings zeigten sie sich weniger scheu, hielten sich oft lange in der Nähe unseres Fahrzeuges, wobei sie aber nie mehr als die Augen und Nasenlöcher zeigten. Nur einen alten Burschen erwischte ich doch, als wir hart um eine mit hohem Schilf bestandene Landzunge bogen. Er maß mindestens seine fünf Meter. Mit dem üblichen Phlegma dieser Tiere wollte er sich eben ins Wasser gleiten lassen, da traf ihn meine Kugel auf wenige Meter hart zwischen die Stirnhöcker. Ein Schlag mit dem gewaltigen Schwanz, ein Hochschnellen des geschmeidigen Körpers, dann schlug er sich wendend auf den Rücken, um regungslos liegenzubleiben.

Schon dicht unterhalb meiner Station hatte ich am frühen Morgen die dieser benachbarte Flußpferdherde passiert. Wenn ich auch im Laufe der Zeit in der näheren Umgebung, sowie während des Vormarsches unserer Expedition längs des Logone-

Ufers viele Flußpferde festgestellt und erlegt hatte, so bekam ich erst jetzt einen richtigen Begriff von dem ungeheuren Vorkommen dieser Tiere in der damaligen Zeit. Oft nur auf wenige hundert Meter Entfernung im Strombett oder in den weiten seeartigen Ausbuchtungen der Ufer Herde an Herde, die ich bis zu fünfzig, sechzig Tieren schätzte. Während der ganzen Fahrt ertönte aus allen Richtungen das laute Prusten oder Trompeten der Vorweltriesen, die teils im Wasser umherschwammen, oft in unserer unmittelbaren Nähe, teils sich auf den Sandbänken oder im flachen Wasser rekelten, ohne nur die geringste Notiz von uns zu nehmen. Es kostete größte Mühe, das schwere und plumpe, nur mit langen Stangen zu lenkende Fahrzeug so zu dirigieren, daß in den vielfach schmalen Fahrtrinnen ein Anrempeln vermieden wurde. Schließlich konnte aber doch nur ein über die Köpfe hinweggefeuerter Schreckschuß freie Bahn schaffen, den ich gern vermied, um die Tiere nicht unnütz scheu zu machen. Dann erhoben sich die wassertriefenden, oft fleischig leuchtenden massigen Leiber, um schwerfällig ins tiefere Wasser zu traben, welches hochaufspritzend über ihnen zusammenschlug.

Ein ernsteres Zusammentreffen hatte ich am Nachmittage. Ein wohl etwas gallig veranlagter alter Herr, der sich im seichten Wasser dicht an unserer Fahrtrinne sonnte, schien die durch unser Fahrzeug verursachte Beeinträchtigung seiner Ruhe persönlich übelgenommen zu haben. Mit grollendem Geschnaube trabte er auf nur wenige Meter Entfernung zunächst davon, um unter Wasser zu verschwinden. Schon ruhte mein Auge wieder auf Routenbuch und Kompaß, um eine neue Fahrtrichtung anzupeilen, da ertönte ein erschreckter Ruf meiner Leute, das Kanu erhielt einen starken Stoß, der uns zur Seite warf, und unmittelbar neben uns tauchte der mächtige Kopf meines Bullen auf. Wild schäumte das aufgewühlte Wasser und schlug über den Rand des tiefgehenden Fahrzeuges. Da half kein Zögern mehr, denn wenn das wütende Tier trotz seiner gewaltigen Stärke auch unser schweres Boot nicht so leicht umwerfen konnte, so konnte es dieses doch stark beschädigen und uns große Unannehmlichkeiten bereiten. Blitzschnell lag mein Gewehr im Anschlag, und als der Kopf des sich wild bäumenden Tieres nach einem zweiten heftigen Rammstoße wieder neben uns auftauchte, donnerte mein Schuß über die weite Wasserfläche; tödlich in die Stirn getroffen versank der mächtige Körper regungslos in der strömenden Flut.

Nur ungern gab ich den Schuß, aber doch war er hier nicht zu vermeiden. Auch brauchte ich nicht in Sorge zu sein, daß das erlegte Tier verkommen würde, da meine Fahrt von allen Seiten überwacht wurde. Die Bewohner der angrenzenden Ortschaft werden mir den ihnen so überraschenderweise zugefallenen und seltenen Festtagsschmaus sicher nicht übelgenommen haben.

Ich habe es nur selten erlebt, daß Flußpferde bei Tage annahmen, es sei denn, daß ich ihnen in Ausübung der Jagd absichtlich auf den Leib rückte. Dagegen änderten sie ihr Verhalten sofort nach Einbruch der Dunkelheit. Auch meine jetzige Fahrt setzte ich — um sie nach Möglichkeit zu beschleunigen — bis Mitternacht fort. Ich traf im Finsteren noch zwei Herden an. Die Tiere verfolgten unser Kanu auf lange Strecken und aufgeregt zu beiden Seiten und ließen sich nur durch meine hochaufgesteckte Laterne sowie durch fortwährendes Schwenken von Fackeln abhalten und verscheuchen.

Herrlich war die Fahrt in den sinkenden Tag hinein. Glutend versank der Sonnenball hinter den weiten Savannen, die sich am Westufer des Stromes hinzogen, während sich die vereinzelten hochragenden Bäume und Büsche haarscharf vom lichten Abendhimmel abhoben, an dem bereits die ersten Sterne aufblitzten. Noch lag der hohe Steilrand des Ufers zur Rechten wie von Purpur übergossen, aber kurz nur ist die Dämmerung in jenen Breiten, und rasch senkten sich die Schatten der Nacht herab, um all die leuchtende Pracht in tiefe Finsternis zu hüllen. Lautlos fuhren wir dahin, doch scharf mußten die Fährleute aufpassen, um nicht an den zahlreichen Sandbänken festzufahren. Nicht so ganz geheuer wäre es für uns gewesen, bei Nacht ins Wasser springen zu müssen, um das schwere Fahrzeug zu lösen. Das vielseitige, reiche Leben der Wildnis kennt keine nächtliche Ruhe und Schlaf. In unserer unmittelbaren Nähe ertönte das tiefe Rohren und Trompeten der Flußpferde, und so mancher harte Aufschlag im Wasser kündete die Anwesenheit von Krokodilen, die solche Gelegenheit gern zu einem räuberischen Eingriff benutzt hätten. In rauschendem Fluge strichen die letzten verspäteten Scharen des zahlreichen Wassergeflügels über dem Uferrand dahin, und die bei unserer Annäherung sich scheu drückenden Schattengestalten verrieten das zur nächtlichen Tränke ziehende Wild. Ein frischer Wind, der die weite Wasserfläche in kräuselnde Bewegung setzte, brachte nach des Tages Glut doch beträchtliche Abkühlung, so daß ich mich bald in meinen Mantel hüllte und auch meine Leute sich in ihre Decken wickelten.

In meinen hohen Jagdsitz gelehnt, durch die frische Brise erquickt, genoß ich so recht den unendlichen Zauber der tiefen Einsamkeit unterm flimmernden tropischen Sternhimmel. Während meine Schwarzen unter monotonem Gesang das Boot mit ihren langen Stangen aufmerksam und sicher durch die Strömung lenkten, schweiften meine Gedanken wie immer zur fernen Heimat, wo liebende Hände wohl schon zum Weihnachtsfest rüsteten. Sicher mußten Grüße und Gaben für mich längst unterwegs sein. Wo werden sie mich bei meinem unsteten Wanderleben erreichen? In der Ferne aufleuchtende Feuer rissen mich aus meinen Träumen. Im flackernden Licht erkannte ich die Umrisse von Hütten unter einigen hohen Bäumen, während eine vorgelagerte Landzunge einen günstigen Landungsplatz abgab. Auch meinen Leuten, die den ganzen Tag abwechselnd zu arbeiten hatten, mußte ich Ruhe gönnen und beschloß, hier mein Lager aufzuschlagen. Bald war der Platz erreicht, und ich ließ das Kanu unter dem Schutz des vorgelagerten Landes, wo es durch die Strömung nicht gefährdet war, auf den Sand auftreiben.

Schnell war alles an Land, und da wir infolge meiner Maßnahmen unsere Mahlzeiten im Boote zubereiten konnten und schon unser Abendessen genommen hatten, so bedurfte es keiner großen Vorbereitungen. Die Einwohner der Ortschaft, die bereitwillig herankamen, halfen meinen Leuten gern das nötige Feuerholz sammeln. Dies um so freudiger, als sie merkten, daß wir keine Lebensmittel beanspruchten. Bald flackerten unweit des Uferrandes die Lagerfeuer auf, und nachdem die unumgänglich nötigen Wachen eingeteilt, die Anordnungen für die Abfahrt am Morgen getroffen waren, lag rasch alles in tiefem Schlaf.

Da Mitternacht bereits vorüber war, ich auch meinen Leuten die nötige Ruhe lassen wollte, so hatte ich keine bestimmte Abfahrtszeit festgesetzt. Doch kaum vergoldete

die aufgehende Sonne die weitausladenden Kronen der unseren Lagerplatz umgebenden Schirmakazien mit ihren Strahlen, da war alles auf den Beinen. In Scharen umsaßen die Einwohner des Ortes und der näheren Umgebung unseren Lagerplatz. Bei ihrer Scheu, die sie trotz meiner nunmehr einjährigen Anwesenheit immer noch dem Weißen entgegenbrachten, war ihnen ganz zweifellos unsere Abreise ein freudigeres Ereignis als unsere gestrige Ankunft. Infolge näherliegender Notwendigkeiten und der Entfernung war ich seit dem Einmarsche unserer Expedition nicht mehr in diese Gegend gekommen, die noch zu meinem Stations- und Verwaltungsbezirk gehörte. So mußte ich natürlich die Gelegenheit benutzen, um mich den Leuten durch meinen Dolmetscher wenigstens vorstellen zu lassen und auf die Bedeutung der Station hinzuweisen. Freundliches Grinsen und Händeklatschen bestätigten mir in üblicher Weise, was ich wollte, und ich hatte die volle Überzeugung, daß die innersten Gedanken der Leute, ins Deutsche übersetzt, etwa in der Antwort gipfelten: „Rutsch uns den Buckel runter!" Nun, auch für meinen Nachfolger mußte noch Arbeit übrigbleiben.

Im leuchtenden Morgensonnenschein stießen wir vom Lande ab. Erst stieg ich ins Kanu, dann die Frauen, während die Männer das Boot in die tiefe Strömung schoben, im letzten Augenblick hineinspringend, ehe es von dieser erfaßt wurde. Die Landschaft bot zunächst das gleiche Bild wie am Tage vorher. Weite grasige Niederungen linker Hand, die Ufer von dichtem Papyrusschilf umsäumt, ragende Deleb-Palmen, unterbrochen durch ausgedehntere Buschstreifen auf hohem Uferrand zur Rechten; zwischen Korn-, Tabak- und Baumwollfeldern verstreut die Gehöfte der Eingeborenen mit ihren strohgedeckten Hütten. Das breite Strombett war ungeheuer belebt; da und dort tummelten sich Flußpferdherden; auf den Sandbänken, in den kleinen seeartigen und von üppigem Sumpfgewächs umrahmten Ausbuchtungen der Ufer waren Scharen aller Arten von Wassergeflügel: Enten, Gänse, Störche, Reiher, vom silberweiß schimmernden Edelreiher bis zum großen Kuhreiher, Kormorane, Möwen, Pelikane, Flamingos; dazwischen vereinzelt Marabus, mit stoischer Ruhe das vielseitige Leben und Treiben der Kleineren um sich her betrachtend. An den vom Lande aus bequem zugänglichen und breiteren Ufern sah ich starke Völker von Perlhühnern, die ich auf viele Hunderte schätzte, ihren Morgentrunk nehmen. Sie waren aber meist sehr scheu und drückten sich rasch bei unserer Annäherung; ein Verhalten, das ich auch bei meinen Landmärschen beobachtete. Die senkrechte Lehmwand des Ufers war von Einschlupfen der zahllosen Höhlenbrüter siebartig durchlöchert, während von den Zweigen der überragenden Bäume und Sträucher die kunstvollen Nester der Webervögel wie Destillierkolben herabhingen. Es herrschte und umgab uns ein ohrenbetäubendes Lärmen und Zwitschern, welches erst unter dem lähmenden Druck der höher steigenden Sonne allmählich verstummte. — Hoch im lichten Blau des unendlichen Himmelsgewölbes zogen Adler und andere Raubvögel ihre stolzen Kreise, von Zeit zu Zeit ihren schrillen Kampfschrei ausstoßend, und über der spiegelnden Wasserfläche sprangen oft Fische wohl meterhoch empor, um mit klatschendem Schlage in die Fluten zurückzufallen.

An frischem Wildbret war kein Mangel, und mühelos fiel es mir zu. Mit einem Schuß erlegte ich sieben und mit einem anderen neun Enten; gelegentlich einzelne

Stücke, die rasch und gewandt von den nackten Gestalten meiner Landeseingeborenen ins Boot geholt wurden. Dann begann ein allgemeines Rupfen, daß die Federn nur so umherflogen. Es war mir aber auch lieb so, da ich meine Fahrt nicht durch langen Jagdaufenthalt verzögern durfte, denn dringende Arbeiten harrten meiner nach Rückkehr zu meiner Station.

Das Landschaftsbild änderte sich jetzt. Wir verließen das Gebiet der Bana-Heiden und kamen nach Passieren eines weiten unbesiedelten Landstriches in das Gebiet der Mußgus. Den eigenartigen Eindruck, den die Ortschaften und Gehöfte dieses Stammes machten, habe ich schon früher beschrieben. Zu beiden Seiten tauchten überall die hohen, bienenkorbartigen und rötlich leuchtenden Häuser zwischen den ausgedehnten Farmen auf, und wieder wirkte es spaßig, schon von weitem die schwarzen Gestalten der Bewohner hoch oben nach unserem Fahrzeug Ausschau halten zu sehen. Dann, wenn sie uns erkannt hatten und meine in unseren alten deutschen Farben leuchtend vom hohen Heck wehende Stationsflagge, strömten sie in Scharen ans Ufer, um uns mit lauten Zurufen und lebhaftem Gestikulieren zu begrüßen. — Die teilweise hochgebauten, mit Mauern umgebenen Gehöfte wie auch die größeren geschlossenen Ortschaften machten einen festungsartigen Eindruck und mochten auch eine starke Wehr gegen gleichgeartete Feinde bilden.

In flotter Fahrt passierten wir die großen Mußgu-Städte, rechter Hand Tsulek, Mala und Mußgum, linker Hand und schon bei sinkendem Tage Tekele. Alle lagen ungemein reizvoll in großen Hainen von Deleb-Palmen, die sich teilweise buschartig dicht in langen Linien kilometerweit hinzogen. Bei Tekele war ich vor Jahresfrist, mit nur wenigen Soldaten und Trägern, in Gewaltmärschen meiner Expedition nacheilend, zum ersten Male über den mächtigen Logone gesetzt, überwältigt von dem Urzustande dieses damals noch kaum von Europäerfuß betretenen Landes und nicht ahnend, daß es für so lange meine Heimat werden sollte.

Die Breite des Stromes verringerte sich jetzt erheblich, die Gegend wurde unbebaut, wir kamen in das Kotoko-Gebiet, wo die reiche Ansiedlung aufhört. Stark strömte der Logone zwischen den zu beiden Seiten erhöhten Ufern dahin, an denen sich unabsehbare Wiesenflächen, von teilweise sehr hohem Grase bestanden, dehnten. Infolge der starken Strömung nahm hier auch das Vorkommen der Flußpferde ab, die die stilleren Wasser mit ihrer größeren Behaglichkeit lieben. Trotzdem finde ich in meinem Tagebuch die Notiz, daß im Dunklen die Tiere vereinzelt wieder sehr aufdringlich wurden. Die Temperatur wurde nach des Tages Hitze zur Nachtzeit empfindlich niedrig, und um nicht in der feuchten, grasigen Niederung ohne die Möglichkeit, Feuer zu machen, kampieren zu müssen, ließ ich schon um 9 Uhr bei der kleinen Ortschaft Majira anlegen, deren Einwohner gegen geringes Entgelt bereitwillig Feuerholz brachten.

Frühzeitig sah uns der nächste Morgen auf der Fahrt. Ich hatte im Orte einige Ruderer angeworben, da meine dieser Tätigkeit ungewohnten Eingeborenen mit ihren Stangen auf dem zwischen eingeengten Ufern in nur hundert bis zweihundert Meter Breite stark strömenden und tiefen Strome nicht mehr zurechtkamen. Schon am Abend vorher waren wir in bedenkliche Lagen geraten, die Stangen faßten keinen Grund,

und das schwere Fahrzeug drohte direktionslos abzutreiben. Sicher und pfeilschnell schossen wir jetzt dahin. Der hohe Graswuchs der Ufer bot wenig Aussicht, und auch auf dem Flusse selbst zeigte sich infolge der starken Strömung nur geringes Leben gegen die Tage vorher. Flußpferde traf ich bei Tage gar nicht an; erst im Finsteren machte sich ein vereinzeltes Tier wiederum recht lästig, so daß ich fast schon zur Waffe greifen wollte. Endlich gelang es uns doch, den Störenfried durch Schwenken und Zuwerfen von Feuerbränden zu verscheuchen.

Am Nachmittag verbreiterte sich der Logone wieder auf etwa siebenhundert Meter. Die Ufer wurden flach und waren teilweise mit Buschwerk bestanden. Auf leichteren Bodenerhebungen zogen sich kilometerlange prächtige Wälder aus Fächerpalmen hin. Im Abstande von mehreren Stunden passierten wir kleinere Ortschaften, die hart am Ufer gelegen, oft schon stark zerfallen waren und im Vergleich zu den reichen und stattlichen Mußgu-Städten recht verwahrlost aussahen. Auf der breiten Wasserfläche tummelten sich wieder vielerlei Vögel, hauptsächlich Pelikane, die majestätisch wie auf einem Teich im zoologischen Garten der Heimat umherschwammen. Dagegen war eßbares Geflügel selten, vor allem aber bekam ich keines zu Schuß, so daß wir, durch die Üppigkeit der vorhergehenden Tage verwöhnt, den Leibriemen erheblich enger schnallen mußten. Jedenfalls aber war ich genötigt, nicht zu spät abends eine der nicht sehr vertrauenerweckend aussehenden Ortschaften anzulaufen, um wenigstens meine Besatzung zu verproviantieren, während ich selbst für den Notfall einige Konserven bei mir hatte.

Doch der Tag sollte nicht ohne Mißklang endigen, und sehr bedauerte ich, daß ich in meinem Reiseeifer nicht doch versucht hatte, eine der zahlreichen Moorantilopen zu erlegen, die in dieser Gegend, wie mir bekannt war, in starken Rudeln die weiten grasigen Niederungen zu beiden Seiten des Logone bevölkerten. Vor den Toren einer mir als Kubu bezeichneten, hart am Flußufer gelegenen und von hohen Mauern umgebenen größeren Ortschaft machte ich halt. Ganz im Gegensatz zu dem bisherigen Verhalten der Bevölkerung ließ sich niemand sehen. Als ich einen meiner Soldaten zum Tor schickte mit der Aufforderung, Lebensmittel und Feuerholz zu liefern, fand er dieses von zahlreichen Leuten besetzt, die ihm unter nicht mißzuverstehenden Gebärden bedeuteten, kehrtzumachen, und ihm gleichzeitig zuriefen, ich möchte mich schleunigst entfernen und weiterfahren. Da ich dies zunächst als ein Mißverständnis ansah, auch annahm, die Leute wußten im Finstern nicht, daß sie einen Weißen vor sich hatten, begab ich mich mit Dolmetscher selbst zum Stadttor, denn die Soldaten waren nicht immer beliebt, da sie — sich selbst überlassen — vielfach zur Überhebung und zu Übergriffen neigten. Aber auch mein Erfolg war nicht größer. Die Bande verhielt sich zwar bescheidener und zeigte mehr Respekt, doch gelang es mir nicht, Einlaß in den Ort oder Lebensmittel und Feuerholz zu bekommen, obwohl ich alles bezahlen wollte. Ich hätte in meinem eigenen Stationsbezirk schon gewußt, meinem Verlangen den nötigen Nachdruck zu verleihen, und wohl rasch erhalten, was ich brauchte. Da der Ort jedoch zum engeren Bereich der Station Kusseri gehörte, wollte ich nicht selbständig eingreifen und mußte mich darauf beschränken, meine Beschwerde an Ort und Stelle vorzubringen.

So verlief die Nacht etwas ungemütlich, denn es war eisig kalt an dem niedrig gelegenen Uferrand ohne die wärmenden Feuer, und auch die knurrenden Magen trugen nicht dazu bei, die Annehmlichkeit unserer Lage zu erhöhen. Außerdem wurde scharf Wache gehalten, da ich der Ortseingeborenen nicht sicher war und irgendeinen Übergriff für möglich hielt. So war an Schlaf wenig zu denken, obschon wir unbehelligt blieben. Mißmutig nahm ich am Morgen meine Verhandlungen nochmals auf, auch um neue Ruderer zu bekommen, da ich den gestrigen fest versprochen hatte, sie nach vollendeter Tagesfahrt zurückzusenden, jedoch war auch dies vergeblich, und ich konnte die alten Leute nur durch besondere Versprechungen gewinnen, mich bis Karnak-Logone zu begleiten, wo ich bestimmt auf bereitwilligen Ersatz rechnete. Leider verzögerte sich durch diese Umstände die Abfahrt so, daß ich Kusseri am gleichen Tage nicht mehr erreichen konnte, wie es in meinem Plane lag.

Gleich anfangs der Fahrt gelang es mir, mit einem schnell hingeworfenen Schuß eine kleine Antilope am Ufer zu erlegen, die ich beim verspäteten Schöpfen überraschte, als wir geräuschlos um eine uns Deckung gewährende, mit hohem Schilf bewachsene Landzunge bogen. Auch einiges knorriges Gestrüpp wurde als Feuerholz eingenommen, und bald brodelten die Kochtöpfe auf unserem geräumigen Schiffsherd, wodurch die gute Stimmung meiner Leute wieder hergestellt war. Selbst die Ruderer, die nur widerwillig mitgekommen waren, zeigten sich befriedigt und legten sich doppelt ins Zeug, so daß wir rasch vorankamen. Die Ufer wurden allmählich mehr und mehr bewachsen, auch traten wieder vereinzelte höhere Bäume, Tamarinden und Akazien, in den Vordergrund.

Etwa 3 Uhr nachmittags kamen wir in Karnak-Logone an, einem der großen Sultanssitze von Deutsch-Bornu. In nahezu einem Kilometer Länge zog sich die hohe Stadtmauer in unmittelbarer Nähe des Ufers hin, von der Tiefe des Flusses aus nur durch die Tore einen Einblick in die ausgedehnte Stadt gewährend. Diese ist mit ihren mehr als fünftausend Einwohnern erheblich größer als Kusseri, tritt aber an Bedeutung weit hinter letztgenannte Stadt zurück, die infolge ihrer günstigen Lage am Zusammenfluß des Logone und Schari das Hauptverkehrs- und Handelszentrum dieser Gegend bildet. Von Karnak-Logone aus hatte ich auch Anfang des Jahres meinen Vormarsch in das Mußgu-Gebiet angetreten.

Die Einwohner in ihren malerischen Trachten waren zahlreich am Ufer versammelt. Wie die Ankunft eines Zuges auf einer heimischen Kleinbahn-Station oder eines sonntäglichen Vergnügungsdampfers in einem Fischerdorf der Ostseeküste bildete hier die Durchfahrt eines Europäer-Kanus ein seltenes Ereignis, welches für lange neuen Unterhaltungsstoff bot. Von allen Seiten wurde ich mit zuvorkommender Höflichkeit begrüßt. Ein älterer Mann mit hohem Turban und wehendem Kaftan, anscheinend ein Würdenträger des Hofes, der schnell von meiner Ankunft benachrichtigt worden war, drückte sein besonderes Bedauern aus, daß mich der Sultan nicht gebührend empfangen könne; der sei jedoch mit großem Gefolge in Kusseri und würde erst in einigen Tagen zurückerwartet. Sultan Mohammed war mein alter Bekannter von früher, dessen Gastfreundschaft ich in vollem Maße genossen, der mich beim Pferdehandel aber doch

übers Ohr gehauen hatte. Nun, so würde ich ihn in Kusseri begrüßen können, und seine Abwesenheit war mir sogar recht lieb, da ich mich nicht länger aufzuhalten brauchte, sondern meine Reise gleich fortsetzen konnte.

Bereitwilligst wurden mir einige Lebensmittel, Hühner, Eier und anderes, auch Feuerholz, zum Ankauf gebracht sowie neue Ruderer gestellt, und nach nur einstündiger Unterbrechung konnte ich meine Fahrt fortsetzen. Als die hohen Mauern der Stadt hinter einer Biegung des Stromes verschwanden, wurden die Ufer wieder einsam. Dichtes Buschwerk, nur durch kleinere Wiesen unterbrochen, zog sich an ihnen hin. An übersichtlicher Stelle konnte ich ein starkes Rudel der graziösen Moorantilopen beobachten, deren rötliche Decken, von der Abendsonne beschienen, sich leuchtend aus der grünen Umgebung abhoben. Das schöne Wild äste ganz vertraut, nur ab und zu aufwerfend, um nach uns zu äugen. Sie wurden hier wohl wenig beunruhigt, obgleich gerade am Unterlauf des Stromes zwischen Karnak-Logone und Kusseri ein lebhafter Kanuverkehr stattfand. Das Flußbett wand sich in starken Krümmungen bei einer durchschnittlichen Breite von fünfhundert bis sechshundert Metern dahin. Die Strömung war außerordentlich stark, so daß ich froh war, gewandte und ortskundige Ruderer bei mir zu haben, und dies um so mehr, als auch die Dichtungen unseres Fahrzeuges mehr und mehr nachließen, und die Bedienung kaum noch mit dem Ausschöpfen des Wassers nachkam. Es war tatsächlich außer meinem Hochsitz kein trockener Platz im Boot mehr zu finden, was mir weniger der Leute wegen ärgerlich war, denen ein längeres Fußbad nichts schaden konnte, als der Frachten und Gepäckstücke wegen, die ich höher und höher auf untergeschobenen Schilf- und Grasbündeln stapeln mußte, so daß sie schon bedenklich den niedrigen Bootsrand überragten. Im Abenddämmer überraschte ich noch zwei starke Warzenschweine, Bache und Keiler, die sich behaglich grunzend im sumpfigen Ufergrase suhlten. Da ich sie aber ebensowenig erwartet hatte wie sie mich, waren sie mit einem Satz laut quiekend im Schilf verschwunden, ehe ich mein Gewehr zur Hand nehmen konnte.

Da Kusseri heute nicht mehr zu erreichen war, ich auch nach Auskunft der Ruderer für die nächsten Stunden auf keinen besseren Lagerplatz rechnen durfte, so ließ ich bald nach Einbruch der Dunkelheit an einer kleinen Landzunge halten, die wenigstens dem schweren Fahrzeug einigen Schutz gegen die starke Strömung bot. Ringsherum war dichtes Buschwerk, durch das ein schmaler Fußpfad zu einem kleinen, nahegelegenen Ort führte. Diesen Pfad mußte ich auch als Lagerplatz benutzen, da ich mich nicht zu weit vom Boot entfernen konnte und heute auf die Bewohner nicht angewiesen war. Holz fanden wir hier zur Genüge vor, und bald flackerten in langer Reihe die Lagerfeuer auf, deren Schein kaum die dichten Schilfwände durchdrang. Es war aber doch eine recht ungemütliche Nacht in der feucht-kalten Flußniederung.

Am nächsten Tage, dem fünften meiner Fahrt, tauchten gegen Mittag auf hohem Uferrande die Wahrzeichen Kusseris, zwei einzeln stehende, hochragende Fächerpalmen, auf, und nach einer letzten Biegung des Stromes erblickte ich die Stadt selbst, die sich — nach der Wasserseite zu teilweise offen — etwa sechshundert Meter auf dem hohen und steilen Westufer des Logone entlangzog. Am nördlichen Ende der Stadt lag die

Station, deren nach Landesart flachgebaute Häuser sich wenig über die umgebende Mauer erhoben. Hoch flatterte darüber die deutsche Fahne. Das Haus des Residenten, mit schattiger Veranda und vorgeschobener, zinnengekrönter Terrasse, lag hart am Steilrand des Flusses. Auch hier wurde mein Kommen natürlich schon von weitem bemerkt, und viel Volk lief an den Ufern zusammen. Trotzdem gab ich die üblichen Signalschüsse ab, die mich der Station als Europäer melden sollten. Punkt 1 Uhr legte ich an der Freitreppe an, die den Zugang vom Flusse aus bildete, und wurde hier aufs freundschaftlichste vom damaligen Residenten, Hauptmann St., empfangen, obwohl ich ihn gerade bei der wohlverdienten Mittagsruhe gestört hatte.

In Kusseri.

Nur eine kurze Zeit der Rast war mir in Kusseri vergönnt, denn die gemeinsamen Besprechungen mit dem Residenten ergaben eine Fülle neuer Anregungen für meine weitere Tätigkeit, sowie auch einige besondere Aufgaben, die eine rasche Rückkehr nach Bongor und in meinen Bezirk wünschenswert machten. Unter anderem war bereits eine größere Expedition zur Bereisung der Südgrenze des Entenschnabels geplant, deren Vorbereitungen in Angriff genommen werden mußten. Die wenigen Tage aber, die mir hier zur Verfügung standen, boten mir neben der großen Freude des langentbehrten Zusammenseins mit einem lieben deutschen Kameraden eine Fülle des Interessanten.

Kusseri ist ziemlich ausgedehnt. Der eigentliche Kern der Stadt ist eng gebaut. Ein Wirrsal von Straßen und Gassen führt zwischen den eintönigen Wänden der einstöckigen, aus grauem, gestampftem Lehm erbauten Häuser hindurch. Auf Licht und Luft im Innern seiner Behausung legt der Neger wenig Wert. Er braucht es auch nicht, da sich das ganze Leben im Freien abspielt, wo er beides in Hülle und Fülle hat, und seine Wohnung ihm nur zur Ruhe und zum Schlafen dient. So ersetzten auch hier nur kleine Luken die Fenster, und die wenigsten Häuser wiesen Türen auf. Die Zugänge befanden sich auf den gleichfalls aus Lehm gebauten flachen Dächern, zu denen man auf Leitern gelangte.

Dies war gleichzeitig eine Maßnahme zum Schutze der Bevölkerung in Kriegszeiten, die sich im Falle einer Überrumpelung der Stadt auf die Dächer zurückziehen und hier verteidigen konnte. Der Palast des Sultans — gleichfalls im Innern der Stadt — war ein massiger, zweistöckiger Bau mit zinnengekröntem flachen Dach, dessen Mauern teilweise im Verfall begriffen waren.

Überhaupt stand die äußere Verfassung der Städte — Dikoa, die Hauptstadt Deutsch-Bornus, sowie Karnak-Logone boten das gleiche Bild — in starkem Gegensatz zu dem Prunk, den die regierenden Sultane noch in ihren Hofhaltungen zur Schau stellten. Ganze Stadtteile lagen in Trümmern, und die Stadtmauern waren zum großen Teil zerfallen. Man legte auf ihren Aufbau keinen Wert mehr, seitdem die europäischen Kolonialregierungen den letzten Widerstand in blutigen Kriegen gebrochen und auch die gegenseitigen Fehden der einzelnen Herrscher untereinander verhindert hatten.

Starke Bastionen auf hohem Uferrand des Logone bezeugten noch die ehemalige Befestigung der Stadt. Sie boten einen weiten Ausblick auf den breiten Fluß bis zu seiner etwa zwei Kilometer entfernten Einmündung in den Schari. Jenseits desselben

erblickte man die niedrigen Häuser des französischen Forts Lamy, des Hauptsitzes der Regierung der französischen Tschadsee-Länder. Es glich mehr einem großen Truppenlager und war erst im Jahre 1902 angelegt worden, als das bereits im Deutsch-Französischen Grenzabkommen vom Februar 1894 Deutschland zugesprochene Gebiet südlich des Tschadsees durch die Expedition des Obersten Pavel von der deutschen Regierung in Verwaltung genommen wurde, und die französischen Truppen Deutsch-Bornu bis zum linken Schari-Ufer räumen mußten.

Hier in Kusseri sollte ich gerade zu einem Schauspiel zurecht kommen, das ich bisher nur aus Erzählungen anderer Kameraden kannte, die an der schon erwähnten Pavelschen Expedition zum Tschadsee teilgenommen hatten. — Nur bei außerordentlichen Veranlassungen offenbaren die zentralafrikanischen Negerfürsten dem Auge des Europäers die phantastische und doch so reizvolle Schaustellung ihrer höfischen Pracht, die Entfaltung ihrer wilden Kriegerhorden und militärischen Machtmittel, sowie den Anblick ihres zum Teil wundervollen Pferdematerials.

In Karnak-Logone war mir bereits bei meiner Durchreise mitgeteilt worden, daß sich der Lamido Mohammed mit großem Gefolge in Kusseri befände. Der Resident hatte die fünf großen Sultane seines Residenturbezirks zu wichtigen politischen Besprechungen einige Tage um sich versammelt. Es waren neben dem Chalifa von Kusseri selbst, die Sultane Chefu Sanda von Dikoa, Djagara von Gulfei, Mohammed von Karnak und der Sultan von Mandara. Gerade unmittelbar vor meiner Ankunft waren die Besprechungen beendet worden, und heute sollte eine der Abreise vorangehende große Parade stattfinden, bei der natürlich ein Herrscher den anderen an Macht- und Prachtentfaltung zu überbieten suchte.

Ich hatte mich gleich am Morgen an die Konstruktion meiner während der Reise aufgenommenen Kartenskizzen gemacht. Eine Arbeit, die ich stets im Anschluß an meine Märsche und Reisen sofort zu machen pflegte. Da die Messungen nur mit Uhr und Kompaß erfolgten, so mußten manche wichtigen Beobachtungen und Eindrücke rasch zu Papier gebracht werden, ehe sie vergessen wurden. So war der erste Vormittag vergangen, und es nahte der Beginn des großen Festes, dem ich mit Ungeduld entgegensah.

Auf dem etwa ein Kilometer langen und sehr breiten Marktplatze der Stadt hatten die Sultane mit ihren Unterführern und Kriegsvölkern in zwei langen Linien Aufstellung genommen. Linker Hand hielt die Reiterei und rechts das Fußvolk. Der Sultan von Dikoa bildete als der Mächtigste und Angesehenste den rechten Flügel. Im ganzen mochten wohl an 2500 Reiter und ebensoviel Fußvolk versammelt sein, wovon allein gegen tausend Reiter auf den Sultan Djagara von Gulfei kamen, der keine Fußtruppen bei sich hatte. Eine ansehnliche Zahl, wenn man bedenkt, daß es nur das Reisegefolge der Landesherrscher war und nicht ihre eigentliche Kriegsmacht.

Ich hatte auf meinem Marsche von der Küste nach dem äußersten Norden des Schutzgebiets die Haupt-Sultansstädte, wie Garua, Marrua und Dikoa, berührt, im Austausch von Höflichkeitsbesuchen mit den Sultanen selbst und den Großen ihrer Hofstaaten so manchen Einblick in die intime Pracht, den Pomp und das Zeremoniell der Hofhaltungen getan, vereinzelt auch mein Auge an den gewandten Reiterspielen der

Bornu- und Fullahkrieger weiden können. Von der Großartigkeit des Schauspiels jedoch, wie es sich mir hier bieten sollte, hatte ich mir keine Vorstellung gemacht.

Zur Seite des Residenten ritt ich hinaus, gefolgt von einigen weißen Chargen und einem Truppenkommando der Stationsbesatzung. Zu beiden Seiten des Weges bildeten die Einwohner Spalier, um hinter uns in dichten Scharen zu folgen.

Beim Betreten des Paradeplatzes bot sich dem Auge ein buntes Bild ungeheuren Lebens, begrüßte und empfing uns ein ohrenbetäubender und nervenzerreißender Lärm, bei dem wir unsere Pferde fest am Zügel halten mußten, die derartigen Spiels lange nicht gewöhnt waren und unruhvoll tänzelten und schnaubten.

Die grüßenden Zurufe der Krieger, das Zusammenschlagen von Schwertern und Schilden, das schrille Kreischen und Trillern der Weiber vermischte sich mit dem dröhnenden, klappernden und quietschenden Getön der überall zwischen den Linien aufgestellten Musikbanden und dem ununterbrochenen Abfeuern der Gewehre zu einer nicht endenwollenden Phantasie von urwüchsiger Wildheit und Kraft. Und während wir die langen Reihen abritten, setzte sich der Lärm mit anwachsender Stärke fort, so daß es unmöglich war, die Worte zu verstehen, die jeder Sultan — am rechten Flügel seiner Truppen haltend — zur Begrüßung an uns richtete.

Das Knattern und Abfeuern der Gewehre, mit denen wenigstens die berittenen Krieger neben ihren Landeswaffen fast durchweg ausgerüstet waren, nahm bei dem ungeheuren Gedränge und der Begeisterung der Leute geradezu gefährliche Formen an, wenn sich auch anerkennenswerter Weise alle bemühten, die Mündungen nach oben zu halten. Alle Arten und Modelle von Donnerbüchsen waren vertreten, vom modernen Karabiner bis zur langen Araberflinte und Steinschloß-Gewehr, und beim Anblick so manchen vorsintflutlich aussehenden, mit Draht oder Stricken zusammengesetzten Schießprügels konnte einem angst und bange nicht nur um das eigene Leben, sondern auch um das des Besitzers und seiner Nachbarn werden.

Eine ungeheure Pracht an Farben entfaltete sich in dem Bunt der Trachten und Gewänder, in den langen Überwurfdecken und Behängen, sowie in der Ausrüstung des zum größten Teil sehr wertvollen Pferdematerials. Nach meinem Tagebuch habe ich beim Durchreiten der Linien kaum minderwertige Tiere und kein wirklich schlechtes Gewand gesehen.

Besonders kostbar waren die Sultane selbst, sowie die Großen und Unterführer ihrer Gefolge gekleidet. Leuchtende Seide umhüllte die Gestalten, reich mit Gold und Silber bestickt oder mit bunten Borten besetzt. Die meisten trugen den wehenden arabischen Burnus, weite Pluderhosen, auf dem Kopf den hohen Turban, dessen Farbe mit dem Range und der religiösen Stellung des Trägers wechselte. Erscheinungen mit all dem geheimnisvollen Zauber umwoben, wie sie unserer Phantasie aus orientalischen Märchen und Erzählungen vorschweben.

Eine Ausnahme machte nur der Sultan von Gulfei, der zwar auch kostbar, aber gleich seinen Reitern nur mit der eng anliegenden und ärmellosen Jacke des eigentlichen Bornukriegers und phrygischer Mütze bekleidet war. Auch die Pferde waren einfach, aber durchweg gediegen gezäumt und gesattelt. Überhaupt machte Djagara mit seiner

Schar vom rein soldatischen Standpunkt aus den trefflichsten und disziplniertesten Eindruck. Es waren harte, scharf geschnittene Gesichter, erprobt in der schweren Schule der Rabeh-Kämpfe, die erst vor wenigen Jahren hier, fast vor den Toren Kusseris, im blutigen Zusammenprall zwischen den damals noch Deutsch-Bornu besetzt haltenden französischen Kolonialtruppen und den Söldnerscharen des zentralafrikanischen Eroberers beendigt worden waren, wobei die beiderseitigen Führer ihren Tod fanden.

Neben dem einfachen Weiß oder üblichen dunklen Blau der wallenden Burnusse sah man ringsherum die grellen, leuchtenden Farben, wie sie der Orientale und der Neger so sehr liebt, in allen Abstufungen. Viele Krieger trugen statt der weiten Gewänder auch Kettenhemden und eiserne Ringpanzer, die aus Gott weiß welchen Werkstätten des Mittelalters stammen mochten, oder dicke, bauschige Wattepanzer, die einen unförmigen Eindruck machten. Auf den Köpfen trugen sie statt der Mützen oder Turbane blinkende Metallhelme, unter denen die tiefbronzenen oder schwarzen Gesichter ihrer Träger grimmig hervorsahen. Richtige afrikanische Landsknechtserscheinungen, die auch unserer deutschen Schutztruppe in den ersten Jahren ihres Vordringens in die alten innerafrikanischen Kulturgebiete mancherlei zu schaffen gemacht hatten.

Allerdings war ihr kriegerischer Wert nach dem ersten vergeblichen Ansturm gegen moderne Feuertechnik meist rasch in sich zusammengebrochen. Auf keinen Fall konnte derselbe auch nur annähernd mit dem wilden, zähen und fanatischen Mut der heidnischen Bergvölker, Grasland- und Waldnegerstämme des Küstengebiets verglichen werden, die jahrzehntelang in immer erneuten Aufständen und Kämpfen, oft bis zum letzten Mann, ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die vordringende Kultur verteidigt und schwere Opfer an Blut und Leben gefordert haben.

Bunt und phantastisch wie die Reiter waren auch die Pferde bekleidet und gerüstet. Eine große Zahl war mit langen Decken behangen, ähnlich wie sie die Ritterpferde des Mittelalters bei festlichen Turnieren trugen, und die die Tiere vom Kopf bis herab zu den Fesseln verhüllten. Auch diese waren vielfach bestickt oder wenigstens in allen Farben kariert und gestreift. Selbst die Köpfe waren derartig aufgeputzt, daß nicht viel mehr als die Augen zu erkennen waren.

Breite, mit Messing- oder Silberblech beschlagene Lederstreifen bekleideten die Stirn und beide Seiten des Kopfes bis zu den Nüstern herab. Bunte Kordeln und Troddeln, die bis über die Augen hingen, schmückten das Geschirr und dienten gleichzeitig als Schutz gegen die Fliegen, die Menschen und Tiere in dunklen Wolken umschwärmten. Darunter große graue Stechfliegen, deren Stich außerordentlich schmerzhaft war. Ein Wedel aus buntgefärbten Straußenfedern steckte zwischen den Ohren, und auch die Hälse waren mit Gehängen aller Art, beschlagenen oder mit Kaurimuscheln besetzten Lederstreifen, Schellen, Ketten und Amuletten bedeckt.

Die Zäumung der Pferde bestand aus breiten, bestickten und gleichfalls mit Quasten und Troddeln versehenen handbreiten Zügeln, die — allmählich schmaler werdend — in runde geflochtene Lederschnüre ausliefen. Die hohen und engen Fullahsättel waren von mehreren Lagen bunter Schabracken unterlegt, mit Decken oder Leopardenfellen

überdeckt, und die Füße der Reiter steckten in breiten eisernen oder messingnen Steigbügelschuhen, deren geschärfte hintere Ecke zugleich als Sporn diente.

Dem Abreiten der Fronten folgte der Vorbeimarsch der Truppen, wobei die Sultane mit ihrem engeren Hofstaat und gefolgt von ihren Musikbanden ihre Kriegerabteilungen vorführten. Auch hier eröffnete der Sultan von Dikoa als der Rangälteste von Deutsch-Bornu den Reigen. Ihm allein folgte ein Musikkorps von etwa fünfundzwanzig Reitern, bei dem unter all den vielseitigen und phantastischen Instrumenten auch zwei mächtige Kesselpauken nicht fehlten.

Es kamen zuerst die Fußtruppen in buntem Durcheinander. Von diesen war nur ein kleiner Teil mit Gewehren bewaffnet, während der überwiegende Teil aus Bogenschützen bestand, den wohlgefüllten Köcher mit Pfeilen über der Schulter, und Speerträgern mit Bündeln von kurzen Wurfspeeren in der Hand, im Gegensatz zu den zwei bis drei Meter langen Reiterlanzen der berittenen Krieger, die nur zum Stoße dienten und lange, bis handbreite Eisenspitzen trugen.

In losen Gruppen folgte die Reiterei unter ihren Unterführern und Großleuten. Zuerst im Schritt, aber man sah schon die Ungeduld von Mannen und Pferden, die, nur mühsam dem Zügel gehorchend, unruhig hin und her tänzelten. — Jeder einzelne suchte sich und sein Tier schon jetzt zur Geltung zu bringen, indem er es unter wilden Gesten und Zurufen bald senkrecht steigen, bald mit allen vieren zugleich in die Höhe springen ließ. Eine Schonung kennt der Eingeborene hierbei nicht, und die Pferde mußten unter dem Druck ihrer schweren Ausrüstung und den bei der furchtbaren Hitze jener Gegenden unerträglichen Umhüllungen sicherlich sehr leiden.

Die ganze Wildheit dieser Völker kam aber erst bei den Reiterspielen zum Ausdruck, die dem Vorbeimarsche folgten und die zeigten, wie verwachsen die Leute von Jugend an mit ihren Pferden sind. In einzelnen Gruppen ritten sie im schärfsten Galopp heran, schwenkten unmittelbar vor uns ab oder machten kurz auf der Hinterhand kehrt, um mit Blitzesschnelle davonzubrausen und rasch in den hochgewirbelten Staubwolken zu verschwinden. Auch Scheingefechte wurden von einzelnen Abteilungen ausgeführt, die zunächst gleichfalls in einem wilden Anreiten mit gewaltigem Kampfgeschrei bestanden, dann aber in ein höchst gewandtes Spiel übergingen, wobei sich die Reiter geschickt aneinander vorbeischoben, ihre Pferde kurz herumwarfen oder in elegantem Bogen kurbettieren ließen, um sich immer erneut angreifend und gegenseitig bedrängend ein wildes Handgemenge vorzutäuschen.

Den Abschluß des Tages und sozusagen die Abschiedsovation für uns bildete ein geschlossener Reiterangriff, zu dem sich über tausend Reiter am gegenüberliegenden Ende des weiten Platzes aufgestellt hatten. Nur unklar waren die Massen in dem immer wieder aufwirbelnden Staub zu erkennen, aber leuchtend hoben sich die grellbunten Farben der wehenden Gewänder im Scheine der niedergehenden Sonne von dem graugelben Hintergrunde ab. Atemlos harrte die Menge des kommenden Schauspiels. Die Sultane hatten in unserer Nähe Aufstellung genommen, und nur der von Gulfei war drüben, um selbst die Führung zu übernehmen und Ordnung in die wilden Massen zu bringen.

Dann sah man, wie einige Sekunden Ruhe eintrat. Mit erhobenem Gewehr stand der Führer in den Bügeln, das Zeichen zum Angriff gebend. Und nun ein vieltausendfacher, geller, anfeuernder Schrei auf allen Seiten, ein dumpfes Brausen von drüben, und heran stürmte es wie ein Ungewitter. Ein Chaos von Staub, Pferden, fliegenden Gewändern und wild durcheinander gewirbelten Waffen. Das Ganze übertönt von dem fortwährenden Schreien der Menge, dem rasselnden Getön der Musikinstrumente und dem ununterbrochenen Knattern der Gewehre. In wenigen Minuten war die wilde Jagd heran; wenige Meter nur waren es noch, und schon sah man sich im Geiste überritten, von Hunderten von Pferdehufen zertrampelt, denn schier unmöglich schien es, dieses Tempo noch abzustoppen. Doch wie ein gewaltiger Ruck ging es plötzlich durch die heranbrausende Masse; Hals und Kopf der Pferde wurden so kräftig hintenübergerissen, daß diese sich auf die Hinterhand setzten und unmittelbar vor uns zum Stehen kamen. Schnaubend und zitternd, fast schwankend, standen die armen Tiere, über und über mit Schweiß bedeckt, mit wild schlagenden Flanken und blutigem Schaum vor dem Maule. Und trotz des Mitleids, das in einem aufsteigen wollte, überwog doch die Bewunderung für die ungeheure reiterliche Leistung der Reiter.

Der nächste Tag galt dem Besuch des Marktes, um verschiedenes einzukaufen, was es in Bongor nicht gab, was aber teils für mich selbst, teils für den Bedarf meiner Besatzung unentbehrlich war. Der Marktverkehr spielt in den größeren Orten Nord-Adamauas und Bornus eine große Rolle. Allwöchentlich, oft an mehreren Tagen werden solche Märkte abgehalten, die ein Beweis für den ausgeprägten Handel und die vorgeschrittene Kultur jener fernen innerafrikanischen Gegenden sind. Fast nur durch die Hautfarbe und Bekleidung der Besucher unterscheidet sich das Leben und Treiben auf den Märkten von dem unserer Heimat. Es wird ebenso gehandelt, gefeilscht und geschimpft.

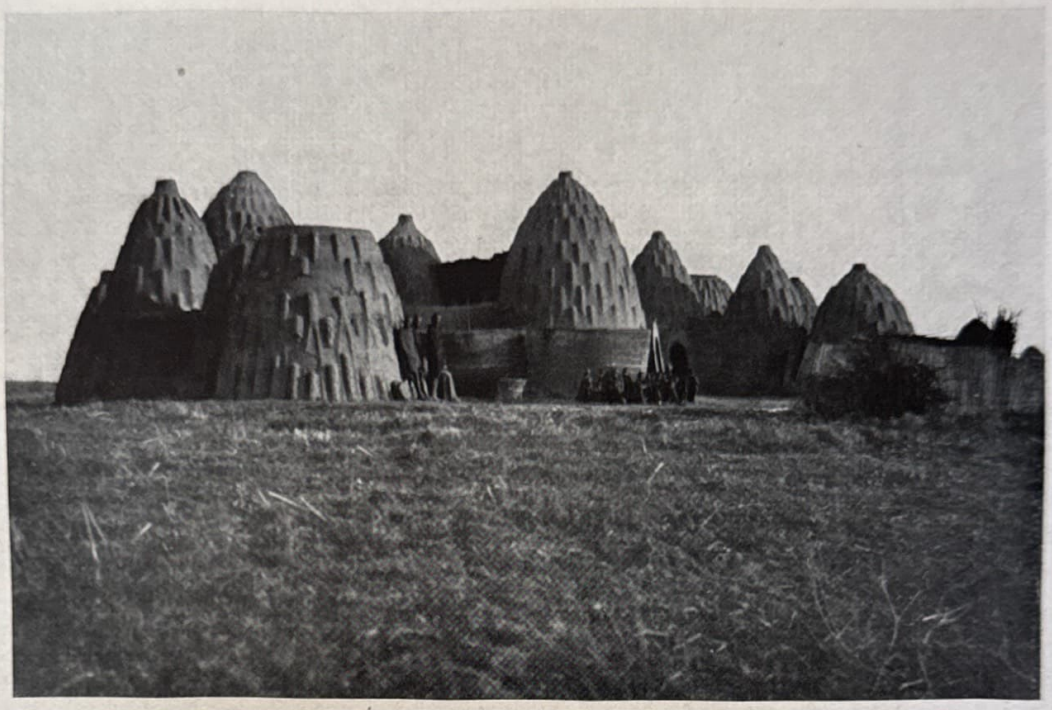
Der Hauptunterschied ist vielleicht der, daß das männliche Element mehr vertreten ist als bei uns. Der Haupthandel des inneren Afrika liegt in den Händen der Haussas, eines semitischen Mischvolkes, welches, selbst wenig seßhaft, Afrika von Tripolis im Norden bis herab zum Kongostaat und vom Sudan im Osten bis zur Westküste durchzieht, überall ein- und verkaufend, wie es die Verhältnisse bedingen. Sie sind diejenigen, die auch auf den Märkten die von auswärts eingeführten Waren in den Handel bringen, während die örtlichen Erzeugnisse, wie Lebensmittel, von Frauen verkauft werden.

Auf dem langgestreckten Marktplatze waren reihenweise niedrige Schutzdächer gegen die Glut der Sonne aus Stoffen oder auch Gras errichtet. Darunter hockten dicht gedrängt die Verkäufer, ihre Waren auf bunten, aus gefärbten Gräsern geflochtenen Tellern oder in Körben vor sich auf der Erde ausgebreitet. Das Durcheinander der Trachten und Farben erzeugte auch hier ein malerisches Bild, das durch die vielen Fremden, die in diesen Tagen in Kusseri waren, noch bedeutend verstärkt wurde.

Zum Verkauf kam alles, was der Lebensunterhalt erfordert: Fleisch, Fett, Geflügel, Eier und auch Fische, die der Logone reichlich liefert, in frischem oder gedörrtem Zustande. Der Fischfang bildet den Haupterwerb jener an den Fluß grenzenden Orte, und die Fischnahrung ist die der ärmeren Bevölkerung, da diese kein Eigenvieh

Phot. Koblich

Großes Logone-Kanu



Phot. Koblich

Mußgu-Ortschaft am Logone

Phot. Koblich

Logone-Ufer bei Kusseri

besitzt, und das Fleisch verhältnismäßig teuer ist. Verschiedene Getreidearten werden gehandelt, die das Land hervorbringt: Mais, Durra-Korn, Weizen, auch Reis, der in manchen feucht-heißen Gegenden üppig gedeiht. Vielfach wird gemahlenes Mehl verkauft, und sogar Küchen gibt es, in denen die Durchreisenden neben bereits fertigen Suppen und Fleischspeisen fertige Brote, Klöße und Kuchen aller Art kaufen und wie in unseren heimischen Wirtschaften verzehren können. Selbst die mannigfachsten Getränke, wie Milch, Tamarindensaft und Biere, aus Getreide oder Honig gebraut, sind zu haben.

Freilich würden solche Gaststätten dem Gaumen des Europäers wenig zusagen. Alles spielt sich auf dem Erdboden ab, dichte Staubwolken hüllen die umlagerten Stände ein, und Wolken von Fliegen umschwirren und bedecken namentlich alle frischen Eßwaren. Dazu herrscht ein fürchterlicher Geruch nach Fleisch, Fisch, schlechtem Fett, Tieren und Menschen — kurz, es gehören schon besonders abgehärtete Nasen dazu, um sich auf diesem Teil des Marktes länger aufzuhalten.

Neben vorgenannten Dingen kommen an Lebensmitteln noch zum Verkauf: verschiedene Gemüsearten, Früchte, wie Zitronen, Melonen und Datteln, eine Art Kartoffel, die Süßkartoffel, die bei richtiger Zubereitung recht schmackhaft sein kann, die Erdnuß und noch manches andere mehr. Von Genußmitteln gibt es Tabak, ferner Zucker, Tee und Kaffee, die von den mehrmals im Jahre von Tripolis durch die Sahara kommenden Karawanen mitgebracht werden.

Interessanter für den Europäer sind die Teile des Marktes, auf denen die mannigfachen Bedarfsartikel für Kleidung, Haushalt und Ausrüstung verkauft werden. Da gab es zu Knäueln gewickelte Baumwollfaden, gewebte Baumwollstreifen in Rollen, fertige Stoffe, sowie auch ganze Kleidungsstücke, die für die Männer meist in Weiß oder Blau gehalten, für die Frauen je nach der vorherrschenden Mode aus verschiedenen Farben zusammengesetzt sind. Auch kunstvolle Lederarbeiten werden verfertigt, Kissen, Taschen, Ausrüstungsstücke für die Pferde und Schuhwerk. Letzteres wurde aus weichgegerbtem und rotgefärbtem Ziegenleder hergestellt und erfreute sich auch bei den eingeborenen Soldaten und Europäern allgemeiner Beliebtheit, da es bequem und zugleich haltbar war. Ich selbst trug fast nur dieses Schuhwerk, nachdem mein europäisches verbraucht war, denn ein Bezug von der Küste war mangels Anprobemöglichkeit schwierig. Besonders zweckmäßig waren die hohen Reiterstiefel, die bis übers Knie oder noch über den ganzen Oberschenkel gezogen wurden. Sie beschwerten infolge der Weichheit und Leichtigkeit des Leders so gut wie gar nicht und gaben beim Reiten einen Schutz gegen den spitzen Dorn des Buschwerks und das hohe scharfe Schilfgras der Niederungen.

Kurz, es gab alles, was für den Afrikaner überhaupt nur nützlich und begehrenswert sein mochte, und auch hier war, wie wohl überall, in erster Linie dem Bedarf der Frau Rechnung getragen. Wenn auch bei diesen Naturvölkern die Frau sozial nur eine untergeordnete Rolle spielt, so hindert dies nicht, daß trotzdem die Männer ihren Stolz und Ehrgeiz daransetzen, ihre Frauen mit Tand zu beladen und ihnen manche Laune zu erfüllen. Ja, ich kenne nicht wenig schwarze Eheherren, die ebenso, wenn nicht mehr

unter dem Pantoffel standen, als dies in gewissen anderen Gegenden unseres schönen Erdballs der Fall sein soll!

So gab es auch hier Spiegel, Ringe, Spangen, Haarpfeile, Glas- und Porzellanperlen, bunte Fäden und Besatzstreifen, Fett- und Schminkbüchsen, Samt, Seiden- und Brokatstoffe und vieles andere mehr. Eine besondere Rolle spielten die Damen der Fulbe- und Bornu-Großen, die ich würdevoll mit einem zahlreichen Gefolge von Sklavinnen und Dienern ihre Einkäufe machen sah. Die Händler wissen auch hier aus der Eitelkeit ihr Kapital zu schlagen.

Ich kaufte selbst manchen kleineren Tand, wie einfache Perlen und Stoffe, zu Tauschzwecken in meinem Bezirk ein, ferner neues Schuhwerk, und vergab die größeren Aufträge zur direkten Lieferung an mich auf die Station. Hierzu gehörte eine große Kiste Zwiebeln, Tabak, Seife, Salz, an den Ufern des Tschadsees gewonnen, Zitronen und — sage und schreibe — Streichhölzer! — Endlich erstand ich mir einige junge Hauskatzen, um diese auf meiner Station einzubürgern, denn merkwürdigerweise waren diese Tiere hier unbekannt, obwohl sie sonst auf der ganzen Welt vertreten sind. Die Mäuse- und Rattenplage war aber in Bongor so entsetzlich, daß ich mir anders nicht mehr zu helfen wußte. Die Mäuse tanzten nachts auf den Stangen meines Moskitonetzes herum, und die Ratten tummelten sich in den Abendstunden ohne Scheu vor meinen Füßen, wenn ich in meinem Liegestuhl vor meinem Hause saß. Etwas läßt man sich ja draußen gefallen, aber das war mir doch zuviel, und die Katzen haben wenigstens in der Folge genützt.

Hiermit waren auch diese wichtigen geschäftlichen Obliegenheiten erledigt, und ich konnte die noch verbleibende Zeit in Kusseri der Muße und dem Zusammensein mit dem Residenten widmen.

Auch hier in Kusseri wurde — wie auf den meisten Stationen — ein kleiner Tierpark unterhalten. Neben einigem kleineren Getier sowie einem stattlichen, aber recht bösartigen Straußenhahn erregte mein besonderes Interesse eine ausgewachsene Löwin, die außerordentlich zahm und zutraulich war. Man sah hier so recht, was es ausmacht, wenn die großen Raubtiere, statt im Käfig gezähmt und zu nervenkitzelnden Schaustellungen mit Revolverschüssen und Peitsche dressiert zu werden, in einer gewissen Freiheit und unter verständiger, liebevoller Behandlung heranwachsen.

Schon der beständig an der Kette liegende oder im Zwinger gehaltene Hund wird und muß scharf und bissig werden aus Groll um seine verlorene Freiheit, die er bei seinen herumlaufenden und glücklicheren Artgenossen sieht. Wieviel mehr das an sich wehrhafte und freie Geschöpf der Steppe, das seiner Veranlagung und Bestimmung nach nun einmal nicht zum Haustier geeignet ist?

Es ging natürlich auch hier nicht an, das Tier frei herumlaufen zu lassen, wenn es auch vom Residenten innerhalb des engeren Hofraumes seines Hauses gelegentlich von der Kette befreit wurde. Wie ein Hund jedoch, treu und willig, folgte das kraftvolle Geschöpf, wenn wir es an dünner Leine spazieren führten, ohne je den Gehorsam zu verweigern, selbst wenn es hier und da einmal geneckt oder von einem vorwitzigen Köter angeknurrt wurde. Ich hatte zum Beispiel, wie sonst auf Reisen, auch nach Kusseri

meinen Hund mitgenommen. Ohne daß es zu Reibereien gekommen wäre, konnte er nach seiner Gewohnheit mit der Löwin neben mir laufen, die ihm kaum Beachtung schenkte, während er — zur Eifersucht geneigt — sich mit oft recht scheelen, aber doch respektvoll stummen Blicken auf seine Rivalin begnügte, wenn ich mich mehr mit ihr abgab, als ihm lieb war.

Es war aber auch wirklich eine Freude, sich mit dem schönen Tier zu beschäftigen. Trotz der kurzen Zeit hatte ich die Zuneigung der Löwin gewonnen. Zutraulich schmiegte sie sich an mich, ließ sich streicheln und krauen und leckte meine Hand, die ich ihr ruhig in den Rachen legen konnte. Auch gelegentlichem Spiel war sie nicht abgeneigt, gefiel sich trotz ihrer Würde manchmal in drolligen Sprüngen und legte sich nach Katzenart kokett auf den Rücken. Nur war es hierbei nicht so recht geheuer und ratsam, sich mit ihr einzulassen und auf ihre Lockungen einzugehen, denn eben nach Katzenart waren dabei ihre sonst gut gemeinten Liebkosungen nicht sehr zart und standen doch nicht ganz im richtigen Verhältnis zu der Widerstandsfähigkeit meiner menschlichen Haut und meiner Kleidung.

Vor allem aber war eines zu respektieren, das war die übliche Zeit der Fütterung in den Nachmittagsstunden. Ruhig ließ sich die Löwin an ihre Kette legen, um sich ihr Fleisch vorwerfen zu lassen. Dann aber waren alle gefährlichen Instinkte des Raubtieres in ihr wach, und wehe dem, der sich in den Bereich ihrer Pranken wagte, er wäre unfehlbar in Fetzen zerrissen worden!

Der eigenartigste Angehörige der Station war aber der junge Flußpferdbulle „Hans", der dem Residenten einst vom Sultan zum Geschenk gemacht worden war. Es war ein damals halbwüchsiges Tier, etwa zwei Meter lang und mir bis zur Hüfte reichend. Es war einst jung beim Fischen im Netz gefangen worden, nachdem es die Mutter auf irgendeine nicht mehr nachweisbare Art verloren, und hatte sich vollkommen an die Station gewöhnt.

Hans trieb sich meistens bei Tage in der Nähe im Fluß herum, kam aber jederzeit, wenn es ihm paßte und wenn er nicht die gegenüberliegenden kühlen Schilfdickichte bevorzugte, sicher aber in den Abendstunden zur Station herauf. Auch auf einen bestimmten Pfiff war er zur Stelle. Er empfing dann regelmäßig sein Maß Milch, welches schon eine reichliche Anzahl Eimer umfaßte, und schloß sich uns Europäern gern an. Er zeigte dann eine plumpe Anhänglichkeit, die manches Mal weit über die Gemütlichkeit hinausging.

Setzte ich mich mit dem Residenten auf luftiger Balustrade zum Essen nieder, so geschah es nicht selten, daß unser Hans ankam und sich wie ein Hund neben uns niederließ. Hierbei kam es dann vor, daß er uns infolge seiner beim Hinlegen auseinandergehenden außerordentlichen Breite mitsamt unseren Stühlen weit beiseiteschob oder den einen oder anderen umwarf. Nicht gerade sehr angenehm, wenn schon die gefüllten Teller oder Schüsseln auf dem Tische standen. Wohlig grunzend streckte er sich, und kein Schlag auf seine dicke Schwarte war imstande, ihn aus seiner Ruhe zu bringen.

Auch bei den üblichen Spaziergängen in der erfrischenden Abendkühle und vor dem Schlafengehen schloß sich Hans mit Vorliebe an. Mit dem mangelhaften Gesicht der

großen Dickhäuter folgte er uns unmittelbar auf dem Fuße, fast mit Tuchfühlung, und es war sehr schwierig, ihn loszuwerden, wenn wir dann zum Schlafen in unser Haus wollten. Mit einer höflichen Verabschiedung war es keineswegs getan. Wie ein richtiger Dickhäuter reagierte er absolut sauer, und es galt, die größte List anzuwenden, um sich ihm zu entziehen.

Das einzige Mittel war, ihm an irgendeiner geeigneten Stelle und unter dem Wind rasch davonzulaufen; möglichst an einer Haus- oder Mauerecke. Er verlor dann die Witterung und vermochte uns nicht mehr zu finden. Gelang das Manöver aber nicht, so folgte Hans unweigerlich, und keine der nur schwachen Strohgeflecht-Türen unserer primitiven Lehmhäuser war widerstandsfähig genug, den dicken Fleischkoloß aufzuhalten.

Doch dem armen Hans, der die Freude aller war, sollte kein langes Leben beschieden sein, sein Tod fast noch zu diplomatischen Verwicklungen führen. Sein jugendlicher Übermut hatte ihn eines Tages zu weit hinausgeführt, dem Schari zu, und er war in den Bereich von Französisch-Kusseri gelangt. Hier erreichte ihn die Kugel eines Europäers der Stationsbesatzung. Irrtümlich, wie man unter größtem Bedauern von dort aus versicherte, was jedoch nach der ganzen Sachlage und da das Tier auch drüben bekannt war, wenig glaubhaft erschien.

Trotz des regen Verkehrs, der sich infolge der weitverzweigten Handelsbeziehungen der Bevölkerung um Kusseri herum abwickelte, waren die jagdlichen Verhältnisse nicht ungünstig. Zwar zog sich am Logone-Ufer in beträchtlicher Breite dichter und unübersichtlicher Dornbusch entlang, der nur an wenigen Stellen durch Lichtungen unterbrochen wurde. Weiter ins Land hinein dehnten sich jedoch mit Wassertümpeln durchsetzte Flächen sowie ausgedehnte Felder der Eingeborenen, die von den verschiedensten Wildarten gern aufgesucht wurden. Besonders zahlreich sollten in der näheren Umgebung Warzenschweine vorkommen und in den Kulturen der Anwohner nicht unerheblichen Schaden anrichten. So reizte es mich, trotz der beschränkten Zeit, der Jagd auf dieses interessante Wild, das in meinem engeren Stationsbereich verhältnismäßig selten war, einen Vormittag zu opfern.

Da mir vom Residenten liebenswürdigerweise ein gutes Pferd zur Verfügung gestellt wurde, so konnte ich meine Streife weiter ausdehnen. Ich wandte mich zunächst nach Süden, geriet aber bald in dichte Dornbuschwaldungen, in denen das Reiten nicht nur sehr erschwert, sondern auch ein weiteres Pürschen der völligen Unübersichtlichkeit wegen zwecklos war. Ich hatte bereits zweimal Schweine im Busch hochgemacht, ehe ich aber aus dem Sattel konnte, waren auch die Tiere verschwunden. Dazu kam, daß meine Kleidung, mit der ich doch noch in Kusseri Staat machen mußte, schon bedenkliche Löcher aufwies und ich auch einige tüchtig blutende Schrammen über den Knien weghatte.

Ich bog deshalb bald weiter landeinwärts ab, wo ich die zur Zeit abgeernteten Felder einer naheliegenden Ortschaft überquerte, passierte ein malerisch von hohem Sumpfgras und Dumpalmen-Gebüsch umrahmtes stehendes Wasser, das den Tummelplatz unzähligen Wassergeflügels und anderer Vertreter der Vogelwelt bildete, und gelangte in leidlich übersichtliches Buschgelände, das von größeren und kleineren Blößen

durchsetzt war. Schon nach kurzer Zeit sichtete ich einige Grasantilopen, auch einen vereinzelten Schirrbock, an die ich mich leicht hätte anpürschen können. Ich wollte jedoch mein einmal vorgesetztes Jagdziel im Auge behalten und die Gegend nicht durch Schüsse auf anderes Wild beunruhigen.

Wie zweckmäßig dies war, sollte sich denn auch bald zeigen, als ich auf die frischen Fährten von Schweinen stieß. Ich ließ mein Pferd mit der Weisung zurück, erst auf weitere Entfernung zu folgen, und ging den Fährten nach, die kreuz und quer durch den Busch führten. Ich mochte kaum eine Viertelstunde so gegangen sein, da fielen mir einige dunkle Punkte auf, die sich zwar auf dem Platze hielten, aber dennoch zu bewegen schienen.

Glas ans Auge — richtig — Schweine. Die Tiere waren eifrig beim Brechen, wobei sie mit dem Kopf tief im Grase oder Erdreich steckten und den hochgestellten hinteren Körperteil lebhaft bewegten und sich dabei oft um sich selbst drehten. Es mochte eine Rotte von sieben bis acht Stück sein; darunter einige starke Stücke, soweit ich es von meinem Standpunkt aus feststellen konnte.

Das Warzenschwein ist gleich unserem heimischen Schwarzwild sehr vorsichtig und läßt sich nicht so leicht ankommen. Es wittert außerordentlich gut, so daß bei ungünstigem Wind jede Liebesmühe vergeblich ist. Bekommt es keine unmittelbare Witterung, so hält es den Menschen verhältnismäßig lange aus, da sein Gesicht sehr schwach ist. Auch das Gehör ist beim Warzenschwein sehr fein ausgebildet, und es bedarf schon recht leiser Sohlen, um sich auf dem harten, mit trockenen Zweigen und ausgedörrtem Grase bedeckten afrikanischen Boden nicht frühzeitig zu verraten.

Im vorliegenden Falle war die Gefahr jedoch nicht so groß, da die Schweine durch das beim Brechen verursachte Geräusch abgelenkt wurden. Ich konnte mit einiger Vorsicht getrost vorangehen und kam so bis auf achtzig Schritte an die Tiere, die sich durch mich nicht im geringsten stören ließen. Weiter wollte ich es nicht wagen, um den erhofften Erfolg nicht aufs Spiel zu setzen und weil mir die vor dem Einsetzen des Mittagswindes nur schwach wehende Luft nicht mehr ganz stetig schien und jeden Augenblick umzuschlagen drohte.

Ich stand auf einem in Bildung begriffenen Termitenhügel und konnte eigentlich zum ersten Male Warzenschweine so recht mit Muße beobachten, denn mein bisheriges Zusammentreffen mit diesem interessanten Wild war vielfach überraschend gewesen, wodurch ich zu raschem Schießen gezwungen war. Ich erkannte einen starken Keiler, den ich mir als Jagdbeute ausersah. Er war eifrig beim Brechen, wobei er den Rüsselansatz tief in den Boden grub und bisweilen das Erdreich und Wurzelwerk durch Seitwärtslegen des Kopfes mit seinen starken Gewehren aufriß. Hin und wieder erhob er das Gebrech, vorsichtig den Wind einnehmend, und ich konnte mit dem Glase den geradezu abschreckend häßlichen Kopf des Tieres, die abstehenden Warzen, von denen es seinen Namen hat, und die sich abspreizende borstige Nackenmähne erkennen. Der Kopf wie auch ein Teil des nackten Körpers waren dick mit Sand und Lehm verschmiert, und dicke Grasbüschel hingen zu beiden Seiten aus dem Gebrech heraus, so daß ich die Stärke der Gewehre nicht feststellen konnte.

Doch die Zeit schritt vor, und ich wollte unbedingt zu Mittag in Kusseri zurück sein, da ich am Nachmittag die letzten Vorbereitungen für meine morgige Abreise treffen mußte. In der Ferne wurde bereits mein Pferd sichtbar, was ich für einen Wink des Schicksals hielt, und so entschloß ich mich zu einem raschen Schuß, obgleich ich die Beobachtung des interessanten Wildes unter anderen Umständen gern noch fortgesetzt hätte.

Langsam ging ich aufs Knie, um so einen sicheren Schuß vorzubereiten und eine längere Nachsuche zu vermeiden. Als der Keiler wieder vorsichtig witternd den Kopf aus dem Grase hob und breit vor mir stehend ein vorzügliches Ziel bot, ging ich langsam mit dem Gewehr hoch, faßte den Stich und ließ fahren. — Schneidend hallte der Schuß durch die weite Stille der Steppe, und mit lautem Prusten und Quieken fuhren die Schweine auseinander.

Auch mein Keiler wollte mit einem Satze wenden, aber wie von unsichtbarer Hand zurückgerissen ging ein Ruck durch seine kräftige Gestalt, und — doch was war das, da seitwärts vor mir im Grase? Herrgott, noch eines der Schweine, und auch ein Keiler, wenn auch ein erheblich schwächeres Stück. Es mochte durch den überraschenden Schuß von den anderen abgesprengt sein und flüchtete schräg an mir vorbei. Der erste war mir sicher; blitzschnell die Büchse hochreißend, fahre ich mit; gut vorn angefaßt, und — wie ein Hase rolliert der Keiler, in eine dicke Sandwolke gehüllt. Im gleichen Augenblick aber kommt er wieder hoch, und ehe ich jetzt, durch Gras und Buschwerk verhindert, zum Schießen komme, ist er hinter diesem verschwunden.

Na, nur ruhig Blut, auch der kann nicht mehr weit sein. Noch ganz unter dem Banne des Augenblicks schaue ich nach meinem Hauptschwein aus, welches ich aus dem Auge gelassen hatte. Gottlob, es lag nur wenige Sprünge vom Anschuß. Rasch eilte ich hin; es lag auf der Seite und in den letzten Zuckungen; Weidmannsheil! Es war ein sehr starker Keiler. 19 cm lang — an der äußeren Rundung gemessen — ragten die kräftigen Gewehre zu beiden Seiten des Gebrechs heraus. Der untere Umfang betrug 12 cm.

So weit war alles sehr schön, aber nun der zweite, mir so unerwartet zugefallene Bursche. Hoffentlich gab es nicht doch die unangenehme lange Nachsuche, die ich so gern vermieden hätte. Ist das Warzenschwein nicht tödlich oder wenigstens sehr gut getroffen, so vermag es noch weite Strecken zurückzulegen und tut sich nicht sobald nieder. Vor allem ist es dann sehr auf der Hut und läßt dank seiner scharfen Sinne den verfolgenden Jäger nicht mehr so leicht herankommen.

Der zweite Anschuß war durch die Schleifspur des sich überschlagenden Tieres rasch festzustellen. Von Schweiß war aber leider nichts zu sehen. Ich ließ nochmals mein Pferd zurück und folgte nur mit meinem eingeborenen Jäger der Fährte, vorsichtig das geringste Geräusch vermeidend. Sie führte bald in dichteren Dornbusch und ging leider mit dem Wind, so daß ich wenig Aussicht hatte, mein Wild zu bekommen. Der Eingeborene ging vor mir, weil sein Auge geübter in dem hier mit Gras durchwachsenen, unübersichtlichen Dornbusch war. Tief griffen die Schalen des Wildes in den leichten Sandboden ein, aber von Schweiß wollte sich immer noch nichts zeigen.

Mißmutig schritt ich vorwärts und meinen Übereifer verwünschend, der mich noch zu dem Schuß auf das zweite Schwein verführt hatte, da verhielt mein Führer schon nach wenigen hundert Gängen. Scharf durchdrang sein Auge die vor uns liegenden Büsche, dann ging ein freudiges Grinsen über seine Züge, und er deutete auf einen dunklen Schatten vor uns im Grase. Mit einem befreienden Aufatmen war ich zur Stelle; abermals — Weidmannsheil! Auch der zweite Keiler, mit etwas zu kurzem Blattschuß zwar, aber verendet.

Auch hier zeigte es sich wieder, wie unzureichend mein kleinkalibriger Karabiner für derartiges Wild war. Der Einschuß durch die elastische Schwarte des Tieres hatte sich geschlossen, und da das Geschoß den Körper nicht durchschlagen hatte, konnte sich kein Schweiß zeigen. Erst mit dem inneren Verbluten und beim Zusammenbrechen brach das Tier den angesammelten Schweiß aus und lag in einer dicken Lache. Bei wie manchen Gelegenheiten habe ich den Verlust meiner guten Pürschbüchse, für die ich mir damals keinen Ersatz beschaffen konnte, bedauert.

Um so größer war aber meine Freude. So hatte sich der Jagdvormittag reichlich gelohnt, und voll befriedigt konnte ich den Heimritt nach Kusseri antreten, wo ich noch rechtzeitig zum Mittag eintraf. Auch der Resident war mit meinem jagdlichen Erfolg sehr zufrieden. Durch den Besuch der Sultane und anderweitige dienstliche Inanspruchnahme verhindert, hatten weder er noch einer der anderen Angehörigen der Station sich der Jagd widmen können, und alle freuten sich schon auf den bevorstehenden abendlichen Schweinebraten.

Ich hatte meine Leute beim Wildbret zurückgelassen, um dieses aufzubrechen und zum Abtransport vorzubereiten, zu dem sofort eine Anzahl Träger von der Station abgeschickt wurden. Im Laufe des Nachmittags kehrten sie zurück, die mit den Läufen an lange Stangen gehängten Schweine in üblicher Weise auf den Köpfen tragend. Den Kopf des starken Keilers ließ ich sofort abtrennen, seines Fleisches entledigen und abkochen, um den Schädel als wertvolle Trophäe mitnehmen zu können.

Der letzte Nachmittag verlief rasch mit den nötigen Zurüstungen für die Abreise. Ich hatte mich im Einverständnis mit dem Residenten entschlossen, mein Boot unter Führung zuverlässiger Soldaten allein zurückzuschicken, um die im Gegensatz zu meiner raschen Herfahrt erheblich langweiligere und langwierige Fahrt stromaufwärts zu vermeiden. Das schwere Fahrzeug wurde nicht gerudert, sondern mußte mit langen Stangen gegen die Strömung vorgetrieben werden, wobei es nur sehr langsam vorankam, so daß ich mit einer mindestens dreiwöchigen Reise nach Bongor zu rechnen hatte, von der ich mir wenig Genuß versprach. Auf dem Landwege konnte ich dagegen in etwa zehn Tagen zurück sein, und da ich diesen am Schari entlang über die hier gelegene Station Mani-Illin nehmen wollte, verband ich damit den Vorteil, wiederum eine neue Gegend kennenzulernen.

Einige sachkundige Leute hatten das Fahrzeug einer gründlichen Reparatur unterzogen, es vor allen Dingen gut abgedichtet, und nun wurde es geladen. Das für den Landmarsch entbehrliche Reisegepäck kam hinein, ferner in mehreren Kisten verpackt all die verschiedenen Waren, die ich auf dem Markte eingehandelt hatte, und einige

Dienstfrachten, darunter frische Munition, die besonders sorgfältig verstaut werden mußte, um nicht mit dem eindringenden Wasser in Berührung zu kommen. Dazu kamen noch als mir sehr wertvolle Fracht die jungen Hauskatzen.

Mit Beendigung der Reisevorbereitungen war auch der Abend hereingebrochen, der mich zum letzten Male mit dem Residenten in fröhlicher und länglicher Sitzung vereinigte. Ein dampfender und schmackhafter Wildschweinbraten, dem ich im Vollgefühl meines Weidmannsheils wacker zusprach, krönte die Tafel, und wohlgekühlter schäumender Sekt perlte in den Bechern. Dann saßen wir in bequemen Liegestühlen am Rande der zinnengekrönten Veranda hoch über dem Ufer des Logone, dessen Fluten in trägem Lauf vorbeiflossen. Der Mond war heraufgestiegen, vermischte sein silbernes Licht mit dem strahlenden Gefunkel der aber Tausende von Sternen und ergoß seinen Schein über die breite Niederung des Stromes, dessen kräuselnde Wellen ihn aufleuchtend zurückwarfen.

Eine der hier üblichen Barken, die das Strombild bei Tage zahlreich belebten, kam verspätet unter dem rhythmischen Gesang der Eingeborenen leise herangerauscht. Mit mattem Aufblitzen schnellte sich da und dort ein Fisch aus der grauen Flut, klatschend ins Wasser zurückfallend; von überall her aus der Runde umfing das Ohr das tausendfältige Quaken der Frösche und Zirpen der Zikaden, und dumpf grollend drang von den jenseitigen Niederungen der Kampfruf der großen Katze herüber. Dann schwieg wohl für einen Augenblick die Natur in lähmendem Bangen, um danach um so kräftiger ihr Konzert fortzusetzen.

Fern am Zusammenfluß des Stromes mit dem Schari blinkten vereinzelte Lichter des französischen Truppenlagers Fort Lamy, während auch aus dem Inneren der Stadt da und dort matter Feuerschein an den grauen Mauern heraufstieg und der leise harmonische Ton von Streichinstrumenten das noch rege Leben der Bewohner bekundete. — Eine erfrischende Brise hatte die Glut des Tages hinweggefegt, wohlig dehnten sich die Glieder, und es herrschte all der Zauber, wie ihn nur die ferne Einsamkeit der Tropen mit sich bringt.

Ab und zu vom Becher nippend, saßen wir in angeregtem Geplauder. Die dienstlichen Angelegenheiten waren erledigt, und im Austausch von Erinnerungen an die Heimat, die überall da lebendig werden, wo deutsche Kameraden zusammen sind, und im Erzählen von Erlebnissen aller Art vergingen leider nur zu rasch die letzten schönen Stunden meines Besuches in Kusseri, von dessen Verlauf ich um so befriedigter war, als mich meine späteren Reisen nicht mehr nach hier führen sollten.

Auch Hans, der Flußpferdbulle, hatte sich zum letzten Abend noch eingefunden. Schon lange sah ich seinen mächtigen Schatten im Dunkel hin und her trollen. Auf einmal stand er neben meinem Liegestuhl, seinen breiten, unförmigen Kopf unmittelbar an meinem Gesicht und leise schnaubend. Fast wäre ich vor Schreck aus dem Stuhl gefallen. Dann faßte ich ihn an seinen kleinen Ohren und klatschte seine dicke, naßkalte Schwarte, woraufhin er sich für kurze Zeit behaglich grunzend neben mich streckte; nicht ohne wiederum meinen Stuhl zu gefährden, der aber gottlob eine Stütze an der Mauerbrüstung fand. Seine Gesellschaft in solcher Vertraulichkeit

war wohl das eigenartigste Verhältnis, welches ich zwischen Mensch und Tier kennengelernt habe.

Als ich mich am andern Morgen erhob, hatte mein Stationsboot meiner Weisung gemäß bereits Kusseri verlassen, und als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die zerfallenden Mauern der alten Sultansstadt mit ihrem feurigen Schein überschütteten, stand auch mein kleiner Trupp, bestehend aus drei Soldaten und einigen Trägern, marschbereit. Nach kurzem gemeinsamen Frühstück und herzlicher, von warmen Dankesworten für die gastfreundliche Aufnahme begleiteter Verabschiedung bestieg ich mein Pferd, welches mir wiederum freundlichst bis Mani-Illin zur Verfügung gestellt wurde, und trat meinen Heimmarsch an.

Der Weg führte zunächst auf dem linken Ufer des Logone, woselbst ich am Nachmittag des folgenden Tages Karnak-Logone erreichte. Eine gute Wegstunde vor der Stadt wurde ich vom Sultan erwartet, der mich mit seiner Musikbande und einem Gefolge von etwa achtzig Reitern selbst einholen wollte. Er war wiederum sehr höflich, geleitete mich persönlich in das für mich bestimmte Quartier und bat mich dringend, ihm doch wenigstens einen Tag die Freude meines Besuches zu gönnen. Leider mußte ich ihm seine Bitte abschlagen, denn die Zeit drängte, und ein jeder Tag war gezählt.

Vom großen Logone-Tore der Stadt aus setzte ich gleich am nächsten Morgen mit meiner kleinen Expedition in mehreren Einbäumen über den Fluß. Auch hier ließ es sich der Lamido nicht nehmen, mir mit seinem Gefolge Gesellschaft zu leisten, bis Leute und Lasten verstaut waren und ich selbst als letzter das Boot bestieg. Da unter meinen Leuten niemand war, der den weiteren Reiseweg kannte, gab er mir einen berittenen Führer mit und stand lange am Ufer, mir freundliche Abschiedsgrüße zuwinkend.

Meine Reise verlief ohne Zwischenfälle und auch ohne besondere Vorkommnisse. Selbst jagdlich betätigte ich mich nur, soweit es die Versorgung meiner Leute erforderte, und begnügte mich mit kleinerem Wild. Einschließlich eines Ruhetages auf der unweit des Schari gelegenen Station Mani-Illin erreichte ich nach zwölftägigem Marsche Bongor, woselbst schon neue Aufgaben meiner harrten.

Im Zwischenstromlande.

Von meiner Reise nach Kusseri kaum zur Station zurückgekehrt, begann schon neue Arbeit. Zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten hatten der deutsche Resident in Kusseri und der Kommandant der französischen Tschadseeländer in Fort Lamy bereits vor längerer Zeit eine gemeinsame Bereisung der damaligen, durch den 10. Breitengrad gebildeten deutsch-französischen Grenze zwischen dem Tuburi und dem Schari verabredet, um auf dieser Grundlage eine vorläufige Grenzlinie zu vereinbaren. Auf deutscher Seite war ich, auf französischer der Kommandant des angrenzenden Bezirkes Lai als Bevollmächtigte zu dieser Expedition ausersehen. Die Festlegung des genauen Zeitpunktes sowie die Einzelheiten der Durchführung, die naturgemäß von mancherlei Nebenumständen abhängen mußten, waren uns überlassen. Wir hatten den Beginn der Expedition, deren Zeitdauer wir nur annähernd auf mindestens zwei Monate schätzten, für etwa Mitte Dezember festgesetzt, da das Unternehmen unbedingt vor Eintritt der neuen Regenzeit beendigt sein mußte, während der weite Strecken der zu berührenden Gegenden infolge Überschwemmung ungangbar wurden. Jetzt fand ich einen Brief des Capitains vor, der mich schon in den nächsten Tagen in dem Grenzort Szigge treffen wollte. So blieb mir nur wenig Zeit, um in Bongor das Nötigste zu erledigen sowie alles Erforderliche für die neue Expedition vorzubereiten; doch konnte ich noch pünktlich am vereinbarten Treffpunkt zur Stelle sein.

Soldaten, Hilfssoldaten und Bedienung waren durchweg beritten; der übliche Troß, Träger und Weiber, aufs äußerste beschränkt, um allen Zufälligkeiten in den mir gänzlich unbekannten Gegenden gewachsen zu sein. Auch bei der französischen Kolonne fand ich die fast gleiche Anordnung vor. Leider wollte es das Unglück, daß ich mein bestes Pferd bei meiner Rückkehr von Kusseri in Bongor lahm antraf. Es hatte sich beim Weidegang einen Dorn eingetreten, der zwar entfernt worden war, aber doch eine erhebliche Entzündung verursacht hatte, so daß ich das Tier nicht benutzen konnte. Ich habe es unterwegs als äußerst gewandtes und brauchbares Jagdpferd sehr entbehrt.

Unser Plan ging dahin, zunächst zu nur oberflächlicher Erforschung des Landes und seiner Bevölkerung in östlicher Richtung bis zum Schari vorzustoßen, um dann von Osten aus, rückkehrend, die eigentlichen Vermessungsarbeiten zu beginnen, da nur hier französischerseits geographisch festgelegte Punkte waren, die wir als Grundlage für die zu vereinbarende Grenzlinie benutzen konnten. Es wurde ferner vereinbart, daß an einem Tage die französische Abteilung, am anderen die deutsche die Führung übernehmen sollte, ganz gleich, ob wir uns auf deutschem oder französischem Gebiet befanden.

Die Expedition durch diesen noch kaum von Europäers Fuß betretenen Teil des Zwischenstromlandes, welches zwischen Bongor und unserem östlichsten Grenzposten, Miltu am Schari, etwa dreihundert Kilometer breit war, bildete eine der interessantesten Reisen, die ich während meiner dienstlichen Tätigkeit in diesen Gebieten auszuführen hatte. Schon unserem Aufbruche stellten sich außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, da der Grenzort Szigge bereits von der französischen Abteilung vollkommen verlassen angetroffen wurde und wir keine Möglichkeit hatten, einen Führer aufzutreiben. Es sollte nach früher erhaltenen Auskünften ein alter Handelspfad nach Osten führen, aber wo war er? Da uns die große Wasserarmut des Landes zu dieser Jahreszeit abseits der Hauptstromgebiete bekannt war, so konnten wir uns — namentlich des schwerer beweglichen Trosses wegen — nicht auf unsichere Versuche einlassen und aufs Geratewohl losmarschieren. So übernahm ich gleich am nächsten Morgen mit einigen Reitern eine Streifpatrouille nach Osten, bei der es mir gelang, in weit abgelegenen Farmen einige Eingeborene des Ortes, die sich hier sicher glaubten, zu überraschen und einzufangen. Trotz anscheinender Gutwilligkeit der Leute führten aber auch die Verhandlungen mit diesen zu keinem Resultat, da sie jede Verbindung nach Osten ableugneten und behaupteten, uns nicht führen zu können. Mit den gleichen Schwierigkeiten hatten wir während des ganzen ersten Teiles der Expedition zu kämpfen, wodurch ihre Durchführung oft in Frage gestellt wurde. Die Aussagen der Szigge-Leute erwiesen sich später als Lügen, denn ich fand auf dem Rückmarsche vom Schari und nach Abtrennung von der französischen Abteilung den gesuchten Pfad, wenngleich auch dieser nur noch wenig benutzt wurde und es ungeheure Durststrecken zu überwinden galt, die für eine größere Ansammlung von Menschen und Tieren, wie sie beide Abteilungen zusammen darstellten, möglicherweise gefährlich geworden wären.

Das durchweg ablehnende Verhalten der Landeseingeborenen, wie ich es bereits beim Einmarsche in das Mußgu-Gebiet sowie bei meinen vielen vorhergehenden Reisen festgestellt hatte, lag in erster Linie in der großen Scheu vor dem Europäer, den Soldaten der Truppe, überhaupt vor allem Fremden begründet. Seit den großen Völkerverschiebungen im zentralen Afrika, dem Vordringen der mohammedanischen Reiterstämme nach Süden, war die Bevölkerung des Zwischenstromlandes trotz des relativen Schutzes, den ihr die Stromgebiete des Logone und Schari mit ihren weitverzweigten Neben- und Verbindungsgewässern gewährten, doch da, wo sie bisher überhaupt mit Fremden in Berührung gekommen war, nur an Unterdrückung, Raub und Plünderung gewöhnt. Barth und Nachtigal schildern in ihren Reisewerken die großen Sklavenraubzüge, an denen sie als Gäste der Sultane von Bornu und Bagirmi teilgenommen haben und bei denen die Bevölkerung zu Hunderten grausam abgeschlachtet oder — soweit brauchbar — in die Sklaverei abgeführt wurde. Ganze Gegenden wurden so entvölkert, blühende Ortschaften ein Raub der Flammen. Nur ganz allmählich erst, mit ungeheurer Langmut und durch sachlichste Verwaltungsmaßnahmen konnte es dem Europäer gelingen, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Es war deshalb erklärlich, daß die Leute sich weigerten, Führerdienste zu leisten und dadurch dem Fremden die Kenntnis ihres Landes zu erleichtern sowie die Lage ihrer Niederlassungen

zu verraten. Ein weiterer Grund war die Uneinigkeit, Zerrissenheit und Feindschaft zwischen den einzelnen Ortschaften und Stammesgebieten selbst. Anstatt sich gegen die Übergriffe von außen her zusammenzuschließen, leistete ihnen die Bevölkerung durch gegenseitige Befehdung, Diebstahl und Räubereien nur Vorschub. Eine meiner ersten Amtshandlungen in Bongor war es gewesen, einen angesehenen Landeseingeborenen, der kurz vor meiner Ankunft einer Abteilung von Bagirmi-Leuten als Führer bei einem Sklavenzuge in die Gegend von Budugur gedient und seine eigenen Landsleute verraten hatte, auf Befehl der Residentur einzufangen und hinrichten zu lassen. Jedenfalls aber fürchteten die Eingeborenen, wenn sie Führerdienste leisten sollten, hierdurch in fremde und feindliche Stammesgebiete mitgenommen zu werden, aus denen es ihnen nur schwer gelingen würde, zurückzugelangen. Trotzdem mußte die Expedition vorwärtsgebracht und durfte die Sicherheit so vieler Menschen nicht gefährdet werden, und soweit Versprechungen und Geschenke nicht halfen, mußten unerbittliche Strenge und Zwangsmaßnahmen Platz greifen, die dann auch schließlich zum Ziele führten. Immer wieder aber mußte ich feststellen, daß uns Führer um Ortschaften oder Wasserstellen, die sie nicht verraten wollten, herumgeführt und uns überflüssige Leistungen und Entbehrungen aufgebürdet hatten.

Da jedenfalls ein direkter Vorstoß nach Osten infolge der ungeklärten Verhältnisse nicht möglich war, so blieb uns nichts weiter übrig, als möglichst an der Grenze des Besiedlungsgebietes nach Nordosten zu marschieren, um auf diese Weise das Tal des Ba-Ili zu gewinnen, eines toten Wasserarmes, der, das Zwischenstromland in zwei Teile teilend, durch Nebenarme sowohl mit dem Logone als auch dem Schari in Verbindung steht. Hier konnten wir auf genügendes Wasser rechnen, wenngleich es während der Trockenzeit auch nur in vereinzelten sumpfigen Tümpeln bestand. Nach einwöchigem Marsche erreichten wir den Ba-Ili endlich bei Budugur, nordöstlich Bongor. Wir kamen durchweg durch reich besiedeltes und angebautes Gebiet, und da wir in meinem engeren Stationsbereich blieben, so stieß die Verpflegung auf keinerlei besondere Hindernisse. Am zweiten Tage hatten wir ein aufregendes Erlebnis.

Der Weg führte teilweise durch etwa vier bis fünf Meter hohe Dornbuschwaldungen, die mit ziemlich dichtem, dürrem Grase durchsetzt waren. Die französische Abteilung hatte die Führung. Ich selbst befand mich gerade am Ende der Marschkolonne, um Ordnung wegen einiger Nachzügler zu schaffen, da hörte ich weit vorn ein, zwei — drei Schüsse fallen, auf die eine allgemeine Stockung eintrat. Schon wollte ich nach vorn eilen, weil ich an einen Überfall durch Eingeborene glaubte, als sich ein wildes Durcheinanderrufen und Schreien, erst nur wie ein fernes Brausen, dann lauter und lauter werdend, durch die lange Marschkolonne bis zu mir fortpflanzte. Dazwischen das harte Aufschlagen hingeworfener Lasten und Gepäckstücke sowie das prasselnde Brechen von Buschwerk. Ich sah nur noch, wie die mir zunächst befindlichen Leute alles von sich warfen, was sie auf dem Kopf trugen, um blitzschnell seitwärts im Busch zu verschwinden, da brauste es auch schon wie eine Dampfmaschine heran, und ehe ich recht wußte, was eigentlich los war, fuhr laut polternd und fauchend und alles um sich niederbrechend, daß das dürre Astwerk nur so nach allen Seiten flog, ein mächtiges Nashorn auf kaum

zehn Schritte an mir vorbei, um sofort wieder meinen Augen zu entschwinden. Hart auf der Spur aber folgte ein noch ganz kleines Junges, sicher erst wenige Monate alt, welches sichtlich Mühe hatte, mit der Alten mitzukommen, und es sah possierlich aus, wie das Kleine, das etwa die Größe eines starken Schweines hatte, mit weit vorgestelltem Kopf und hochgestrecktem Schwanz in langen Fluchten hinterherfegte. Ich war froh, daß wenigstens mein solcher Überraschungen noch ungewohntes Pferd keine Sperenzien machte und aushielt, wenn es auch mit weit vorgestrecktem Kopf und geblähten Nüstern zitternd dastand. Ein plötzlicher Satz zur Seite hätte mich in recht unangenehme Berührung mit Dornen und Buschwerk gebracht.

Da das Nashorn beschossen worden war, stieg ich ab, um die Fährte zu untersuchen, stellte aber keinen Schweiß fest und hatte auch beim Anblick des Tieres die Überzeugung gewonnen, daß es völlig unverletzt sei. Ich erfuhr nachher, daß das Nashorn, durch die Spitze unserer Kolonne im dichten Busch überrascht, diese habe durchbrechen wollen, woran es durch die im ersten Schrecken und nur ungenau abgegebenen Schüsse meines französischen Reisegenossen verhindert wurde. Dann war es, durch das Schreien der Leute verwirrt, die ganze Linie entlanggerast.

An der Stelle, an der wir den Ba-Ili erreichten, fanden wir zunächst kein offenes Wasser vor, konnten jedoch in dem sandigen Flußbett durch Graben genügend Wasser erschließen. Die Ufer waren hier umrahmt von kleineren Wiesenflächen, teilweise aber auch von hochragendem Galeriewald, wie ich ihn sonst nur noch am Schari festgestellt habe. Stellenweise bildete unpassierbares dichtes Schlinggewächs das Unterholz, starke Lianen schlangen sich von Ast zu Ast oder an den hohen Stämmen selbst empor, die trotz der trockenen Jahreszeit ein dem Auge fast undurchdringliches Blätterdach bildeten, unter dem im Gegensatz zu der blendenden Helle draußen tiefes Dunkel herrschte. Zahlreiche Vögel und Scharen einer kleinen grauen Meerkatzenart bevölkerten diese Wildnis, und nur das hier heimische Rhinozeros und der vorübergehend hier weilende Elefant konnten sich ihre Wege unbekümmert um Dornen und Schlinggewächs bahnen.

Führer hatten wir zunächst nicht zur Verfügung, jedoch schien unser Vorwärtskommen nicht mehr gefährdet, denn Wasser und Fleisch nebst Gras für die Pferde mußten überall zu finden sein. Auch hofften wir, näher dem Schari zu wieder auf Ansiedlungen zu stoßen. So bogen wir jetzt — dem Laufe des Ba-Ili folgend — in scharfem Winkel nach Südosten um. Wir konnten anfangs in dem trockenen Flußbett marschieren, in dem wir nur vereinzelte Wassertümpel antrafen. Die Ufer zu beiden Seiten boten meist in angenehmer Abwechslung das gleiche Bild; teils saftige Wiesen, teils dicht verwachsenen Buschwald, der jedoch bald an Höhe nachließ. Die weiten Windungen, die das Flußbett in seinem Verlaufe machte, konnten abgeschnitten werden, und nicht selten trafen wir trotz der völligen Einsamkeit der Gegend aus der Regenzeit herrührende Fußpfade an, die von den dann von weit her zum Fischfange im Ba-Ili kommenden Eingeborenen stammten. Zahlreiche Reste von zurückgelassenen Fanggeräten bestätigten dies. In den nächsten Tagen verbreiterte sich das Tal, der sich zu beiden Seiten hinziehende Busch trat mehr und mehr zurück, eine durchschnittlich zwei Kilometer breite

Grasebene einschließend, durch die sich das hier nur flache und in mehrere Arme geteilte Flußbett in weiten Bogen schlängelte.

Die Gegend war in ihrer völligen Einsamkeit und Abgeschlossenheit außerordentlich reizvoll. Aus den umrahmenden Busch- und Waldstreifen ragten schlanke Fächerpalmen auf, deren riesige Fächer sich kontrastreich gegen den lichten Tropenhimmel abhoben. Auch die weiten und höher gelegenen Teile der ausgedehnten Grasflächen waren von einzelnen Palmen, Palmgebüsch und niedrigen Buschgruppen bestanden, die oft einen parkartigen Charakter annahmen. Der Graswuchs war hier mäßig hoch, so daß er die Übersicht nicht behinderte, und überall sah ich zahlreiches Wild, teils einzeln, teils in stärkeren Rudeln. Es waren meist Leierantilopen oder Hartebeeste (Kuhantilopen), die ganz vertraut und neugierig unserer sich lang hinziehenden Kolonne nachäugten. Stellenweise und namentlich da, wo sich das Flußbett zu weiten Senkungen verbreiterte, die zur Zeit des hohen Wasserstandes ein ungeheures Überschwemmungsgebiet bildeten, gestaltete sich unser Marsch außerordentlich schwierig. Mühsam ging es oft stundenlang durch starres Schilf und reiterhohes Gras, welches über unseren Köpfen zusammenschlug. Von Menschen gebahnte Pfade trafen wir überhaupt nicht mehr an und der Boden des Tales war steinhart und geborsten. Dazu kamen die Fährten des Großwildes, dessen es hier während der Regenzeit eine Unmenge geben mußte; Elefanten, Nashörner, Giraffen neben allen Arten großer Antilopen bevölkern dann diese Gegend, wobei es auch an Raubtieren nicht fehlen kann. Die Fährten von Elefanten, die hier in Herden zu Hunderten gezogen sein mußten, waren metertief in den sumpfigen Boden eingedrückt bei einem Durchmesser von fünfzig Zentimeter und darüber.

Hier hatte ich ein Erlebnis, welches leicht sehr schwerwiegende Folgen hätte haben können. An diesem Tage führend, sichtete ich einige hundert Meter seitwärts eine einzelne starke Pferdeantilope, die ziemlich frei, von der lichten Morgensonne voll beschienen, dastand und unentwegt nach uns äugte. Ich ließ die Abteilung weitermarschieren und stieg vom Pferde, um mich an das Tier heranzupürschen, sobald ich glaubte, daß seine Aufmerksamkeit völlig durch die übrigen Reiter der Abteilung in Anspruch genommen sei. Es gelang mir auch, in dem ungedeckten Gelände auf etwa dreihundert Meter heranzukommen, als sich die Aufmerksamkeit des scheuen Wildes doch wieder auf mich richtete. In ruhigen Fluchten ging die Antilope ab, um nach einigen hundert Metern hinter einem Busch zu verhoffen. Wieder versuchte ich, mich anzupürschen, jedoch mit dem gleichen Erfolg, denn die Antilope, die ich nach der ganzen Erscheinung als einen selten starken Bock ansprach, ging abermals ab und verschwand bald in dem angrenzenden Buschwald meinen Blicken. Jetzt packte mich erst recht der Eifer, und ich folgte meinem Wilde zu Pferde, welches mir inzwischen nachgebracht worden war. Nach längerer Suche verlor ich jedoch die Fährte im Walde und mußte unverrichteter Dinge umkehren. Die Expedition war inzwischen weit vorangekommen, und da ich die freie, nur mit niedrigem Grase bestandene Savanne vor mir hatte, auch meinen Ärger austoben wollte, gab ich meinem Pferd die Sporen, so daß es in scharfem Galopp durch das wogende Grasmeer dahinschoß. Den Blick in die herrliche, sonnendurchglühte Weite gerichtet, bemerkte ich erst zu spät eine breite, von vielen Tieren herrührende Elefanten-

fährte, die sich quer durch das Gelände zog und, durch dichtes Gras überwuchert, von weitem nicht zu erkennen war. Vergeblich suchte ich noch abzustoppen oder das Pferd im Laufe herumzuwerfen, zu spät, schon war es inmitten der metertiefen Löcher; ich fühlte nur instinktiv, wie es vorn versank, wie ich mich ein-, zweimal überschlug, dann verlor ich durch einen harten Aufschlag auf den Boden für Augenblicke die Besinnung. Durch einen starken Druck auf den Leib kam ich rasch zum Bewußtsein meiner Lage, die anfangs recht kritisch schien. Ich lag lang auf dem Rücken, und quer über mir mein Gaul, der mit allen vieren aufgeregt in der Luft herumruderte und anscheinend auch noch nicht zu wissen schien, was ihm eigentlich geschehen war. Dabei wurde meine untere Hälfte in einer Weise massiert, die zweifellos ganz erheblich gegen die bei einer modernen europäischen Massagekur angewandten Methoden verstieß. Jedenfalls flimmerte es mir vor den Augen, und ich hörte, wie man so zu sagen pflegt, alle Engel im Himmel pfeifen! Soweit ich überhaupt dazu in der Lage war, versuchte ich meinen Gaul durch einige tüchtige Rippenstöße zum Aufstehen zu bringen, nachdem mich ein Blick auf seine Beine überzeugt hatte, daß wenigstens nichts gebrochen war, was auch mit einiger Mühe gelang. Zitternd und verdutzt stand der arme Kerl endlich vor mir, ohne sich vom Flecke zu rühren. Dann kam ich an die Reihe, und — Gott sei Dank, es gelang ebenfalls; zwar fühlte ich jeden Knochen einzeln, aber sie schienen doch alle heil zu sein. Nach einigem Herumtreten und Herumführen meines Pferdes konnte ich, wenn auch mit schmerzenden Gliedern, in den Sattel steigen und der Expedition nachreiten; diesmal aber in gemäßigtem Tempo. Schon von ferne sah ich einige Reiter entgegenkommen, Leute meiner Abteilung, denen meine lange Abwesenheit doch verdächtig geworden war und die mich suchen wollten.

Es war ein großer Glücksfall, daß sich nicht nur mein Pferd in den tiefen Löchern des steinharten Bodens die Knochen nicht gebrochen hatte, sondern daß ich selbst bei dem schweren Sturze unverletzt geblieben bin. Nur dem Umstande, daß ich in eine Art Rinne zu liegen gekommen war, deren Ränder den vollen Druck des auf mir lastenden Pferdeleibes gemildert hatten, durfte ich es danken, daß ich nicht erdrückt oder zum wenigsten schwer beschädigt wurde. Wie sehr bedauerte ich wiederum, mein jagdgewohntes Pferd nicht bei mir zu haben! Mit seinem unfehlbaren Instinkt und seinem Empfinden, auf das ich mich zu verlassen gewohnt war, hätte es die Katastrophe zu vermeiden gewußt.

Es ist überhaupt ein eigen Ding mit dem Drauflosreiten im unübersichtlichen afrikanischen Gelände oder abseits der gegebenen Pfade. Zwar habe ich auch in den weiten südwestafrikanischen Steppen manche frisch-fröhliche Hetze auf Oryx oder Springbock mitgemacht. Es ist aber selbst dort nur ratsam, wo man die Gegend und die Bodenverhältnisse genau kennt, sonst kostet es zum mindesten Pferdebeine, was nicht allein für den Geldbeutel empfindlich ist, sondern bei einem guten Jagdpferde auch sonst einen großen Verlust bedeuten kann. Überall lauern im Grase oder unübersichtlichen Buschwerk Gefahren in Gestalt von tief in den Boden eingreifenden Großwildfährten, von weitverzweigten Bauten der verschiedenen Erdbewohner bis herab zu der feinen Minierarbeit der Wühlmäuse, durch die das Erdreich unter trügerischer Decke oft auf Hunderte von Metern unterhöhlt ist. In der Nähe von Ortschaften trifft man in

wildreichen Gegenden auch vielfach auf überdeckte Fallgruben, die von den Eingeborenen zum Fangen von Wild angelegt sind, und es gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten, in solche Grube zu stürzen, namentlich wenn diese, wie vielfach gebräuchlich, auf dem Grunde mit spitzen, in den Boden eingerammten Pfählen versehen ist. Diese, meist noch im Feuer gehärtet, sollen dazu dienen, daß sich das Wild aufspießt und nicht mehr befreien kann. Eine andere Art der Anlage, wie ich sie im Mußgu-Gebiet allgemein vorfand, waren etwa drei Meter lange, ein Meter breite und zwei Meter tiefe Gruben, die nach unten keilförmig ausliefen, so daß sich das hineingestürzte Wild, ganz gleich welcher Größe, unbedingt festklemmen mußte und dann bequem mit Speeren, Pfeilen oder Knüppeln getötet werden konnte. Die Anwendung solcher Fallgruben war hier sehr verbreitet; ich stieß namentlich in der Umgebung von versteckten Tümpeln, die das Wild in der Trockenzeit zum Tränken aufsuchen mußte, häufig auf lange, systematisch angelegte Fallen. Natürlich benutzte ich jede Gelegenheit, die Gruben aufdecken oder — wenn angängig — die ganzen Streifen ausbrennen zu lassen, um das Wild abzuhalten.

Nach meiner persönlichen Erfahrung glaube ich jedoch, daß der Erfolg solcher Fallgruben verhältnismäßig sehr gering ist. Ich habe trotz meines jahrelangen Aufenthaltes und meiner vielen Jagden und Reisen nicht ein einziges Mal ein Stück Wild in einer Grube angetroffen, selbst wenn ich aus dem Fehlen von Menschenspuren zweifelsfrei ersah, daß ich der Erste an Ort und Stelle war. Es wird sich also immer nur um vereinzelte Stücke handeln können, und sicher ist, daß unsere feinsinnigen Wildarten, wie die Dickhäuter und großen Antilopen, nicht so leicht auf den Schwindel hereinfallen, sondern schon an der Übertrocknung oder unnatürlichen Lagerung der Bedeckung, mag sie noch so kunstvoll hergerichtet sein, selbst zur Nachtzeit den Trug erkennen. Dagegen habe ich vielfach frische Fährten getroffen, die um solche verdächtigen Stellen herumführten, sogar an ihnen oft erkannt, daß das Wild stehengeblieben war und die Grube in aller Gemütsruhe beäugt oder bewindet hatte. Vor allem aber glaube ich, daß vorsichtiges Wild — und vom Elefanten ist es bekannt — für lange Zeit überhaupt Gegenden meiden wird, in denen es einmal Fallgruben festgestellt hat, selbst wenn es die weitesten Wanderungen zu anderen Wasserstellen machen muß.

Einmal habe ich aber doch etwas in einer Fallgrube angetroffen, und zwar meinen treuen Reisegefährten, Sergeant St., den ich auf meinem Reisemarsch von der Küste nach Dikoa bei mir hatte. Nach einem Marsche durch ziemlich eintönige Dornbuschsteppe, in der sich den ganzen Tag über kein Wild gezeigt hatte, waren wir nach Einrichtung unseres Lagers zu einem abendlichen Pürschgang gezwungen, um wenigstens noch irgend etwas Eßbares für unsere hungrigen Mägen zu bekommen, denn an den Proviantkisten hatten die Träger nicht mehr allzu schwer zu tragen. Wir gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander, und es gelang mir, noch vor einbrechender Dunkelheit einen Gazellenbock zu erlegen, mit dem ich um so befriedigter zurückkehrte, da ich von meinem Begleiter keinen Schuß gehört hatte. So war doch für heute der Staat gerettet. Ich war schon lange im Lager zurück, die Nacht war hereingebrochen, die Leber schmorte in der Pfanne, aber St. kam und kam nicht. Geschossen hatte er nicht, und jetzt war doch auch keine Zeit mehr dazu. Zwar war ein herrlicher, klarer

Phot. Koblich

Blick auf Station Kusseri

Phot. Kund

Fullah-Reiter

Phot. Kund

Fullah-Frau (Soldatenweib)

Mondschein-Abend, aber für einen Büchsenschuß im Busch auf kleines Wild, und anderes kam hier nicht in Frage, doch kaum ausreichende Beleuchtung. Ich gab einige Signalschüsse ab, die donnernd durch die nächtliche Stille hallten — keine Antwort! Na, zum Kuckuck, wenn er sich selbst verlaufen hatte, so mußte er doch antworten, denn so weit konnte er ja nicht sein, daß er die Schüsse nicht hörte. Da mußte irgend etwas nicht stimmen!

Sofort machte ich mich mit einigen Eingeborenen in der Richtung auf, in der St. gegangen war, indem ich von Zeit zu Zeit laut rufen oder einen Signalschuß abgeben ließ, denn ein Halten der Spur war bei dem schwachen Licht auf dem trockenen Grasboden nicht möglich. Wir waren noch nicht allzu lange gegangen, da blieb einer meiner Soldaten lauschend stehen; wie aus weiter Ferne drang ein dumpfer Ton zu uns, dem wir rasch zugingen, der hörbar lauter wurde, aber doch nicht von einer menschlichen Stimme herzurühren schien. Eine der bekannten nächtlichen Tierstimmen war es auch nicht, weder das fauchende Knurren des Raubtieres, noch das langgezogene tiefe Gejaule der Hyäne, noch das scheckernde Bellen des Schakals, und — überhaupt, es klang so merkwürdig, bald von oben, bald aus der Erde, — war denn hier ein Bauchredner in der Wüste? Näher und näher kamen wir — ganz nahe klang schon die antwortende Stimme, die wir jetzt deutlich erkannten, aber noch immer konnten wir nichts sehen, obwohl das Gelände hier übersichtlich war.

Endlich löste sich das Rätsel. Zwischen zwei dichteren Buschreihen, die einen schmalen Durchgang offen ließen, kamen wir an ein Erdloch, und da drin steckte mein verlorener Begleiter in einem Wust von Gras und Zweigen, durch die er hindurchgebrochen war und die er beim Sturz mit sich gerissen hatte. Oben am Rande aber lag sein Gewehr, welches ihm beim Versuch, sich festzuhalten, aus der Hand geglitten war, so daß er nicht einmal Signalschüsse hatte abgeben können. Er war ganz regelrecht „in die Falle gegangen". Nun, nachdem die Sache gut abgelaufen war, mußten wir natürlich herzhaft lachen, und es fiel manches Scherzwort nach dem altbekannten Spruch: „Wer den Schaden hat" usw. Wir konnten aber von einem großen Glücksfall sprechen. Es war eine zwar tiefe Fallgrube, aber unten breit und ohne Pfähle, so daß der „Reinfall" dem Betroffenen im ungünstigsten Falle einen längeren Arrest eintragen konnte. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß solches Ereignis für die Eingeborenen einen unerschöpflichen Gesprächsstoff bildet, und daß sie den Fall bei der Wiedergabe am Lagerfeuer in ihrer bilderreichen Sprache mit einem trefflichen und natürlichen Humor zu umkleiden verstehen.

Das bisher stets wechselnde Landschaftsbild nahm nach einigen Tagen einen gänzlich anderen Charakter an. Das Tal des Ba-Ili verengerte sich erheblich, die weiten, parkartigen Steppen zu beiden Seiten verschwanden, und das höher gelagerte sandige Gelände war mit dichten Dornbuschwaldungen bestanden, aus denen nur hin und wieder vereinzelte Fächerpalmen aufragten. Das Flußbett war stellenweise tief eingeschnitten und auf längere Strecken mit Wasser gefüllt, und da wir wegen des Dornbusches auf den Rändern in der Niederung bleiben mußten, so war der Marsch recht mühevoll, und es ging nur langsam voran. Der Boden war entweder tief morastig oder hart und von

tiefen Rissen und Fährten durchzogen, so daß die Pferde beständig strauchelten, und das hoch über unseren Köpfen zusammenschlagende starre Schilf bereitete den Trägern große Schwierigkeiten. Die vielen Fährten wiesen auf einen ungeheuren Reichtum an Wild, und Haufen frischer Losung bewiesen, daß wohl erst die Annäherung unserer Expedition manches Nashorn oder anderes Wild verscheucht haben mochte. — In der Nähe einer von dichtem Ried umrahmten lauschigen Suhle gingen zwei Nashörner mit lautem Poltern und Fauchen unmittelbar vor mir ab, ohne daß ich sie in Anblick bekam, und ich bedauerte sehr, daß die unbedingte Notwendigkeit, rasch vorwärtszukommen, eine Verfolgung verbot.

Auffallend war, daß wir jetzt mehrfach anscheinend erst vor kurzem benutzte Fischplätze und Feuerstellen sowie frisch begangene Pfade antrafen, die auf in der Nähe befindliche Ansiedlungen schließen ließen. Ich sandte daher einige Patrouillen nach den Seiten aus, denen es auch gelang, mehrere unseren Marsch beobachtende Eingeborene einzufangen. Es war uns dies um so wünschenswerter, als das Tal des Ba-Ili mehr und mehr nach Süden umbog, so daß wir es an der Zeit hielten, wieder in mehr östlicher Richtung nach dem Schari vorzustoßen. Da die Eingeborenen auch diesmal die üblichen Ausflüchte machten, von keinem Ort, von keinem Wege etwas wissen wollten, wir aber angesichts der Fischgeräte und begangenen Pfade nicht glauben konnten, daß sie soeben vom Himmel gefallen seien, ließ ich die Leute, um ihnen den Ernst der Situation vor Augen zu führen, in Ketten schließen — wozu unsere Halfterketten herhalten mußten — und ihnen erklären, daß sie nicht eher wieder frei würden, als bis sie uns zu einer Ortschaft geführt und uns dort zu anderen Führern nach dem „großen Wasser" im Osten verholfen hätten. Sonst müßten sie mit, und wenn sie ihre Heimat nie wiedersehen würden. Dieses drastische und den Leuten von Sklavenjagden her nicht unbekannte Mittel schien seine Wirkung nicht zu verfehlen. Sie erzählten nun bereitwillig, daß wir tatsächlich schon in den letzten zwei Tagen an einigen, wenn auch unbedeutenden Ansiedlungen vorbeigezogen waren, und die Leute versprachen, uns am folgenden Tage nach einer größeren, nach Osten zu liegenden Ortschaft zu führen.

Es war der 24. Dezember — Weihnachtstag! Nach einem ungemütlich feuchten Nachtlager im Tale des Ba-Ili hatten wir in den Morgenstunden unter Führung der Gefangenen den östlichen Talrand erstiegen und folgten einem kleinen Fußpfad, der in scharfem Winkel von der bisherigen Richtung abbog. Es ging anfangs durch dichte, mit hohem Grase durchwachsene Dornbuschwaldungen, die sich nach einigen Stunden lichteten, um einem herrlichen Landschaftsbilde Platz zu machen, wie ich es nur noch an wenigen Stellen angetroffen habe. Die bisher nur vereinzelt stehenden hohen Fächerpalmen nahmen mehr und mehr zu, schlossen sich zu größeren Gruppen zusammen, während der Dorn- und Laubbusch sowie die anderen Baumarten allmählich verschwanden, und bald breitete sich vor unseren entzückten Augen die weithin übersichtliche, durch nichts unterbrochene Palmensteppe. Leise rauschten die von einer leichten Brise in schwingende Bewegung versetzten riesigen starren Fächer, während sich die weit ausladenden Kronen schwarz vom blauen Himmel abhoben und tiefe Schlagschatten auf die im glutenden Sonnenschein grell leuchtende Steppe warfen. Da heute die

französische Abteilung führte, konnte ich mich, durch nichts anderes in Anspruch genommen, ganz dem eigenartigen Zauber dieser Landschaft hingeben.

Gegen Mittag passierten wir einige abgeerntete Farmen, und bald sahen wir von weitem die ersten Gehöfte einer anscheinend ausgedehnteren Ortschaft auftauchen. Sie war von hohen Strohmatten umgeben, über die die spitzen Grasdächer gerade noch emporragten. Malerisch gruppierten sich die einzelnen Gehöfte unter den dichten Palmenbeständen, die sich stellenweise zu ganzen Wäldern zusammenschlossen. Da uns für die nächsten Tage ungeheure Durststrecken bevorstehen sollten, so wurde in Anbetracht des Weihnachtsfestes und unter dem Eindruck der stimmungsvollen Umgebung hier ein Ruhetag beschlossen. Selbstverständlich war die Bevölkerung wieder in üblicher Weise ausgerückt, und nur einige Ziegen und Hühner sowie noch glimmende Kochfeuer bekundeten, daß auch hier sonst Leben herrschte. Wir ließen dies aber nicht unsere Sorge sein, wußten wir doch, daß bei dem Charakter der Bevölkerung unsere Gefangenen eine sichere Gewähr dafür waren, daß jetzt alles nach Wunsch ging. Tatsächlich meldeten sich die Führer auch bald, um die Bevölkerung zurückzuholen, woraufhin wir sie — natürlich unter zuverlässiger Bewachung — entließen. Es dauerte auch gar nicht lange, dann sahen wir — zwar erst zögernd — die ersten Einwohner ankommen, denen nach und nach die gesamte Bevölkerung folgte, sobald sie sich von unserer friedlichen Absicht überzeugt hatte. Freilich hielt sie sich scheu zurück; wir waren aber wenigstens in der Lage, mit dem Ortsältesten ein verständiges Wort zu reden und Lebensmittel im Austausch gegen kleinere Geschenke einzuhandeln.

Weihnachten! — Weihnachten unter Palmen! — Weihnachten in der grenzenlos verhallenden Einsamkeit der innerafrikanischen Hochsteppe, fern — wie durch Welten getrennt von allem, was das Wort, der Begriff „Weihnachten" in sich birgt. — Etwas abseits vom Getriebe des Lagers, wohl etwas weiter als sonst üblich, hatte ich meinen eigenen Lagerplatz am Rande einer hochstämmigen Palmengruppe herrichten lassen. Der Abend sollte natürlich der Gemeinsamkeit gehören; mehr als alles andere schließen die hohen Festtage draußen in der Fremde zusammen, überbrückt das jedem Kulturmenschen eigene Heimatgefühl alle sonstigen Gegensätze. Doch erst wollte ich allein mit mir sein, denn dazu war noch Zeit, und eine bereits am frühen Morgen von mir erlegte Moorantilope hatte uns der Sorge für das weihnachtliche Festmahl enthoben.

Glutend stand die Sonne am abendlichen Himmel. Schon tauchte ihr leuchtender Rand hinter den meinen Blick in der Ferne begrenzenden Saum ragender Palmen, aber wie zur Verherrlichung des Tages ließ sie ihre feurigen Strahlen noch einmal machtvoll über die sich in flüssigem Golde badende Steppe gleiten. Bald schwand ihr letzter Schein, und während aus den Niederungen, aus der Tiefe der Büsche und Bäume die Schatten der Nacht aufstiegen, sich rasch und rascher ausbreiteten, um endlich die ganze Gegend mit ihren ragenden Wipfeln in dunkle Schleier zu hüllen, flammten schon am noch lichten Firmament die ersten Sterne auf, denen bald das Heer der Tausende und aber Tausende folgte. Wie von selbst richtete sich der Blick nach oben, suchte weit im Norden die bekannten Bilder, die jetzt auch über der fernen Heimat leuchteten, herabschauen durften auf Weihnachtsfreude und Weihnachtsglück. Dort starre Winternacht

in Eis und Schnee, geweiht vom Schein der im festlichen Kerzenschimmer strahlenden Christbäume, über mir die rauschenden Wipfel der Palmen, vom flackernden Licht der Lagerfeuer begossen. Als lägen Welten dazwischen! Und doch wußte ich mich eins mit den Lieben in der Heimat, wußte, daß unsere Gedanken sich trafen über Meeren und Ländern, zusammenflossen in dem einen, einzigen beseligenden Wort — Weihnachten!

Die Stimme meines Dieners riß mich aus meinen Gedanken, und nun ging es zur gemeinsamen Abendtafel, die in Gestalt unseres Feldtischchens so festlich, wie es die Umstände erlaubten, neben einem entzückenden Palmenboskett hergerichtet worden war. Für eine dem Fest entsprechende Ausgestaltung des Menüs hatten wir einige besondere Aufwendungen aus unseren Proviantkisten gemacht, und mehrere lustig in nassen Tüchern schaukelnde Fläschchen sollten die festliche Stimmung des Abends vervollkommnen helfen, der denn auch in angeregtem Geplauder, in gemeinsamem Gedenken an die Angehörigen in der fernen Heimat und im Austausch von Erinnerungen an frühere Weihnachtsfeste verlief. Es ist selbstverständlich, daß auch die Eingeborenen, in erster Linie die persönlichen Diener und Soldaten, die größtenteils aus den Küstenbezirken stammten und durch ihren längeren Verkehr mit Europäern deren Festtage sehr wohl zu würdigen verstanden, besondere Zuwendungen zu ihren gewöhnlichen Rationen erhielten. So herrschte auch im Lager fröhliche Stimmung bis tief in die Nacht hinein, die unter Benutzung von Musikinstrumenten der Ortseinwohner in Tanz und Gesängen ihren Ausdruck fand.

Aber noch lange lag ich selbst wach auf meinem Lager, träumerisch den Blick zum sternübersäten Nachthimmel erhoben. Der Mond war aufgegangen, begann höher und höher hinaufzuziehen und sein mildes Licht über die weite Einsamkeit zu ergießen, Gras und Buschwerk mit silbernen Schleiern zu umweben, aus denen die hohen Palmen ihre wuchtigen, vielzackigen Kronen in phantastischen Gebilden in das nächtliche Dunkel reckten. Ein köstlicher Frieden erfüllte die Brust, tiefe Stille herrschte rings umher, als hätte die Weihe des Festes selbst die Natur in ihren Bann gezogen, denn auch die Stimmen der Nacht schwiegen, die sonst dem stets wachsamen Jägerohr das nie ruhende Leben, den ewig währenden Kampf in der Wildnis verraten. Wie losgelöst von allem Körperlichen, über jede irdische Schwere hinweg erhob sich der Geist, und liebliche Traumbilder aus der fernen Heimat umgaukelten die Sinne, während sich schon die Augen schlossen, überwältigt von dem Zauber der herrlichen Tropennacht.

Als ich am Morgen erwachte, stand die Sonne bereits am Himmel. Aber heute sollte ja Ruhetag sein, damit sich Mensch und Tier zu neuer, harter Arbeit stärkten. Mich selbst zog es hinaus zu einer Wanderung in die herrliche Landschaft, deren eigenartigen Reiz ich in gänzlicher Einsamkeit voll auf mich wirken lassen wollte. Nur aus Gewohnheit und aus der unbedingt in der Wildnis gebotenen Vorsicht heraus folgte mir mein Diener mit der Büchse, während mir jede Absicht fernlag, mit mörderischem Blei den heiligen Frieden des Festtages zu stören. Freilich ahnte ich nicht, daß mir gerade heute eines der schönsten Weihnachtsgeschenke vorbehalten war, welches die Wildnis dem Jäger zu geben vermochte. — Gleich einem hohen Dome wölbte sich der Palmenwald, in dessen Tiefe

ich schritt, über mir; Streifen grellen Sonnenlichts huschten blitzartig durch das mystische Dunkel und warfen, wie durch vielzackige Kirchenfenster gebrochen, spielende Lichter auf den nur mit leichter Grasnarbe bedeckten Boden.

Ich mochte anderthalb Stunden gegangen sein, als sich das Landschaftsbild änderte, die dicht geschlossenen Baumbestände sich lösten, die Palmen niedriger und die ausgedehnteren Lichtungen von dichtem Unterholz aus Laubbüschen ausgefüllt wurden. Da sich die Hitze schon recht nachdrücklich bemerkbar machte, schlug ich einen Bogen, um allmählich zu unserem Lagerplatz zurückzukehren, wo ich mich noch an die Konstruktion der in den letzten Tagen aufgenommenen Marschrouten machen wollte. Ich hatte soeben eine mit höherem Grase bestandene leichte Senke passiert und näherte mich auf einige fünfzig Schritt einem erhöhten Buschrande, als mich ein leises, fauchendes Knurren stehenbleiben und aufhorchen ließ. Auch mein Junge stand wie angewurzelt, während er mir im gleichen Augenblick die Büchse in die Hand drückte. Die Stimme kannten wir beide, hatte sie uns doch mehr als einmal in dichter Wildnis ein warnendes Halt geboten. Die gefleckte Katze — darauf war ich heute nicht gefaßt gewesen — war es denn möglich? Hoch schlug mein Herz in aufwallender Jagdlust, denn dem blutgierigen Räuber der Steppe galt keine Schonung, galt nicht der Burgfrieden des heiligen Weihnachtstages. Scharf suchte das Auge in das dichte Buschwerk einzudringen, um den Leoparden auszumachen, der unmittelbar am Rande liegen mußte, denn Vorsicht war geboten. Zwar wird er nicht ohne Zwang den Menschen annehmen, es sei denn, daß er in die Enge getrieben oder durch Hunger dazu verleitet wird, was hier in dieser wildreichen Gegend nicht anzunehmen war. Aber anscheinend war er doch gereizt, lag trotz der vorgerückten Stunde beim Fraße, denn sonst hätte er uns nicht angeknurrt, sondern sich voraussichtlich bei unserer Annäherung gedrückt.

Rasch machte ich einige Schritte vorwärts, was sofort mit verstärktem Fauchen quittiert wurde. Aber jetzt hatte ich den Punkt schräg vor mir, erkannte deutlich eine durch das Gras zum Buschrande hinauf führende Schleifspur und wußte, wo der bunte Räuber zu suchen war. Ganz langsam, das Gewehr schon halb im Anschlag, ging ich auf die ungefähre Stelle zu, und während mein Begleiter ruhig die Hand hob und auf einen knorrigen Schattenbusch deutete, erkannte ich darunter auch schon die halbgeschlossenen und doch tückisch funkelnden Lichter der Katze. Ruhig legte ich an; da erhob sich das Tier mit einem Ruck, einen Augenblick nur, um mit einer blitzschnellen Wendung im Busch zu verschwinden, aber schon hatte ich den für den Bruchteil einer Sekunde grell in der Sonne aufleuchtenden gelben Fleck gefaßt, und im Feuer sackte der Leopard hinten zusammen, noch ehe sich das Buschwerk — ihn bergend — schließen konnte. Ein haßerfülltes Wutgebrüll erschütterte die Luft; hoch auf den Vorderpranken aufgerichtet, drehte sich das mächtige Tier auf der nachschleppenden Hinterhand nach uns herum, jetzt voll von der Sonne beschienen; zischendes Fauchen entfuhr stoßweise dem weitgeöffneten Rachen, während der grünlich schillernde Blick voll tödlichen Hasses auf mich gerichtet war. Wehe dem Menschen, den der zu Tode Getroffene jetzt erreichen konnte! Aber der Räuber war überwunden, mein Schuß hatte ihm das Rückgrat zerschmettert. Noch einen Blick warf ich auf die in ihrer dämonischen Wut so packende Erscheinung,

dann beendigte ich die Qual. Ruhig zielte ich zwischen die funkelnden Lichter, und im Knall des Schusses sank der Gewaltige lautlos in sich zusammen. — Es war ein außerordentlich starkes männliches und schon altes Exemplar mit stark abgenutzten Zähnen, die noch vom frischen Fleisch des erst vor kurzem gerissenen Wildes, einer jungen Schirrantilope, gerötet waren.

Hochbeglückt kehrte ich zum Lager zurück, um mein prächtiges Weihnachtsgeschenk einholen zu lassen, welches hier gleichfalls allseitige Freude auslöste, denn mit abergläubischer Furcht betrachten die Schwarzen die großen Räuber der Steppe, an die sie sich mit ihren primitiven Waffen nur unter besonders günstigen Umständen heranwagen können. Scheu verkriechen sie sich in ihre Hütten, wenn nächtlich das orgelnde Knurren des bunten Räubers in der Nähe einer Ortschaft ertönt oder der Donnerruf des Königs der Tiere, des Löwen, achtunggebietend über die einsame Steppe schallt. Voll ausgesöhnt aber mit dem so unwillkommenen Besuch des Europäers waren jetzt die Ortsbewohner, die angaben, daß sich der Leopard schon seit einiger Zeit in der Nähe aufgehalten und ihnen mehrere Stücke Vieh gerissen habe. Ihre Dankes- und Freudenbezeugungen wollten kein Ende nehmen, und mit wilden Tänzen und Hohngesängen wurde der Tod des Räubers bis spät in die Nacht gefeiert.

Wer den Leoparden nur zwischen den kahlen Mauern der heimischen zoologischen Gärten sieht und das prächtige, so auffallende bunte Fell bewundert, der glaubt nicht, wie unendlich schwer es ist, gerade dieses Tier in der freien afrikanischen Wildbahn zu entdecken. Aber ebenso wie sich die dunkle Streifung des Tigers wunderbar in die langen Schattenlinien des indischen Dschungels einpaßt, so verschwimmt auch die gefleckte Zeichnung des Leoparden in der grell beleuchteten Steppe, wo das unendliche Gewirr der Gräser, das feine Geäst und das Blattwerk der Büsche und Sträucher unzählige dunkle Schlagschattenpunkte auf den hellen, sandigen Untergrund wirft. Der Leopard hält den Menschen ziemlich lange aus, ehe er sich entschließt, flüchtig zu gehen, und verrät sich selbst durch sein drohendes Knurren dem Jäger, der auf diese Weise noch rechtzeitig einen erfolgreichen Schuß anbringen kann, wenn ihn seine Nerven nicht angesichts der faszinierend funkelnden Lichter des Raubtieres im Stiche lassen und er zu lange zögert. Dann aber versteht es die bunte Katze, blitzartig verschwindend, sich dem Bereiche der Büchse zu entziehen, und legt so große Strecken zurück, daß jede weitere Verfolgung ergebnislos verläuft.

Noch ganz unter dem Eindruck meines Weidmannsheils und durch den Ruhetag frisch gestärkt wurde am folgenden Morgen der Weitermarsch angetreten. Und es war gut, daß wir unseren Leuten Ruhe gegönnt hatten, denn es sollten uns bedeutende Anstrengungen für die nächsten Tage bevorstehen, die durch den großen Wassermangel dieser Gegend in der jetzigen Jahreszeit hervorgerufen wurden sowie durch die Unzuverlässigkeit der Eingeborenen, die uns abermals in die Irre zu führen suchten. Die späteren Messungen — nach Konstruktion meines Routenmaterials — ergaben, daß wir in gerader Richtung nur etwa fünfzig Kilometer vom Schari entfernt waren, und daß sich hier zwei Ortschaften sowie eine mit mehreren offenen Tümpeln versehene Geländesenkung befanden, so daß ein direkter Vormarsch nach Osten auf keinerlei besondere

Schwierigkeiten gestoßen wäre. Statt dessen nötigten uns die zwei Führer, die ich nach langen Verhandlungen im Orte und gegen Freilassung der im Ba-Ili-Tale eingefangenen Leute eingetauscht hatte, zu einem Umwege von etwa 170 Kilometern durch völlig verlassene Gegenden.

Im Charakter der Landschaft trat auch in der Richtung unseres heutigen Marsches bald ein vollkommener Wechsel ein. Die herrlichen Palmenwaldungen hörten auf, und niedriger, dürrer Laubbusch, nur noch von vereinzelten hochragenden Palmen und Palmgebüsch unterbrochen, wechselte mit weiten Grasflächen, die hier zum Teil abgebrannt waren. Der kahle, nur mit grauer Asche bedeckte Boden, die ausgebrannten und verkohlten Büsche und Sträucher verliehen der Gegend eine trostlose Öde, deren Eindruck durch nichts gemildert wurde, so daß sich der Marsch unendlich eintönig gestaltete. Die durch die lange Karawane in dichten Wolken aufgewirbelte Asche setzte sich ätzend in die brennenden Augen, drang durch Mund und Nase in die Atmungsorgane, so noch die ausdörrende Wirkung der Sonne erhöhend, die unbarmherzig ihre glühenden Strahlen herniedersandte. Auch von Wild war wenig zu sehen. Zwar verriet der leichte Aschenboden zahlreiche Fährten von größerem Wild, jedoch hielt sich dieses bei Tage jetzt nicht auf dem kahlgebrannten Gelände. Erst wenn das junge, saftige Grün neu zu sprossen begann, dann konnte man zu allen Tageszeiten auf den freien Flächen starke Rudel antreffen, die sich an der langentbehrten Äsung nach Herzenslust gütlich taten.

Stunden und Stunden verrannen so in unendlicher Eintönigkeit, und der Mittag war nicht mehr fern. Unser anfangs in südöstlicher Richtung führender Weg hatte sich seit Stunden wieder nach Süden gewandt, konnte uns also unserem Marschziel — dem Schari — keineswegs näher bringen, und auch das Wasser, das wir längst erreicht haben sollten, und womit die Führer die Abweichung von der ursprünglichen Richtung begründeten, wollte nicht kommen. Da wir auf Grund der sicheren Zusage keine größeren Wasservorräte mitgenommen hatten, begann sich der Mangel — namentlich bei den Trägern — mehr und mehr fühlbar zu machen. In glühendem Sonnenbrande verlief die Mittagsrast, verliefen wiederum Stunden auf Stunden, näherten wir uns dem Abend, und noch immer machten sich keine Anzeichen von Wasser bemerkbar, während die Träger mehr und mehr erlahmten und unsere lange Marschkolonne infolge der vielen Nachzügler schließlich ganz auseinanderzureißen drohte. Es war eine verzweifelte Situation; denn wer uns hier von Leuten liegenblieb, für den gab es keine Rettung, der war verloren. Er fiel entweder den Raubtieren zur Beute oder wurde als Landfremder von den Eingeborenen erschlagen. Endlich, die Sonne war bereits im Untergehen, konnte ich feststellen, daß die Gegend einen anderen Charakter annahm und in eine ausgedehntere Niederung überging. Der gleichmäßig sandige Boden wurde lehmiger, härter und war mehr und mehr von Wildfährten durchzogen, die gleichfalls in unserer Marschrichtung verliefen und auf ein bestimmtes Ziel hinwiesen. In dem eintönigen Busch tauchten vereinzelte höhere Bäume auf, auch der Graswuchs wurde üppiger, frischer und hatte den Bränden Widerstand leisten können. Unwillkürlich schlugen unsere Tiere ein flotteres Tempo ein. Auch den Trägern waren die äußerlichen Veränderungen

der Umgebung nicht entgangen, wie einzelne Zurufe und das ganze Verhalten der Leute bewiesen. Endlich — endlich mußten wir das langersehnte Wasser vor uns haben.

Wer von den freundlichen Lesern verbindet nicht mit dem Begriff Wasser den plätschernden Brunnen, den sprudelnden Quell und rauschenden Waldbach unserer deutschen Heimat oder wenigstens das in unseren europäischen Großstädten aus sauberer Fassung kristallklar fließende kühle Naß? — Er würde sich voll Ekel abwenden, wenn er plötzlich an eine der in weitem Umkreise vereinzelten Wasserstellen der innerafrikanischen Wildsteppe in der Trockenzeit versetzt würde. Es sind dies stagnierende, übelriechende Tümpel, zwischen zähem Morast und hohem Schilf eingebettet, die sich oft den empfänglichen Geruchsnerven längst eindringlich bemerkbar gemacht haben, ehe das Auge die ersten Anzeichen entdeckt. Bei Tage von millionenfachem Ungeziefer und Fliegengeschmeiß umschwirrt, das gleich entsetzlichen Plagegeistern sofort über den durstigen Wanderer herfällt, um seine blutsaugerische Tätigkeit zu beginnen, zur Nachtzeit von dem ohrenbetäubenden Konzert der Frösche und Kröten erfüllt, die noch ihre letzten Orgien vor dem völligen Austrocknen ihres nassen Reiches feiern.

In weitem Umkreise ist das Uferschilf zertreten, der morastige Boden von den zahlreichen Fährten des von allen Richtungen herbeiströmenden Wildes, besonders der großen Dickhäuter, durchfurcht, durchsuhlt und von seit Monaten angehäuften Bergen von Losung bedeckt, die auch das ganze Wasser füllt, wenn man diesen Ausdruck überhaupt noch für die übelriechende, grau-braun-grüne, von tausendfachem Gewürm und Sumpfschildkröten wimmelnde Brühe anwenden kann, die nicht nur als Tränke allein, sondern auch gleichzeitig als Kloake dient, da das große, sich im Wasser suhlende Wild beim Baden stets Losung zu hinterlassen pflegt. — Und dennoch stürzen sich Menschen und Tiere voller Gier auf das köstlich erscheinende Naß, um endlich in langen Zügen Erlösung von der schlimmsten aller Qualen, dem furchtbaren Durste, zu finden.

Ich erinnere mich an einen Abend, an dem ich — mit mehreren Reitern von einem anstrengenden Patrouillenritte heimkehrend — erst sehr spät und bei tiefster Finsternis an einen solchen Tümpel kam. Aus irgendeinem Grunde hatte ich keine Möglichkeit, Licht oder Feuer anzumachen, vielleicht ließ ich mir auch keine Zeit dazu, kurz ich warf mich, ausgepumpt bis zum letzten Tropfen, wie ich war nieder, und trank — trank — und trank, bis ich nicht mehr konnte, obwohl die Flüssigkeit eher einer dicken Nudelsuppe glich als Wasser. Dann warf ich mich totmüde ins Gras, um zu schlafen, und erst als es Tag geworden war, hatte ich Gelegenheit, die Quelle, aus der ich meinen Abendtrunk geschöpft hatte, näher in Augenschein zu nehmen. Da allerdings beschlich mich ein Grauen, und mein Innerstes wollte sich noch nachträglich um und um kehren, denn das Wasser war eine in fast allen Farben schillernde Brühe, die dicht mit dicken, dunklen, etwa einen halben Finger langen Würmern angefüllt war. Und diese ekelhafte Zukost hatte ich in Mengen genossen — brrrr! Ich muß allerdings zugeben, daß sie mir — soweit noch erinnerlich — gut bekommen ist, und ich keine nachteiligen Folgen verspürt habe. Also kann sie wohl nicht weiter gesundheitsschädlich gewesen sein!

Nach verhältnismäßig kurzem Marsche wurde auch heute das ersehnte Wasser erreicht, an dem sich Menschen und Tiere reichlich laben konnten, und bald flackerten

in weitem Umkreise die Feuer auf, um die sich das gewohnte Lagerleben entwickelte. Das dehnte sich allerdings nicht allzu lange aus, die Natur forderte ihr Recht; sobald der notwendigste Abendimbiß zugerichtet und eingenommen war, trat Ruhe ein, und im tiefen Schlafe waren bald die Anstrengungen des Tages vergessen. Niedriger und niedriger brannten die Feuer zu nur noch leise knisternder Glut herab, und nur das Raufen und ein gelegentliches Schnauben der in der Nähe gekoppelten Pferde sowie der in regelmäßigen Zwischenräumen ertönende Zuruf der patrouillierenden Posten unterbrachen die tiefe Stille der nächtlichen Einsamkeit.

Wieder ging es am kommenden Morgen in gleicher Weise wie am gestrigen Tage weiter durch niedrigen, lichten und wasserlosen Busch. Durch absichtlich falsche Führung und falsche Angaben, daß wir, um an Wasser zu gelangen, so weit nach Süden ausholen mußten, wurde unsere Expedition indessen immer mehr von unserer beabsichtigten und notwendigen Marschrichtung nach Osten abgedrängt. Tatsächlich wurden wir in den Vormittagsstunden wiederum an zwei Ortschaften vorbeigeführt, die nur drei bis vier Kilometer östlich unseres Pfades lagen, wie ich leider erst nachträglich in Erfahrung brachte. Dieser Verlogenheit steht man mit einer Expedition von etwa hundert Köpfen, wie sie die deutsch-französische Kolonne darstellte, in gänzlich unbekanntem Gelände ziemlich machtlos gegenüber, wenn einen nicht die bestimmte Absicht zwingt, die vom eingeborenen Führer gerade nicht gewünschte Richtung dennoch einzuschlagen. Immer wieder sollte es Wassermangel sein, der uns zwang, der nicht gewollten Richtung zu folgen, und dessen Wahrheit zu ergründen wir beiden Führer doch für zu riskant hielten, zumal wir keinerlei Anzeichen von den in der Nähe befindlichen Ortschaften entdecken konnten.

Weitere zwei Tage unendlich mühevollen und entbehrungsreichen Marsches lagen hinter uns, da erblickten wir in der Ferne zum ersten Male wieder hochragende Laubbäume und schlanke Fächerpalmen. Sie bildeten den Rand des Buschgebietes, durch das wir bisher marschiert waren, gegen eine weite grasige Niederung, in deren Mitte wir einige offene Wasserflächen aufblitzen sahen. Und bald erreichten wir — der Niederung folgend — ein reich besiedeltes Gebiet, bestehend aus mehreren Ortschaften, die sich hier längs des Wasserlaufes aneinanderreihten und von denen mir die größte mit Namen „Tschaken" bereits vom Hörensagen bekannt war. Zwar war auch hier zunächst alles geräumt, und nur mit Mühe und durch Absenden von Patrouillen gelang es, die Einwohner allmählich heranzuholen und Verpflegung zu erhalten. Bald jedoch und nach Verteilung einiger Geschenke war das anfänglich waltende Mißtrauen beseitigt, und wir waren recht froh, für das erste allem Mangel enthoben zu sein. Infolge eines ausgesprocheneren Verkehrs mit den älteren französischen Militär- und Handelsplätzen am südlichen Schari waren die Eingeborenen hier sichtlich weiter vorgeschritten, hatten Kenntnis vom Europäer und seinen Gewohnheiten und zeigten sich auch zu der für uns endlich notwendigen Auskunftserteilung bereit.

Wir befanden uns tatsächlich wieder am Ba-Ili, dessen Lauf wir weit nördlich — bei Ossélo — verlassen hatten, und waren hier viel weiter vom Schari entfernt als vorher. Jedenfalls war er von hier aus in der jetzigen Jahreszeit bedeutend schwieriger zu erreichen, als es von jener Ortschaft aus der Fall gewesen wäre. Ich erfuhr hier auch von

dem Vorhandensein der beiden Ortschaften, um die uns unsere Führer vor zwei Tagen zwecklos und böswillig herumgeführt hatten, und über die wir nun wieder zurückmarschieren mußten, um wenigstens jetzt den Schari auf möglichst kurzem Wege zu erreichen. Was sollte ich aber mit den Führern beginnen, die unsere Expedition wochenlang und unter den größten Mühen und Entbehrungen absichtlich in die Irre geführt hatten? Hier nach Tschaken hatten sie uns nur gebracht, weil die Bevölkerung eine neue Stammeseinheit bildete und sie uns nun von ihrem eigenen Gebiet weit genug entfernt glaubten. Wäre es ihnen aber unterwegs irgendwie geglückt, auszurücken, woran sie nur durch schärfste Wachsamkeit verhindert werden konnten, so hätten sie uns in der wasser- und wegelosen Wildnis ruhig unserem Schicksal überlassen. Prügel — Prügel und noch einmal Prügel war das einzig Mögliche und ward ihnen denn auch reichlich zuteil. Dann aber übergab ich sie dem Ortsoberhaupt mit der Weisung, sie bis zu unserer Rückkehr nach Tschaken, die wir auf Grund unserer Messungen, der zentralen Lage des Ortes und des weiteren Reiseplanes für später ins Auge faßten, als Gefangene zurückzubehalten und zu harter Arbeit zu verwenden. Als unsere Expedition nach Monatsfrist zurückkehrte, waren sie natürlich nicht mehr da. Der brave Häuptling hat sie aus Furcht vor der Rache des Nachbarstammes raschestens nach unserem Aufbruch laufen lassen.

Wir befanden uns damals im Zeitalter unserer berühmten Kolonialskandale im Reichstage. Schmunzelnd lauschte das aufmerksame Ausland, wie der deutsche Michel sein eigenes Nest beschmutzte und unseren Feinden selbst den Vorwand für das Lügengewebe gab, mit dem sie später den schmählichen Raub unserer Kolonien beschönigen und begründen konnten: nämlich um die eingeborenen Völker von dem Joche brutaler deutscher Gewaltherrschaft zu befreien. Ich hätte diesen Menschlichkeitsfanatikern, von denen natürlich kein einziger je die Nase aus dem wohlbehüteten Schoße europäischer Kultur herausgesteckt hat, nur gewünscht, für kurze Zeit einmal sich selbst überlassen in die ferne Wildnis mit ihren schweren Anforderungen seelischer und körperlicher Art hinausgestellt zu werden. Ihn nur für eine kurze Zeit führen zu müssen, den harten Kampf gegen unbarmherzige Sonnenglut, brennenden Durst und mörderische Krankheiten; gegen eine unerbittliche, nur auf Abwehr gerichtete Natur und verlogene, jeder Menschlichkeitsregungen bare Eingeborenenhorden; dazu noch mit der ungeheuren Verantwortung für zahlreiche Menschenleben, deren Wohl oder Wehe nur von seinen Maßnahmen und dem Einflusse seiner Persönlichkeit abhängig ist, und die ihm auf Leben und Tod anvertraut sind. Sie wären rasch eines Besseren belehrt worden, hätten eingesehen, daß nur unnachsichtliche Strenge und dem Rechtsempfinden der noch auf unterster Kulturstufe stehenden Völker angepaßte Strafen den Untergang vieler und drohende Katastrophen rechtzeitig abwenden können. Nur der unbeugsame Wille bricht sich Bahn; wer mit der Wimper zuckt, ist verloren. Belehrung und Erziehung können erst einsetzen — und sollen es dann auch —, wenn der erste zähe Widerstand gebrochen ist und der aufopferungsvollen Tätigkeit des Weißen, dem noch keinerlei Rechtsschutz als der seiner Waffen zur Seite steht, willig Tür und Tor geöffnet sind. Ich weiß, daß mein Reisegenosse später auf französischem Gebiet gegen widerspenstige Führer skrupelloser vorging und drastischere Mittel anwandte, durch die er schneller zum Ziele kam.

Und wenn ich mich auch unter weit größeren Schwierigkeiten, als wir sie durchgemacht haben, kaum zu jenen Maßnahmen entschlossen hätte, so konnte ich ihnen doch eine gewisse Berechtigung nicht versagen.

Am nächsten Tage wurde nun — wie ich schon erwähnte — mit diesmal zuverlässigen Führern auf dem Wege zurückmarschiert, den wir gekommen waren. Wieder gab es die langen, eintönigen Durststrecken zu überwinden, aber doch war alles von der Hoffnung belebt, daß wir in kurzem unser Ziel erreichen würden. Zur Sicherheit ließ ich jedoch auf Trageseln genügenden Wasservorrat mitführen, um allen Zufälligkeiten gewachsen zu sein. Am Abend des Tages erreichten wir den ersten der bei unserem Hinmarsche umgangenen Orte und am nächsten Tage nach nur noch kurzem Marsche den zweiten. Beide Ortschaften lagen tatsächlich derartig in unübersichtlichem Wald- und Buschgelände versteckt, daß wir sie ohne Führung schwerlich je entdeckt hätten. Doch auch hier mußten wir noch mit großer Wassernot kämpfen, denn der einzige Brunnen des Ortes hatte so wenig Wasser, daß bis zum Abend nur das nötigste Trinkwasser beschafft werden konnte, und für die durstigen Tiere reichte es gerade, um einmal das ausgetrocknete Maul zu netzen.

Der dritte Tag brach an; wieder stand uns ein langer, beschwerlicher Marsch bevor, aber ich wollte heute auf alle Fälle den Schari erreichen, um mit dem letzten Tage des Jahres auch den ersten mühevollen Teil der Reise zum Abschluß zu bringen, mochte es kosten, was es wollte. Deshalb zog unser langer Heerwurm schon bei grauendem Tage durch die immer noch eintönige Buschsteppe. Doch schon nach wenigen Stunden änderte sich das Bild, und ich gelangte — bei den Führern an der Spitze reitend — an eine breite, zur Zeit allerdings trocken liegende Niederung, zu deren Seiten sich dichter, fast unpassierbarer Buschwald mit vielen hohen Laubbäumen und Palmen hinzog, der den Aufenthaltsort unzähliger Arten von Vögeln und Scharen von Affen bildete, die uns mit ohrenbetäubendem Geschrei begrüßten. Der Pfad, den wir bisher benutzt hatten, verlief sich vollkommen, und wegelos drangen wir durch den dichten, hohen Busch, der nur hin und wieder durch kleinere Wiesenstreifen unterbrochen wurde. Hier wurde eine kurze Rast eingeschoben, um den Trägern etwas Ruhe zu gönnen, da der Weitermarsch recht beschwerlich zu werden versprach.

Die Lasten waren abgesetzt, die Pferde abgesattelt und ihrem Weidegang überlassen, und alles hatte sich zur Ruhe niedergetan, da wollte auch ich mich am grasigen Hang niederlassen, als mein Fuß gerade da, wo ich mich setzen wollte, an etwas Weiches stieß. Erschreckt fuhr ich zurück und erkannte in dem hohen, im unteren Teile noch grünen Grase eine sich kaum von ihrer Umgebung abhebende breite Masse, die sich soeben in Bewegung zu setzen begann. Gleichzeitig fuhr ein langer, schlanker Hals unmittelbar vor mir hoch über das Gras empor, um aber gleich wieder zurückzusinken, und ich sah, wie eine mächtige Python-Schlange sich soeben gemächlich aufzurollen begann, um das Weite zu suchen. Ich hätte also beinahe einen mollig-weichen Polstersessel gehabt, möchte aber bezweifeln, daß er sehr angenehm gewesen wäre. Mein Diener und einige Leute, die den Vorgang beobachtet hatten, sprangen rasch hinzu, und einer der Führer nahm — ehe ich es hindern konnte — seine lange Lanze und spießte das Tier mit einem kräftigen

Wurf, der gleichzeitig durch mehrere Ringe des beindicken Leibes fuhr, so fest an den Boden, daß es sich nicht schnell genug befreien konnte und durch mehrere Keulenhiebe auf den Kopf getötet wurde. Die Python maß über sieben Meter, hatte also eine recht beträchtliche Länge, die aber keineswegs ein Höchstmaß darstellt, da diese Schlangen bis zu zwölf Meter lang werden sollen. Es scheinen dies aber sehr seltene Ausnahmen zu sein, denn unter mehreren Exemplaren, die ich sowohl in Kamerun als auch in Südwestafrika erbeutete, war dieses das längste. Leider war die mir wertvolle Haut durch den raschen Speerwurf meines Führers infolge der vielen Löcher stark verdorben.

Der Weitermarsch durch den dichten Busch und das teilweise über reiterhohe, dürre und hier ungebrannte Gras führte nur noch auf den zahlreichen Fährten von Elefanten und Nashörnern, die uns — wie auch in den Wildnissen am Ba-Ili — als Wege dienen mußten. Der ganze Charakter des üppiger und reicher werdenden Landschaftsbildes deutete darauf hin, daß wir uns dem Stromgebiet des Schari und damit zunächst einmal dem Ende unserer Mühen näherten. Kurz nach Mittag kamen wir in weit ausgedehnte Grasniederungen, von deren erhöhten Stellen wir in der Ferne die breite Fläche des mächtigen Stromes in der Sonne aufblitzen sahen, und nach etwa einer Stunde wurde das Ufer selbst erreicht. Nachzügler gab es kaum mehr, alles hatte aufgeholt, um nur schnell genug ans Wasser zu kommen, und rasch waren Lasten und Gepäck abgelegt. Dann aber gab es kein Halten mehr; herunter flogen Kleidung und Lendenschurze, selbst die Tiere zerrten ungeduldig an den Halftern, bis sie abgezäumt waren, und alles stürzte sich in die kühlenden Fluten zu nicht endenwollendem Trunke und köstlichem Bade. Auch ich ließ mich nicht nötigen, streckte wohlig meine Glieder im flachen Wasser und genoß in vollen Zügen die Wohltat des solange entbehrten Bades.

Wo wir waren, wurde das Lager zu ausgiebiger Ruhe aufgeschlagen, und es war auch ein herrlicher Platz. Das vorspringende Ufer wurde von lichtem Papyrusschilf eingesäumt, das sich rauschend im Winde bewegte. Davor lag die schimmernde Fläche des mächtigen Stromes, und jenseits erhob sich meterhoch das Steilufer, von schlanken Fächerpalmen gekrönt, zwischen denen aus jetzt abgeernteten Feldern die Hütten des Bagirmi-Ortes Mafaling hervorschauten. Die Ufer und das diesseits flache Wasser waren von zahlreichem Wassergeflügel aller Arten belebt, und weit draußen sangen die Flußpferde ihren dröhnenden Baß. Die französische Abteilung schuf sich einen geeigneten Lagerplatz im Wiesengrunde des Ufers, während ich mit meinen Leuten nach einer unweit gelegenen Sandinsel übersetzte, um hier einen der eigenartigsten Lagerplätze meiner Reisen zu beziehen. Hier schlief ich in ein neues Jahr hinüber, vom kühlenden Nachtwind umfächelt und den strömenden Fluten umrauscht, während die Lagerfeuer ihre rötlich zuckenden Lichter auf die spiegelnden Wellen warfen und hoch oben der erst spät aufgegangene Mond seine silberne Bahn zog. Nach den Entbehrungen und Anstrengungen der letzten Tage stand unser Sinn nicht nach einer längeren Feier.

Der Neujahrstag war für Menschen und Tiere ein verdienter Fest- und Ruhetag. Die Verpflegung wurde französischerseits von Mafaling requiriert und auch reichlich geliefert. Ein kurzer Ausflug führte mich selbst nach dem ausgedehnten und wohlhabenden Ort, der mit einem französischen Militärposten belegt war. Die fast voll-

kommen entvölkerte deutsche Uferseite des Schari bildete einen krassen Gegensatz zu dem stark besiedelten Bagirmi und einen Beweis für die schon damals betriebene Machtpolitik unserer Nachbarn.

Von nun ab ging unser Marsch am Schari aufwärts, und wenn der Weg auch nicht immer unmittelbar am Ufer entlangführte, so blieb dieses doch stets so weit erreichbar, daß wir zu keinen Gewaltmärschen gezwungen waren, kein Wassermangel eintreten konnte und Menschen und Tiere frisch blieben. Dicht südlich unseres Lagers überschritten wir einen Nebenarm des Ba-Ili, und dann ging es abwechselnd durch trockenes Wiesengelände mit hohem, noch ungebranntem Schilfgras und über hohe Uferpartien mit dichten Waldstreifen, die mit fast undurchdringlichen Corndickungen durchwachsen waren, so daß unsere Abteilung nur unter größten Schwierigkeiten, oft nur Schritt für Schritt, vorwärtskam. Wo sich die Niederungen infolge niedrigeren Graswuchses übersehen ließen, waren sie reich von starken Antilopenrudeln aller Arten bevölkert, und aus dem dichten Busch führten unzählige Fährten von Elefanten und Nashörnern in die Niederung und zum Flusse hinab. Hier ist wohl das wildreichste Gebiet unserer ganzen Kolonie gewesen.

Nach einwöchigem Marsche wurde der deutsche Militärposten Miltu in der äußersten nordöstlichen Ecke Altkameruns erreicht. Er lag an einem sich dicht westlich des Schari hinziehenden, etwa hundertfünfzig Meter breiten Nebenarm, von dem aus sich auch der Hauptstrom übersehen ließ. Gegenüber am Ostufer zogen sich weite Wiesen hin, während in der Ferne über höher gelegenem Buschlande einige erkennbare Berggruppen auftauchten. Die engere Umgebung von Miltu ist frei und übersichtlich; hohe Tamarindenbäume, die teils einzeln verstreut, teils waldartig eng zusammenstanden, belebten diese. Hier war ein mehrtägiger Aufenthalt vorgesehen, der für eine gründlichere Ruhe, für Instandsetzung der Ausrüstung sowie zur Neuverproviantierung der Expedition unbedingt notwendig war.

Als Führer des Postens Miltu traf ich meinen treuen Reisebegleiter St., mit dem ich gemeinsam den langen Marsch von der Küste bis zum Norden Kameruns zurückgelegt hatte, der dann aber krankheitshalber in Dikoa hatte zurückbleiben müssen. Es war ein freudiges Wiedersehen, und die wenigen Tage vergingen nach Erledigung der dienstlichen Angelegenheiten rasch im Austausch gemeinsamer Erinnerungen und unserer Erlebnisse seit der Trennung. Es wurde nach alter deutscher Art manchem wohlgekühlten Fläschchen der Hals gebrochen, auch unternahmen wir zusammen einige unvergeßlich schöne Pürschgänge in die wildreiche Umgebung, von denen ich manches gute Stück heimbrachte. Namentlich Wasserböcke traf ich sehr zahlreich an, stieß auch auf viele, leider nur aus der Regenzeit stammende Büffelfährten. Auch eine starke Elefantenherde hatte wenige Tage vorher die Gegend von Miltu aufgesucht. Ich traf später noch selbst mit ihr zusammen, aber zum Bejagen bot sich keine Gelegenheit mehr, da sie gerade im Begriff war, über den Schari hinüberzuwechseln. Nur vom hohen Ufer aus konnte ich in nächtlicher Stunde aus unmittelbarer Nähe das gewaltige Schauspiel beobachten.

Einige Tagereisen südlich Miltu verließ unsere Expedition bei dem früheren, jetzt verfallenen Orte Damtar den Schari, um im Verlauf des Rückmarsches nach Westen

die Vermessungsarbeiten aufzunehmen und die eigentliche Aufgabe der Reise zu erfüllen. Wir folgten ungefähr der Richtung des 10. Breitengrades; da sich aber die zu vereinbarende Grenzlinie den verschiedenen Stammesgrenzen anpassen und auch natürliche Geländegrenzen berücksichtigen sollte, so wurden unter Zurücklassung des Hauptteils der Expedition an geeigneten Plätzen mehrfache Vorstöße nach Norden und Süden unternommen, wobei wir auf teilweise stark besiedelte Gegenden stießen. Die Bevölkerung stand hier infolge ihrer Vermischung mit Bagirmi-Elementen auf einer weit höheren Kulturstufe als im nördlichen Teil des Zwischenstromlandes und am Logone. Die größere Zusammengehörigkeit kam schon in der geschlosseneren Anlage der Ortschaften zum Ausdruck, die stets unter einem Ortsältesten standen. Von vielen männlichen Eingeborenen wurde Kleidung getragen, auch die Frauen liefen nicht gänzlich nackt, sondern trugen wenigstens um die Lenden lange Perlengehänge oder Lederschnüre. Viele Orte, im besonderen Gurgara, haben Eisenschmelzen, die schon Nachtigal in seinem Reisewerk erwähnt. Der Boden ist stark eisenhaltig; hier werden die meisten Waffen, auch eisernes Arbeitsgerät, für die Bevölkerung des Landes angefertigt.

Das Gelände, das in der Nähe des Schari noch hochgelegen, teilweise ausgesprochen hügelig war, mit Palmen und knorrigem Dornbusch bestanden, senkte sich im weiteren Verlauf unserer Reise, und wir durchzogen weite grasige Niederungen mit jetzt hartem, zerrissenem Lehmboden, mit nur vereinzeltem Gesträuch oder kleineren Buschgruppen. In den Regenzeiten steht hier fast alles unter Wasser, und zahlreiche Fährten von Großwild ließen auf den außerordentlichen Wildreichtum schließen. Auch jetzt konnte ich stärkere Rudel, hauptsächlich von Moor- und Leierantilopen, neben den verschiedenen kleinen Wildarten beobachten. Daneben gab es viel Raubwild. In der Gegend von Badna, in der sich besonders viele Wasserstellen befinden, müssen die Bewohner häufig ihre Wohnsitze verlegen, um sich und ihr Vieh vor Anfällen zu schützen. Hier in dieser Gegend erlegte ich bei einem abendlichen Pürschgange einen alten Mähnenlöwen, der nicht fern von mir gemächlich durchs Gras trollte.

Charakteristisch in den weiten Niederungsgebieten waren die sich stellenweise darin findenden sandigen Erhebungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Sie waren reich mit hohen Bäumen bestanden und boten für Vermessungsarbeiten weithin sichtbare Anhaltspunkte. Auch die Ortschaften waren auf solchen Erhebungen angelegt, auf denen Palmen, Sykomoren, Tamarinden und wilde Feigenbäume ein interessantes Durcheinander bildeten. Die Feigenbäume haben oft so umfangreiche Laubdächer, daß sie imstande sind, starke Karawanen mit Menschen und Tieren in ihrem Schatten zu bergen. Die Stämme erreichen Umfänge bis zu zehn Metern. Auch die sogenannten Kampfbäume (Eriodendron) habe ich hier getroffen. Sie haben bei bedeutender Höhe einen kerzengeraden Wuchs, die Äste sind in mehreren Etagen quirlartig angeordnet und wagerecht gestreckt, so daß sich die Eingeborenen hier richtige Verschanzungen anlegen und bei einem Überfall mit Nachdruck verteidigen können.

Wassermangel hatten wir auf diesem Teil unserer Reise nicht zu leiden, wenn auch die besonderen Verhältnisse manchmal zu weiten und anstrengenden Märschen zwangen. Freilich war das Wasser aus den Brunnen der Ortschaften sehr lehmig und das der

offenen Sümpfe nur schmutzig und übelriechend, wie ich es schon an anderer Stelle beschrieben habe, aber wir erreichten ohne besondere Vorfälle nach etwa vierzehntägigem Marsche bei Tschaken am Ba-Ili den Anschluß an unsere frühere Reiseroute.

In Tschaken lauteten die Auskünfte über einen direkten Vorstoß nach Westen zum Logone hinsichtlich der Wasserversorgung sehr ungünstig, namentlich da die Trockenzeit inzwischen wieder weiter vorgeschritten war. Und doch mußte dieser gewagt werden, um den Zweck unserer Reise zu erfüllen. Es wurde daher nach eingehender Beratung mit meinem französischen Reisegenossen und einigen verständigen Ortsbewohnern beschlossen, unsere Expedition zu trennen. Jede Abteilung sollte auf eigene Faust vormarschieren, um auf diese Weise die lange und unbesiedelte Durststrecke leichter zu überwinden. Zuverlässige Führer wurden bereitwillig gestellt, und so marschierte die französische Abteilung in südwestlicher Richtung ab, während ich mit meinen Leuten dem Bette des Ba-Ili noch ein Stück nach Nordwesten folgte, um von dem letzten bewohnten Platze Anila aus in direkt westlicher Richtung vorzustoßen.

Mein letzter Lagerplatz am Ba-Ili. Ein überraschend schöner Anblick, als ich aus dichter Buschwaldung heraustrat, um mich dem Wasserlaufe zu nähern. Verschiedene, sich nach allen Richtungen erstreckende Geländesenkungen verliehen der Gegend einen ausgesprochen hügeligen Charakter. Die hohen Uferstellen waren mit schlanken Palmenwäldern bestanden, und aus dichtem Palmengebüsch bestand auch das Unterholz. Dazwischen bildeten die Senken selbst saftige Grasflächen, auf denen ich starke Rudel von Antilopen sah. Der Ba-Ili ist hier tief eingeschnitten und wasserreich. Ein kühler Wind fächelte die erhitzten Fluren, und Menschen und Tiere konnten sich noch einmal in erfrischendem Bade stärken. Am kommenden Morgen ließ ich zwei Packpferde mit Wasser beladen, welches für den Tag und die nächste Nacht für die Tiere ausreichen mußte. Von den Menschen mußte ein jeder selbst an Wasser nehmen, was er tragen konnte; dann ging es in die Steppe hinaus.

In der Nähe des Ba-Ili trafen wir noch auf zahlreiche, jetzt aber abgeerntete Felder. Dann ging es teils durch allmählich trocken werdenden Busch mit parkartigem Charakter, teils über weite, unabsehbare Grasebenen. Wasser wurde nirgends mehr angetroffen, obgleich die Gegend in der Regenzeit sehr wasserreich sein muß, denn ich stieß auf viele ausgetrocknete Sümpfe und Wasserlöcher. Auch Wild sah ich nur ganz vereinzelt.

Am zweiten Tage machte sich schon starker Wassermangel bemerkbar, und mühsam schleppten sich die Träger mit ihren schweren Lasten unter dem Druck der sengenden Glut der heißesten Jahreszeit dahin. Drohend stand am dritten Tage das Gespenst des Durstes vor uns auf, und ungeheuer war die Verantwortung, die auf mir lag. Die Leute fingen an zurückzubleiben, mußten mit allen Mitteln vorwärtsgebracht werden, und die Tiere, die ich längst führen ließ, zogen nur noch apathisch dahin. Auch ich selbst war bis zum letzten ausgepumpt, und Wasser hatte schon lange niemand mehr.

Bis gegen Mittag machten sich noch immer keine Anzeichen bemerkbar, daß wir uns dem Stromgebiet des Logone näherten, und doch konnten wir nach Ansicht der Führer und nach meinen Messungen nicht mehr weit entfernt sein. Trotz meiner eigenen Ermüdung benutzte ich die Rast, um einen Aufklärungsritt zu machen. Widerwillig nur

ließ sich mein sonst so braves Pferd treiben, aber es half alles nichts; ich mußte wissen, was vor mir lag, also vorwärts! Ich mochte eine gute Stunde geritten sein; ein glühender Wind fegte über die Savanne, trieb ätzenden Staub in die entzündeten Augen und riß die verdorrten Lippen blutig; schmerzhaft klebte die Zunge im ausgetrockneten Gaumen, und längst war jeder Schweiß versiegt. Aber vorwärts, vorwärts, nur Wasser für meine Leute!

Da sah ich, wie mein Fuchs den müden Kopf hob, wie er die Ohren spitzte und prüfend die Luft durch die aufgeblähten Nüstern sog. Auch seine Bewegungen wurden lebhafter, und ich brauchte ihn nicht mehr zu treiben. Sein feiner Instinkt verriet ihm und mir, daß wir uns dem Wasser näherten. Im gleichen Augenblick war auch meine Müdigkeit verflogen, und in mir jubelte es auf, endlich — endlich. Noch eine kurze halbe Stunde, dann tauchten vor mir einige hohe Bäume auf, zwischen denen ich auch auf die ersten Ansiedelungen stieß, und unmittelbar dahinter sah ich das erste Wasser aufblitzen. Es war ein etwa noch fünfzehn Kilometer vom Hauptstrom entfernter Nebenarm des Logone, an dem wir auch unseren ersten Vormarsch angetreten hatten. Rasch tränkte ich mein Pferd, das in nicht endenwollenden Zügen soff, und stillte auch den eigenen Durst. Dann ritt ich nach kurzer Rast mit frischen Kräften zu meiner Abteilung zurück, die ich, meiner Weisung gemäß, schon wieder auf dem Marsch traf und der ich die frohe Kunde bringen konnte, daß bald alle Qual ein Ende haben würde. Gegen Abend kamen wir wieder am Wasser an, und jubelnd stürzte sich alles in die kühlenden Fluten.

Am folgenden Tage erreichte ich den Logone nur wenige Stunden nördlich Szigge, dem Ausgangspunkt unserer Expedition vor mehr als zwei Monaten. Hier erhielt ich auch Nachricht von der französischen Abteilung, die mit geringeren Schwierigkeiten in der Gegend von Ham auf den Logone gestoßen und gleichfalls im Anmarsch war. Nach ausgiebiger Ruhe, die ich zu einem Ritt nach Bongor benutzte, um nach meiner langen Abwesenheit nach dem Rechten zu sehen, wurde sodann die letzte Strecke unserer Reise vom Logone bis zu den Tuburi-Sümpfen durchgeführt. Das Ergebnis unserer großen Expedition war neben der besonderen Aufgabe, die sie zu erfüllen hatte, außerordentlich wertvoll. Sie ergab nicht nur eine Menge praktischer Anhaltspunkte für meine weitere Verwaltungstätigkeit, sondern bereicherte auch die Wissenschaft um die Kenntnis eines großen, bisher noch unerschlossenen Teils unseres Kolonialgebiets.

Auf den Fährten der Riesen.

Massa, elephants live for come! (Herr, Elefanten kommen); massa — elephants — immer heftiger das Rütteln an meinem Arm. Herrgott, ja, was ist denn los? — Was, Elefanten? — Halb im Schlaf noch höre ich nur das eine Wort, da fliegt schon meine Decke in hohem Bogen zur Seite, und ich stehe im gleichen Augenblick auf den Füßen, in instinktiver Gewohnheit nach der stets schußbereit neben mir liegenden Büchse greifend. Um mich herum, aufgeregt und doch vorsichtig gedämpft flüsternd, die Gestalten meiner Eingeborenen, nackt, wie sie nach ihrer Gewohnheit eben aus den Decken gekrochen sind, die tiefbronzenen, muskulösen Körper phantastisch von den flackernden Feuern beleuchtet, die unter den soeben hineingeworfenen Kloben wild aufprasseln. Und nochmals wiederholt mein Diener „Herr — Elefanten", dabei zwei fremden Gestalten winkend, die inmitten meiner Soldaten stehen und von diesen mit Fragen bestürmt werden. Es sind Einwohner der wenige Stunden entfernten Ortschaft, die ich morgen besuchen wollte, um ein Palaver abzuhalten. Durch den Mund meines Dolmetschers erfuhr ich folgendes:

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit sei eine stärkere Elefantenherde bei dem Orte angekommen, um sich in den gerade erntereifen Hirsefeldern gütlich zu tun. Einige Tiere seien sogar in die zum Teil ungeschützten Gehöfte eingedrungen, um die Kornbehälter zu plündern. Die Einwohner hätten sich zum Teil geflüchtet, zum Teil in den fest umfriedeten Gehöften verkrochen. Sie, die beiden Boten aber seien, da mein Kommen bekannt war, hierhergelaufen, um sich einen guten „dash" (Geschenk) zu verdienen. Nun solle ich gleich kommen und die Elefanten schießen!

Na, nur sachte, mein Junge; so schnell geht die Sache nicht! Werde mich hüten, den Elefanten, deren weiteres Marschziel ich nicht kenne, bei finsterer, mondloser Nacht möglicherweise geradeswegs „in die Arme", alias Rüssel zu laufen, sie mir zum mindesten dann zu vergrämen. Aber kommen werde ich, weiß Gott! So ein ausgemachtes Pech; konnte ich nicht schon am Abend dort sein? Es wäre mir ein leichtes gewesen, hätte ich mich nicht so lange mit dem Pferdeantilopen-Bock aufgehalten, der so herausfordernd stolz seitwärts des Pfades stand, der mir ein Schnippchen nach dem anderen schlug und den ich, nach langer Verfolgung abgerackert, zu guter Letzt doch noch — überschoß! Wer weiß, wo morgen früh die Elefanten waren? Hatten sie sich nicht lange aufgehalten, so konnten sie mit Leichtigkeit ihre fünfzig, sechzig und mehr Kilometer hinter sich gelegt haben. Noch war es kaum Mitternacht, aber an Schlaf nicht mehr zu denken. Wie elektrisiert waren meine Leute und ich selbst in Erwartung der kommenden Ereignisse.

Elefanten — endlich! Über ein Jahr war ich schon hier in diesen Gegenden, die kreuz und quer von den zahlreichen Fährten der Riesen durchzogen waren, und noch war es mir nicht gelungen, sie zu treffen; mit Ausnahme jener Herde, die ich bei meinem Einmarsch ins Mußgugebiet von hohem Logone-Ufer aus sichtete. Damals war aber keine Zeit, den Tieren jagdlich zu folgen. Bei jeder Gelegenheit hatte ich die einzelnen Ortschaften angewiesen, mich zu benachrichtigen, sobald Elefanten in der Nähe seien, doch waren bisher alle Versprechungen und in Aussicht gestellten Belohnungen bei der scheuen, dem Weißen völlig abgeneigten Bevölkerung vergeblich gewesen, die fürchtete, dem Europäer die Kenntnis des Landes zu erleichtern und ihre verborgenen Niederlassungen zu verraten.

Lange schon war es her, seit ich fern von hier im Küstengebiet, im tiefen Schatten undurchdringlichsten Urwaldes den ersten der Riesen streckte. Unvergeßlich, wie nach langer, unsäglich anstrengender Verfolgung auf Schritte vor mir der lange graue Rücken, kaum dem damals noch ungeübten Auge erkennbar, über dem dichten Gebüsch und hohen Elefantengras auftauchte. Wie ich fast in die Knie brach, die ungeheure Spannung der Nerven sich löste, als der Schuß schneidend die feierliche Stille zerriß und der Koloß, auf den Rüsselansatz getroffen, mit gurgelndem Kehllaut, wie aufstöhnend und alles um sich niederreißend, zusammenstürzte.

Aber noch war damit nicht alles getan, wie ich im ersten überwältigenden Gefühl frohlockender Freude dachte. Nur ein kurzes, lähmendes Schweigen, dann brach es wie mit Naturgewalten los. Rings um mich her ein Rauschen und Stampfen, ein Brechen und Krachen von Astwerk, ein jähes, wildes Trompeten, dann brauste es an mir vorbei, der ich wie betäubt dastand, wehrlos den entfesselten Gewalten gegenüber. Ohne es zu ahnen, war ich anscheinend in einen Teil der sehr starken Herde hineingeraten, und keine Macht der Welt hätte mich retten können, wenn einer der gewaltigen Leiber zufällig über mich hinweggegangen wäre, mich zu Brei zermalmt hätte.

Und nun auch vor mir ein Rauschen; aus dem unentwirrbaren Wust von Blattwerk und Gras taucht es auf — eine mächtige graue Masse; weit sind die riesigen Ohren abgestellt und wild, wie suchend, fuchtelt der lange Rüssel umher; mein Bulle, aus der Betäubung erwacht und durch die davonjagende Herde wieder hochgerissen. Soeben will er wenden, da trifft ihn mein zweiter Schuß zwischen Auge und Ohr, ein blitzschneller dritter Schuß das sich abkehrende Tier ins Genick, dann schlagen die grünen Wände hinter dem schwer torkelnden Riesen zusammen. Das alles spielte sich in Augenblicken ab, Augenblicken, jeder Betrachtung entzogen. Sollte man Rechenschaft ablegen über seine Handlungsweise, ich glaube, man könnte es nicht. Schneller, als die Gedanken zu folgen vermögen, handelt der Geist, die Lage erfassend, ehe sie einem voll zum Bewußtsein kommt, und den geschulten Mechanismus des Körpers zu der Handlung zwingend, die der Augenblick erheischt. Freilich muß bis in die feinsten Teile, bis zu den Nervenspitzen alles funktionieren. Versagt nur ein Glied des Mechanismus, so führt dies unvermeidlich zur Katastrophe, und vernichtet fällt der schwache, kleine Mensch der Urgewalt der Schöpfung zum Opfer. So manches Jägers Gebein bleicht in der unendlichen afrikanischen Steppe oder ist in den unauffindbaren Tiefen des Urwaldes vermodert,

der unter den stampfenden Säulen des Elefanten endete, von Nashorn oder Büffel aufs Horn genommen, durch die Luft gewirbelt und dann zu Brei zermalmt wurde.

Meinen Bullen fanden wir bald, nachdem sich auch meine beiden Führer wieder bei mir eingestellt hatten. Er war nicht mehr weit gekommen. Zwar hatte er noch einen starkströmenden Wasserlauf angenommen, an einem steil abfallenden Felsenhang hatten jedoch seine Kräfte versagt, und schwer röchelnd lag er im Verenden. Es war keines der stärksten Tiere, etwa meterlang die gut geformten Stoßzähne, und doch stand ich voll andächtigen Stolzes vor meiner herrlichen Beute und froh über den so mühsam errungenen Erfolg.

Lebhaft stand jenes Erlebnis vor mir, wurde manch andere Erinnerung wach, während ich ungeduldig dem kommenden Morgen entgegenharrte. Wieder und immer wieder blickte ich zu dem funkelnden Heer der Sterne auf, deren Gang mir das Voranschreiten der Zeit kündete. Schließlich muß ich doch eingedruselt sein, denn schneller, als ich dachte, lag schon ein lichter Schein fern über dem östlichen Horizont, und auch in meinem Lager begann sich das Leben zu regen. Rasch wurde nun zusammengepackt, ein stärkender Morgenimbiß genommen, und dann ging es lautlos hinaus in die in endlosem Schweigen daliegende nächtliche Steppe. Mit nur wenigen Begleitern dem nachfolgenden Troß voranreitend, erreichte ich den Ort, als kaum die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihren leuchtenden Schein über die anmutig zwischen mäßig ausgedehnten Farmen und lichtem Laubbusch verstreuten Gehöfte ergossen. Einige hohe Laubbäume sowie in Gruppen beisammenstehende Deleb-Palmen, deren breite Fächer sich sanft in der leichten Morgenbrise wiegten, vollendeten das ungemein reizvolle Bild dieser Niederlassung, die ich infolge der völlig abgelegenen Gegend noch nicht berührt hatte. Merkwürdigerweise schien nach der sonst allgemein üblichen Gepflogenheit nicht alles ausgerissen zu sein, denn ich wurde von zahlreichen Einwohnern freundlich begrüßt, wenn sich auch ein großer Teil in vorsichtiger Entfernung hielt. Anscheinend war der Eindruck meines Besuches doch durch den vorangegangenen Elefantenbesuch abgeschwächt, auch mochte es die Hoffnung auf den zu erwartenden reichlichen Fleischgenuß den Leuten geraten erscheinen lassen, sich von vornherein mit mir gut zu stellen. Mehrere stämmige Burschen stellten sich bereitwillig als Führer und Späher zur Verfügung, was mir in der noch gänzlich unbekannten Gegend nur willkommen war. Freilich ging der persönliche Schneid der hier ansässigen Stämme nur bis zu einer sehr bedingten Grenze, aber war ich erst einmal sicher auf der Fährte meines Wildes, so genügte mir einer meiner erprobten Jagdsoldaten.

Ungeheuer waren die Verwüstungen, die die Elefanten hier angerichtet hatten. Nach den Angaben der Einwohner und den vorhandenen Spuren schätzte ich die Stärke der Herde auf fünfundzwanzig bis dreißig Tiere einschließlich einer größeren Anzahl schwächerer Stücke und Kälber. Ringsherum waren die Felder zertreten, die Fruchtbüschel von den hohen Hirsestauden abgestreift und diese vielfach selbst ausgerissen. Nur ein Teil der Ernte war erst eingebracht und geborgen, jedoch waren einzelne Tiere in einige Gehöfte, deren Einzäunung verfallen war, eingedrungen, hatten die Strohdeckel der freistehenden irdenen Kornbehälter mit dem Rüssel abgeschlagen und diese voll-

ständig geleert. Teilweise waren die hohen, steinharten Behälter völlig eingedrückt oder von ihrem aus eingerammten Pfählen errichteten Unterbau herabgestürzt.

Inzwischen hatten sich die Späher und einige meiner Soldaten zerstreut, um festzustellen, nach welcher Richtung sich die in weitem Umkreise kreuz und quer führenden Fährten sammelten, wohin die Herde abgezogen war. Leider hatte diese schon gegen Mitternacht den Ort verlassen, sich aber noch längere Zeit an einem nahen Wassertümpel aufgehalten und dann nach Süden gewandt. Sie konnte immerhin einen gewaltigen Vorsprung haben, so daß ich sie möglicherweise überhaupt nicht mehr einholte. Jedoch hoffte ich, daß sich die Elefanten in der nach dieser Seite völlig menschenleeren, ungestörten Einsamkeit nicht zu sehr beeilen würden. Es war mir sehr lieb, daß auch der Rest meiner Soldaten mit dem Troß rechtzeitig eintraf, ich also diesen an Ort und Stelle wußte und mich auch noch für einen längeren Marsch mit etwas Proviant sowie mit Munition versehen konnte.

Mit zwei leidlich vertrauenerweckend aussehenden Männern des Ortes als Führern, zwei Soldaten und meinem Diener machte ich mich auf den Weg. Die Sonne stand schon beträchtlich hoch und sandte ihre feurigen Strahlen sengend in das weite Grasmeer der Steppe herab, das zu dieser Jahreszeit noch nicht abgebrannt war. Auf den sich breit hinziehenden Fährten kamen wir rasch voran, brauchten auch noch keinerlei Vorsicht walten zu lassen, da uns die Elefanten um Stunden voraus waren; höchstens, daß wir wegen der zahlreichen Nashörner auf der Hut sein mußten, auf die wir bei jeder Gelegenheit — namentlich in den das Gelände durchziehenden Dornbuschwaldungen — stoßen konnten. Ich wollte jede Veranlassung, möglicherweise einen Schuß abgeben zu müssen, vermeiden, um mir nicht das seltene und kostbare Wild zu vergrämen, dem ich folgte. — Bald erreichten wir das nahe Sumpfwasser, welches den Elefanten zum nächtlichen Bade gedient hatte. Das sonst wohl anmutige Landschaftsbild war auch hier durch den Besuch der Riesen arg zerstört, da sich die Herde am Wasser vollzählig versammelt hatte. Das dichte umgebende Buschwerk, teilweise von Palmen und Dumpalmengebüsch durchsetzt, war niedergerissen und zertreten, schwächere Stämme bis zu Beindicke waren wie Streichhölzer geknickt und durcheinandergeworfen, von den höheren Bäumen starke Äste herabgerissen, oder die Rinde bis zu drei und vier Meter Höhe abgeschält. Durch das dichte Uferschilf waren breite Gassen getreten, metertief die Stapfen der schweren Tiere in den zähen, morastigen Boden eingedrückt, und Busch und Baum der näheren Umgebung waren bis hoch hinauf mit dickem, klebrigem Schlamm bespritzt. Ein ungeheures Bild der Verwüstung und doch von tausendfachem Leben durchwebt, wie es sich bei voranschreitender Trockenheit nach und nach an den wenigen Wasserstellen sammelt.

Von vierläufigem Wild war heute nichts zu bemerken. Scheu und ehrfurchtsvoll hatte es trotz brennenden Durstes in dieser Nacht den Gewaltigen der Steppe weichen müssen. Nur die Fährte eines vereinzelten Nashorns und eines starken Leoparden fiel mir ins Auge. Beide Tiere mußten erst vor kurzem hier gewesen sein, steckten vielleicht noch in den umgebenden Dickungen; ich hatte jedoch keine Zeit, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Dagegen war die reiche Vogelwelt der Wildnis in unzähligen Arten ver-

treten, und es umgab uns ein sinnverwirrendes Zwitschern, Piepen und Lärmen. Kleine, prächtig gefiederte Papageien schossen pfeilschnell von Strauch zu Strauch, und hoch in den Wipfeln erklang nah und fern das Gurren der Tauben. Zahlreich waren auch die Hühnervögel, Buschhühner, Frankoline und Perlhühner, die — einmal aufgestöbert — mit rauschendem Flügelschlage abstrichen; namentlich Perlhühner sah ich in Völkern zu Hunderten. Für mich von ungeheurem Wert war aber die Feststellung, daß sich die Elefanten hier länger aufgehalten hatten, als ich annahm; anscheinend hatten sie sich von dem erfrischenden Bade nicht so rasch trennen können und bis zum Morgendämmern verweilt, denn allzu frisch noch waren die Fährten und die überall zu Haufen getürmte Losung. Sie hatten höchstens einen Vorsprung von drei bis vier Stunden, so daß sich meine Hoffnung neu belebte. Bot das Gelände den Tieren nur einigermaßen schattige Rastplätze, so verweilten sie an diesen während der heißen Mittagsstunden.

Breit und weithin sichtbar lag die Fährte der Herde vor uns, sobald wir die dichte Buschwildnis des Teiches verlassen hatten und wieder in die freie Steppe hinaustraten, die sich, nur von vereinzelten Buschgruppen bestanden, im leuchtenden Schein der Vormittagssonne zunächst unabsehbar vor meinen Augen ausbreitete. Das Gras hielt sich durchschnittlich in Brusthöhe, so daß es die Übersicht nicht behinderte, nur in den sich breit hinziehenden Senkungen, die während der Regenzeit ausgedehnte Sümpfe bilden, schlug das üppig wuchernde Gras hoch über unseren Köpfen zusammen, ohne uns aber infolge des breit ausgetretenen Wechsels im Vorwärtskommen zu behindern. So legten wir schweigend Kilometer auf Kilometer zurück; eine Stunde und mehr verrann, ohne daß sich am Gesamtbilde der Umgebung etwas änderte. Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen, und mehr und mehr machte sich die Hitze in dem trockenen Grasmeere geltend, ohne jedoch meine hoffnungsfreudige Stimmung zu beeinträchtigen. Der Marsch verlief auch keineswegs eintönig, wie wohl derjenige denken mag, der mit dem Worte „Steppe" grenzenlose Leere und Öde verbindet. Für den, der im nicht zu beschreibenden Gefühle köstlicher Freiheit, mit offenem Auge und Ohr des Jägers und Naturfreundes durch die unermessene Grasflur wandert, erschließt die Natur ihre Vielseitigkeit, ihren Reichtum und ihre Schönheit in einer Fülle, daß er sie nicht für alle Genüsse europäischen Stadtlebens hergeben möchte!

Scheu zwar verbarg sich das Leben der Kleinen und Kleinsten der Steppe infolge des hohen Grases unseren Blicken. Dafür sichtete ich in dem übersichtlichen Gelände mehrere stärkere Rudel von Kuh- oder auch Leier-Antilopen, meist vergesellschaftet, die neugierig ob der fremdartigen Erscheinung, sich uns oft auf wenige hundert Meter näherten, um uns lange zu beäugen, dann aber doch aus instinktiver Furcht in grotesken Kreuz- und Quersprüngen abgingen. Infolge der völlig gleichmäßigen Bewegungen, die diesen Tieren eigentümlich sind, machten mir die Rudel oft den Eindruck exerzierender Kavallerieabteilungen. Am Hange einer tiefer eingeschnittenen Geländesenkung, der nur wenig Graswuchs, dafür aber dichteren Buschbestand aufwies, erhob sich im Schatten eines knorrigen Strauches ein starker Warzenschweinkeiler. Wohl spannlang blitzten die Gewehre zu beiden Seiten des langgespitzten Windfanges, mit dem er in trotzigem

Mißtrauen die Luft einsog. Nur Sekunden verhoffte er so, ein Bild urwüchsiger Kraft, dann aber wendete er blitzschnell und war meinen Blicken in wenigen Augenblicken hinter dichtem Buschwerk entschwunden.

In der Mitte der Senke angekommen, sah ich, daß die Elefanten nunmehr deren Lauf gefolgt waren und somit eine Richtung eingeschlagen hatten, die schräg zu der bisherigen verlief. Es war dies ein dreifacher Vorteil. Erstens entfernten wir uns nicht, wie bei gerader Linie, so weit von unserer Ortschaft, zweitens hatten wir den Wind nicht weiter schräg von hinten, sondern direkt von der Seite, was ein Umgehen der feinwitternden Dickhäuter bedeutend erleichterte, hatten wir sie erst einmal gesichtet, und drittens veranlaßte das geschützte Gelände die Herde sicher zu einer langsameren Gangart als in der freiliegenden Savanne. — Tatsächlich liefen die Fährten, die bisher ziemlich geschlossen waren, jetzt auf weitere Strecken auseinander. Ich konnte leicht erkennen, daß die Tiere nur im gemächlichsten Bummelschritt gezogen, einzeln hin- und hergependelt waren, wobei sie hier und da einen Grasbüschel gerupft oder von Baum und Strauch genascht hatten, wie die angestreiften Blätter und Zweige verrieten. Die Geländesenkung verbreiterte sich in unserer Marschrichtung mehr und mehr zu einer weiten Niederung, in der auch die Vegetation beständig zunahm, und sich der bisher lichte Busch teilweise zu dichten Kulissen zusammenschloß. In gewissen Zeitabständen erstiegen daher die Führer oder auch ich selbst einen der am Rande aufragenden zahlreichen Termitenhaufen, um Ausschau zu halten. Noch immer war von den Elefanten nichts zu entdecken, aber eine den Blick in der Ferne begrenzende dunkle Linie, überragt von vereinzelten höheren Bäumen und Palmen zeigte, daß wir uns einer ausgedehnten Buschwaldung näherten, die zweifellos auch die Elefanten der zunehmenden Hitze wegen aufgesucht hatten.

Oft wurde die Losung untersucht, die, zwar an der Oberfläche übertrocknet, doch merklich frischer wurde. Tief fuhren die Leute mit ihren nackten Füßen oder Händen in die weichen Haufen hinein, die den penetranten Geruch des Wildes selbst ausströmten, wobei sie mir mit bedeutungsvollem Blick die herausgegriffene Musterkollektion zur Begutachtung unter die Nase hielten. Übrigens scheute auch ich keineswegs dieses unerläßliche Mittel, mich von dem Alter der Fährten zu überzeugen und habe es oft angewendet, wenn ich nicht gerade Eingeborene zur Hand hatte. Es gibt unappetitlichere Dinge, als die lediglich aus verdauten vegetabilischen Stoffen bestehenden Ausscheidungen der Pflanzenfresser. Die Eingeborenen — soweit sie selbst Jäger sind, — reiben sich vielfach den ganzen Körper mit der Losung oder auch dem Urin des Wildes ein, um es auf diese Weise mit der eigenen Witterung zu täuschen. Den Erfolg dieser Maßnahme zu beobachten, ist leider dem Europäer nicht möglich, es sei denn, er entschlösse sich selbst zur Anwendung des gleichen Mittels. Ich kann mir aber nicht denken, daß sich das wirklich gut windende Wild, wozu die großen Dickhäuter infolge ihrer mangelnden Sehschärfe in erster Linie gehören, durch solche List täuschen läßt, denn sicher wird es die Ausdünstungen des menschlichen Körpers hindurchwittern.

Inzwischen war es Mittag geworden, die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, und gleich glutenden Wellen umwogte uns die flimmernde erhitzte Luft. Da wir nun-

mehr — ungerechnet den nächtlichen Anmarsch zur Ortschaft — etwa fünf Stunden ununterbrochen unterwegs waren, schob ich trotz der allgemeinen und mich selbst am meisten beherrschenden Ungeduld schon hier eine kleine Rast ein, die wir zur Schonung unserer Kräfte unbedingt nötig hatten, denn noch stand uns wohl harte Arbeit bevor. Einen längeren Aufenthalt in dem vor uns liegenden Walde wollte ich vermeiden, da ich die Elefanten dort bestimmt vermutete, die wir dann leicht vergrämen konnten. Freilich konnten sie bei größerer Ausdehnung weit in den Wald hineingezogen sein, ehe sie sich in die schattenspendenden Dickungen zur mittäglichen Ruhe einschoben. Sie konnten sich aber ebensogut in unmittelbarer Nähe des Waldrandes aufhalten; dann wäre ein längeres Verweilen unsererseits trotz des nicht ungünstigen Windes zum mindesten nachteilig gewesen.

Erfahrung macht klug. Unter ähnlichen Verhältnissen war ich einst einer Nashornfährte gefolgt, die ich an nächtlicher Tränkstelle aufgenommen hatte. Stundenlanger Marsch in sonnendurchglühter Steppe hatte mich ermüdet, und ich war froh, als endlich vor uns ein ausgedehntes schattenspendendes Gehölz auftauchte. In flottem Schritt und schnurgerade führte die Fährte hinein, so daß ich nicht daran zweifelte, daß das Wild weit voraus sei. Kaum im Walde angelangt, ließ ich mich mit meinem Jagdsoldaten nach einem flüchtigen Blick auf die nähere Umgebung arglos nieder. Das Gelände war leidlich übersichtlich, wenig Gras und Unterholz, nur einige umgebrochene Stämme und Termitenhaufen, die nichts besonders Auffallendes boten. Ich saß mit dem Gesicht nach dem Waldrande, hatte mein Frühstück herausgezogen und besprach dabei — wenn auch gewohnheitsgemäß in gedämpftem Ton — mit meinem gegenübersitzenden Begleiter das Für und Wider einer weiteren Verfolgung, als ich sah, wie sich sein Gesicht plötzlich veränderte, wie der sonst so gleichmütige Blick des Schwarzen erstarrte, scharf an mir vorbeigerichtet, und wie er seinen Arm langsam aufstützte, wie es jemand tut, der rasch aufspringen will. Erstaunt darüber drehte ich mich langsam um, und — ja, was war denn das? Einer der in unserer unmittelbaren Nähe zwar im tiefen Schatten einer Akazie, aber völlig frei liegenden Termitenhügel schien Leben bekommen zu haben. Er bewegte sich sichtbar; der uns abgewendete Teil hob sich höher und höher, von einem spitzen Gegenstand überragt, dann aber sprang die ganze plumpe Masse mit einem jähen Ruck in die Höhe, um laut schnaubend abzugehen, daß der Boden erdröhnte. Der ganze Vorgang spielte sich natürlich in wenigen Augenblicken ab, schneller, als es sich erzählen läßt. Wir waren aber so verblüfft, daß sich keiner dessen bewußt wurde, und ich bedauerte, keinen Spiegel zur Hand gehabt zu haben. Nur nach dem Gesicht meines Eingeborenen konnte ich das meinige beurteilen; es mag wohl ebenso geistreich ausgesehen haben! Noch weithin konnte ich das im Galopp abgehende Nashorn, einen starken Bullen, mit den Augen verfolgen, hätte mit Leichtigkeit mehrere Schüsse anbringen können, was mir aber als Jäger nicht in den Sinn kam. So hatte ich mir die kostbare Jagdbeute durch eigene Unachtsamkeit verscherzt, denn eine Verfolgung des flüchtigen Tieres war schon in Anbetracht der vorgerückten Tageszeit zwecklos. Der Nashornbulle hatte sich also ohne jede sonst übliche Vorbereitung unmittelbar am Waldrande niedergetan, was ich nach Lage der Dinge nie erwartet hatte. Jedenfalls aber zog ich aus

diesem Vorgang für die Zukunft meine Lehren und habe entsprechende Situationen vermieden.

Um uns tiefe, mittägliche Stille; gleich einem feurigen Ball hing die Sonne am bleigrau schimmernden Firmament; kein Leben weit und breit als der ferne Ruf einer Taube oder das verträumte Quarren eines Steppenhuhnes aus dichtem Gesträuch; nicht das geringste Lüftchen, um den alles verdorrenden Gluthauch des tropischen Mittags zu mildern. Schmerzhaft schlossen sich die Augen vor der blendenden Fülle des umgebenden Lichts, und schwer klebte die Zunge im ausgetrockneten Gaumen, da wir schon mit unserem Wasservorrat kargen mußten; aber dennoch hieß es „vorwärts"; denn allzu kostbar war das vor uns liegende Ziel. In einer knappen Stunde erreichten wir den Rand des vor uns liegenden Waldes, der von dichtem Laub- und Dumpalmengebüsch umsäumt war und auch weiterhin von starkem Unterholz durchsetzt schien, das unser Vorwärtskommen sehr erschweren mußte. Die Elefanten hatten sich hier weithin zerstreut und waren dann einzeln in das Holz eingedrungen, so daß es große Mühe machte, zu entscheiden, welcher Fährte wir folgen sollten. Selbstverständlich schieden die der Kühe mit Kälbern und schwächeren Tiere aus, doch waren diese bei dem trockenen Boden in dem hohen Grase schwer festzustellen. Endlich fanden die Führer aber eine von mehreren starken Stücken, darunter wohl dem Leittier verursachte Fährte, auf die sie nur stumm wiesen, um sie auch sofort anzunehmen. Der Wind, der sich allmählich ganz leise auftat, stand sehr günstig, da er infolge einer weiteren kleinen Änderung der Marschrichtung schräg von vorn kam. Trotzdem hieß es aber äußerste Vorsicht anwenden, nicht allein der Elefanten, sondern auch der Nashörner wegen, denn kaum meterweit drang oft der Blick durch die umgebende Dickung, und überall konnte eines dieser Tiere stehen, uns mit seinem feinen Windfang oder seinem scharfen Gehör wahrnehmen, um sich aus unmittelbarer Nähe auf uns zu stürzen und mich zu einem Schusse zu zwingen. Selbst wenn es flüchtig abging, konnte es mit seinem Gepolter die Jagd verderben, falls die Elefanten in der Nähe waren.

Schritt für Schritt drangen wir voran. Zuerst meine zwei Führer, dann ich selbst, hinter mir meine beiden Soldaten und mein Diener. Nicht nur nach vorn galt es aufzupassen, sondern auch angestrengt nach allen Seiten auf das geringste Geräusch, jedes Brechen von Astwerk und Zweigen zu lauschen, denn wir konnten immerhin einen oder den anderen der Elefanten überholen, die sich seitwärts des Hauptwechsels befanden, und uns so leicht verraten oder auch in die Mitte der Herde kommen. Die Waldlandschaft der hiesigen Gegend war nicht mit den ungeheuren Urwaldgebieten der Küstenregion zu vergleichen mit ihrem nach oben abgeschlossenen, himmelanstrebenden Blattgewölbe, das nur selten einen Sonnenstrahl hindurchläßt und in dessen Tiefe meist ein mystisches Dunkel herrscht. Sie waren nur von geringer Ausdehnung, bestanden aus mittleren Laubbäumen, zum Teil Mimosen- und Akazienarten, durch deren lichtes Gezweig die Sonnenstrahlen ungehindert Einlaß fanden, aber durchsetzt von Gruppen von Fächerpalmen sowie sich üppig ausbreitenden höheren Bäumen, die tiefe Schlagschatten warfen. Immerhin war unser Vorwärtskommen sehr erschwert. Durchschnittlich zwei bis drei Meter hohes, dichtes Strauchwerk und Dumpalmengebüsch bedeckte den Boden, war

vermischt und durchzogen von zähem Dorngestrüpp, dessen scharfes Geranke uns überall festhielt, die Kleidung zerriß und sich schmerzhaft in die Haut bohrte. Dazu kamen die Verwüstungen, die die Elefanten auch hier wieder angerichtet hatten. Wo die Riesen durch das Dickicht hindurchgedrungen waren, hatten sie alles um sich niedergerissen und zertreten, und die wüsten, zusammengeknäulten Massen von Strauchwerk sperrten die Wechsel, die völlig ungangbar waren, so daß wir die Stellen umgehen mußten. Oft waren wir gezwungen, herabgerissenes Astwerk und umgebrochene Bäume zu überklettern, was unsere schon aufs äußerste angespannten Kräfte völlig zu erschöpfen drohte, denn wieder waren wir seit der kurzen eingeschobenen Rast über zwei Stunden unterwegs, ohne von den Elefanten etwas zu spüren oder auch nur einen Anhalt dafür zu finden, daß wir ihnen näher kamen. Dabei war die dichte Buschwildnis geschwängert von der durchdringenden Witterung der Tiere, die mangels jeden frischen Luftzugs und unter dem Druck der mittäglichen Glut fest an Bäumen und Sträuchern haftete und sich schwer auf die keuchenden Lungen legte. — Mechanisch nur taten die Glieder ihren Dienst, interesselos schlichen die Führer dahin, zottelten meine Begleiter in weiten Abständen hinten nach, und auch meiner wollte sich tiefe Mutlosigkeit bemächtigen, da ich mehr und mehr die Hoffnung aufgeben mußte, das ersehnte Wild zu erreichen. Stellten wir die Herde nicht während der heißen Tagesstunden, und waren die Elefanten erst wieder im Wandern begriffen, so waren sie uns unwiederbringlich verloren.

Während ich noch mit einem Entschlusse rang, bemerkte ich, daß die ungeheure Dichte der uns umgebenden Buschwildnis etwas nachließ. Das Unterholz trat merklich zurück, das lichte Buschwerk ließ sich auf weitere Strecken übersehen, und wir kamen rascher voran, da wir durch weniger Hindernisse aufgehalten wurden. Plötzlich teilte sich die Fährte, der wir bisher gefolgt waren, und lief nach verschiedenen Seiten auseinander, so daß wir zuerst im Zweifel waren, welcher wir folgen sollten. Noch waren wir mit der Untersuchung beschäftigt, da sah ich, wie der eine Führer geradewegs auf eine etwa fünfzig Meter seitwärts stehende hohe Akazie zuging, die einen fast freien Platz beschattete, und bemerkte jetzt ebenfalls, daß die Rinde des Stammes bis zu einer Höhe von über drei Metern abgeschält war. Hier mußte sich einer der Riesen angelehnt und gescheuert haben, was den scharfen Augen des Eingeborenen nicht entgangen war. Von mehreren Seiten sammelten sich nun die Fährten, und der getretene Boden sowie die gehäufte Losung bekundeten, daß wir den mittäglichen Rastplatz der Herde erreicht hatten, denn bei eingehender Untersuchung der näheren Umgebung konnten wir noch mehrere Bäume feststellen, in deren Schatten sich die Elefanten eingeschoben hatten, um nach ihrer Art unbeweglich zu verharren. Überall war die Rinde abgescheuert, zum Teil geschält, ausgekaut und wieder fortgeworfen, und die Höhe der Streifen verriet, daß sehr starke Tiere in der Herde waren, auch zeigten mehrere besonders starke, aber verhältnismäßig schmale Tritte der Hinterläufe die charakteristischen Merkmale der Bullen. Aber — zunächst waren die Elefanten fort und somit für uns nichts gewonnen.

Da winkte mir einer der Führer, der die Fährten weiter nach vorn zu untersuchte, lebhaft, zu ihm zu kommen. Auf seinem sonst fast unbeweglichen Gesicht gewahrte ich einen fast freudigen Schimmer, als er mir stumm aus einem großen Haufen eine Handvoll

Losung hinhielt, die noch warm und frisch war; dabei kaum eingetrockneter Urin, und auch die in dem sandigen Boden ausgeprägten Tritte wiesen noch völlig scharfe Kanten auf. Hier waren die Elefanten weitergezogen, und nach sonstigen Merkmalen — geknickten Halmen und abgestreiften Blättern — konnte dies kaum mehr als eine halbe Stunde her sein. Langsam waren sie hin- und hergependelt, da und dort stehengeblieben, um von Busch und Baum zu äsen, so daß sie unmöglich weit vor uns sein konnten. Es war jetzt gegen vier Uhr nachmittags; ein leichter Wind fegte die auf der Erde lastende Glut hinweg; erfrischt und von neuerwachter Hoffnung beseelt zogen wir weiter. Der Wald lichtete sich mehr und mehr, und die Landschaft nahm einen parkähnlichen Charakter an. Kleinere Gruppen aus Laub- und Palmengebüsch wechselten mit ausgedehnter werdenden Grasflächen, teils weiter, teils dichter bestanden mit hohen Laubbäumen, weitausladenden Schirmakazien, Mimosen und schlanken Fächerpalmen. Hell von den Strahlen der Nachmittagssonne beschienen, wirkte die Gegend unendlich reizvoll. Die erfrischende Brise, die das feine Blattwerk der Bäume und Sträucher sowie die Spitzen der Gräser in leicht schwingende Bewegung setzte, trug uns immer wieder, wenn auch nicht so lästig wie im Walde, den Duft der Elefanten zu, deren breite Fährten sich weithin sichtbar kreuz und quer durch das Gras schlängelten. Da — plötzlich — weit, weit vor uns — ein Geräusch wie das Brechen eines Baumes. Wie zu Stein erstarrt, jeden Muskel gestrafft, den Oberkörper vorgebeugt, verharrten die Führer, stand ich selbst, angestrengt lauschend. Kein weiterer Ton, aber — wir hatten sie erreichbar vor uns — endlich — nun aber vorwärts! Vergessen waren alle Anstrengungen des fast zehnstündigen Marsches, vergessen Sonnenglut und der quälende Durst. Federnden Schrittes eilten wir voran, die Augen scharf spähend nach allen Seiten richtend. Vor uns auf dem Wechsel eines stärkeren Bullen noch dampfende Losung; weiter, wir brauchten sie nicht mehr; hastend wurden die Schritte, nur heran, ehe das bedeckte Gelände womöglich aufhörte, und die Herde in flotteres Tempo überging. Wieder vergingen bange Minuten, aber jetzt erneut das krachende Brechen von Astwerk, und nicht mehr fern; da, noch einmal, etwas seitwärts. Katzengleich erkletterte einer der Führer einen steil aufragenden Termitenhaufen, um angestrengt in die Runde zu spähen, kam kopfschüttelnd herunter, zu dicht die Kronen des umliegenden Buschwerks, weiter!

Inzwischen hatte sich der zweite Führer etwa fünfzig Meter nach vorn begeben, ragend stand die schlanke Gestalt, die Augen mit der Hand beschattend, am Rande einer vorgelagerten Buschkulisse, und jetzt — ein langsames Winken seiner Hand, sonst keine Bewegung. Hochklopfenden Herzens trat ich an seine Seite, mit dem Auge dem schräg vorwärts gestreckten Arm folgend. Baum und Busch ließen hier einen weit übersichtlichen Streifen frei, der sich schneisenartig durch den Bestand hindurchzog, und da — weit vorn, etwa sieben- bis achthundert Meter entfernt, im Schatten einer weit ausladenden Schirmakazie eine hochragende dunkle Masse und dicht daneben, halb durch Buschwerk verdeckt, noch eine — Elefanten, die ersten der Herde. Soeben schob sich einer von ihnen langsam vor, und ich konnte mit dem Glase einen Augenblick die Bewegung der großen Ohren erkennen, als die Sonne den gewaltigen grauen Körper streifte, der gleich darauf wieder im Schatten des nächsten Busches verschwand. Jetzt galt es größte Überlegung

und Vorsicht. Zwar stand der Wind schräg von vorn, trotzdem konnten seitwärts befindliche Tiere Witterung bekommen und überraschend annehmen oder aber im Falle der Flucht die Herde mit sich reißen. Wir mußten so weit nach der Seite ausholen, bis wir die äußersten Fährten hinter uns hatten. Wir konnten dabei ohne Scheu rasch ausschreiten und ohne zu befürchten, uns durch ein etwaiges Geräusch zu verraten, an das die Herdentiere durch das Brechen von Ästen und Buschwerk gewöhnt sind. Nur bei der Jagd auf Einzelgänger, auch schon bei wenigen Tieren, muß sich der Jäger vor dem geringsten Geräusch hüten, da davon nicht allein der Erfolg der Jagd überhaupt, sondern oft Leben oder Tod abhängen.

Wir bogen nun schräg zu unserer bisherigen Richtung nach links ab, um die unter dem Wind gelegene Seite der Elefanten zu gewinnen. Von diesen sahen wir zunächst nichts mehr, jedoch verriet das gelegentliche Brechen, daß wir uns in der Nähe der Tiere hielten. In angemessener Entfernung ausholend, kreuzten wir etwa ein Dutzend Fährten und gingen noch weiter, bis wir versichert sein konnten, daß sich keine Tiere mehr außerhalb befanden. Dann erst bogen wir wieder in unsere frühere Richtung ein. Es dauerte nicht lange, bis wir das von der Herde kommende Geräusch seitwärts hatten, und ich hielt es für Zeit, mich heranzupürschen. Kam ich zu sehr von vorn, so hatte ich die grelle Nachmittagssonne gegen mich, was beim Schießen außerordentlich hinderlich gewesen wäre. Ich behielt nur noch einen Führer und einen Soldaten bei mir, während die übrigen Leute in weiterem Abstande folgen sollten. Jeden Augenblick erwartete ich, die ersten Tiere der Herde in dem lichter und lichter werdenden Busch vor mir zu sehen. Die Elefanten schienen sich hier sehr sicher und wohl zu fühlen, denn sie zogen so gut wie gar nicht mehr weiter, was mir sehr zustatten kam. Plötzlich ein lautes Krachen, nicht weit, es muß schon ein ganz stattlicher Baum gewesen sein. Wie ein Schlag empfinde ich es, fahre bis ins Innerste zusammen, so reagieren die bis aufs äußerste gespannten Nerven. Endlich nach unsäglichen Mühen dicht vor dem ersehnten Ziel, muß ich doch alle Willenskraft aufwenden, mich vorwärtszubringen; wild pocht das Herz, und der Schweiß perlt mir in dicken Tropfen von der Stirn. Es ist dies keine Furcht, denn wie zu Stein erstarrt bin ich im entscheidenden Augenblick, wenn es zu handeln gilt. Es ist die ungeheure Aufregung, die mich stets befallen hat, wenn ich einem der gefährlichen Recken der Wildnis folgte, und die wohl ein jeder kennen und verstehen wird, der sich in gleicher Lage befand. Nach wenigen Minuten erreichten wir nun einen langgestreckten Buschstreifen, der uns zuletzt die Übersicht sehr behindert hatte und jenseits von dem ziemlich freies Gelände zu sein schien. Kaum hatten wir den Busch durchdrungen, als wir wie angewurzelt stehenblieben.

Vor unseren Blicken breitete sich inmitten des umgebenden dichteren Waldes eine etwa ein bis anderthalb Kilometer messende flache Senke, die nur mit vereinzelten hohen Laubbäumen, schlanken Fächerpalmen und Schirmakazien sowie mit verstreuten drei bis vier Meter hohen Buschgruppen bestanden war, und etwa in der Mitte konnte ich vereinzelt die mächtigen dunklen Gestalten der Elefanten erkennen, die teils unter den Bäumen und Büschen standen, teils langsam zwischen ihnen hin- und herzogen. Die nächststehenden waren vielleicht sechshundert Meter entfernt, es waren drei Kühe

mit zwei Kälbern, und ich sah deutlich das gleichmäßige Klappen der großen Ohren und das Herumfuchteln der langen Rüssel im Gesträuch. Es war ein erhabenes Bild, wie aus Urzeiten; wie hineingepaßt in diese weltferne Gegend, von dem ich mich kaum losreißen konnte. Von meinem Platz zählte ich sechzehn Tiere, und da sicher eine große Anzahl durch Büsche verdeckt war, so mag meine ursprüngliche Schätzung der Herde auf etwa fünfundzwanzig Stück annähernd richtig gewesen sein. Leider hielten sich einige stärkere Bullen ziemlich in der Mitte der übrigen Tiere, so daß an diese nicht heranzukommen war, aber seitwärts der vordersten Gruppe, etwa hundert Meter weiter, hielten unter einer Schirmakazie zwei mächtige Kolosse, die ich unbedingt als Bullen ansprach, obwohl ich die Zähne der mir abgewandten Tiere nicht erkennen konnte. Sie nahm ich mir als nächstes Ziel, das Weitere dem Zufall überlassend.

Ohne bei der Kurzsichtigkeit des großen Dickhäuters ängstlich auf Deckung bedacht sein zu müssen, ging ich — der vordersten Tiere wegen seitwärts ausholend — vorwärts. Mit mehr Besorgnis beachtete ich den Wind, der leider hier in der Mulde unstet zu flattern schien. In das Gras hinabtauchend verloren wir die Elefanten zunächst wieder aus den Augen, jedoch unentwegt ging der Führer mit dem ausgeprägten Orientierungssinn des Naturkindes auf unser Ziel los, wobei er ab und zu stehenblieb und scharf jedes Buschwerk ins Auge faßte. So hatten wir über die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir rechts vor uns auf etwa zweihundert Meter die vordersten Tiere erblickten. Es waren die drei Kühe mit einem etwa halbwüchsigen Tier und einem Kälbchen. Die Kühe trugen nur sehr schwaches Elfenbein. Gleichmäßig bewegten sich die riesigen Ohren, während sie die langen Rüssel hin- und herschwenkten oder ab und zu hoch in das Buschwerk griffen, um ganze Zweigbüschel herabzureißen. Wir wendeten jetzt größte Vorsicht an, denn überall konnten wir auf die sich zum Teil langsam bewegenden Tiere stoßen und mußten uns auch bald in der Nähe der beiden Bullen befinden. Wie recht ich damit hatte, zeigte schon der nächste Augenblick, der mir einen Anblick bot, wie er erhabener, gewaltiger in seiner gigantischen Urwüchsigkeit nicht auszudenken ist.

Wir hatten soeben ein lichtes Mimosengebüsch erreicht, rechter Hand die drei Kühe, vor uns eine etwa zweihundert Meter breite freie Grasfläche, nur mit einigen niedrigen Büschen bestanden, da deutete der Führer stumm nach vorn, wo sich soeben aus dem umrahmenden Baumbestand eine mächtige dunkle Masse löste, die in gerader Richtung auf uns zukam. Im gleichen Moment trat ein wahrhaft riesiger Elefant ins Freie, um sich dann langsam zu wenden und schräg zu uns am Rande entlangzuziehen. Hell lag die Sonne auf der mächtigen grauen Gestalt, einem alten Bullen mit für die hiesige Gegend recht guten Zähnen. Bedächtig wiegte das Haupt hin und her, bewegten sich die riesigen Ohren, während der lange Rüssel wie suchend umherfuhr, bald im Grase, bald hoch in die Luft gestreckt, um den Wind einzunehmen. Einen zweiten, gleichstarken und einen dritten, schwächeren Bullen sah ich im Hintergrund auftauchen. Ein Gefühl der Ehrfurcht wollte mich beschleichen, als ich die Vorweltriesen so ahnungslos und trotz der zwingenden Gewalt der Erscheinung fast ein Bild der Gemütlichkeit, völlig frei im leuchtenden Schein der Nachmittagssonne und im Rahmen des echt tropisch wirkenden Vegetationsbildes so unmittelbar vor mir schreiten sah. Wie, vermessen wollte ich mich,

ich, so unbedeutendes Nichts, diesem gigantischen, königlichen Schöpfungsbilde gegenüber, aus dem Hinterhalte mit tückischem Blei zu vernichten, was eine weise Allmacht mit gleichem Anrecht auf Licht und Freiheit geschaffen hat, was mich in seiner urwüchsigen Gewalt spielend wie ein Nichts zerstampfen konnte? Aber das Raubtier Mensch war in mir wach; hundert Schritte trennten mich von dem vordersten der Tiere, aber ich wollte meine günstigen Aussichten nicht durch irgendeinen Zufall gefährden. Schon hatte ich mich aufs Knie niedergelassen, während sich meine beiden Begleiter hinter mir im Grase streckten; fest lag das Gewehr an der Wange, scharf auf das Ohr des Bullen abkommend, gab ich Feuer, und schneidend zerriß der donnernde Schall die feierliche Stille der unendlichen Einsamkeit.

Im Knall ruckte der Bulle, wie von einem harten Schlage getroffen, auf der Hinterhand zusammen, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde; machte einige schwankende Schritte, um dann — sich machtvoll reckend, mit weit abgestellten Ohren und hocherhobenem Rüssel stehenzubleiben und einen schrillen Wutschrei auszustoßen, der mich bis ins Innerste durchdrang und das Blut in den Adern gefrieren ließ. Die anderen Kolosse waren, kurz kehrtmachend, lautlos verschwunden; noch ein flüchtiges Huschen der mächtigen Gestalten im Busch, und nur ein fernes Brechen und das dumpfe Erdröhnen des Bodens verrieten die abgehende Herde. Im gleichen Augenblick stürmte auch mein Bulle vorwärts, um hin- und herwendend und den Rüssel nach allen Seiten schwingend seinen Gegner zu suchen, wobei er schräg auf uns zukam. Mein zweiter, mein dritter Schuß warfen ihn wieder ruckartig zurück, jedoch sammelte er sich nach einigen Schritten, um jetzt mit einer Rechtswendung nach unserer anderen Seite zu stürmen. Sechzig Schritt etwa war das wütende Tier entfernt, und in wenigen Augenblicken mußte es unsere Witterung bekommen. Unmittelbar hintereinander gab ich die beiden letzten Schüsse aus meinem Rahmen auf den Kopf des Tieres ab, das unter ihrer Wirkung wendete und in entgegengesetzter Richtung abging, wobei seine Schritte sichtbar kürzer und torkelnder wurden. Auch die kraftvollen Schwingungen des Rüssels wurden lahmer und schwächer, während das gewaltige Haupt nur noch mit Mühe hochgehalten zu werden schien. Rasch hatte ich nachgeladen und gab nun Schuß auf Schuß auf den Kopf des davoneilenden Riesen ab, der eine Entfernung von etwa hundert Metern erreicht hatte. Da — nach dem vierten Schuß — fing er plötzlich an zu schwanken, brach vorn zusammen, daß die Stoßzähne fast den Boden berührten, raffte sich nochmals hoch, um mit weit abgestellten Ohren uns abgewendet einige Sekunden regungslos zu verharren. Dann ging ein Zittern durch den gewaltigen Körper, der im gleichen Augenblick — erst hinten, dann vorn — langsam zusammenbrach, sich laut stöhnend auf die Seite legte und regungslos verendete.

Schon als der Bulle kehrtmachte, war ich aufgesprungen, um ungehinderter nachfeuern zu können. Jetzt begab ich mich hochklopfenden Herzens zu meiner herrlichen Beute. Ich hatte ja eigentlich gehofft, auf mehr als einen Elefanten zu Schuß zu kommen, vielleicht einen Doppeltreffer zu machen, hatte nicht mit dem raschen Flüchten der Herde gerechnet, sondern eher erwartet, daß ein Teil versuchen würde, mich anzunehmen. Aber ich war auch so überglücklich und zufrieden, sowohl mit meinem Erfolg, als auch

mit dem Verlaufe der Jagd, die ebenso leicht einen anderen Ausgang hätte nehmen können. Neun Schüsse aus meinem kleinkalibrigen Gewehr waren nötig gewesen, den Riesen zu strecken, und nur dem günstigen Umstande, daß das Tier gerade noch umkehrte, ehe es unsere Witterung bekommen mußte und uns dann zweifellos auf so kurze Entfernung angenommen hätte, war es zu danken, daß die Jagd nicht eine vielleicht verhängnisvolle Wendung nahm. Freilich habe ich auch dem Elefanten auf Schritte, Auge in Auge gegenübergestanden, damals im geheimnisvollen Dunkel des Urwaldes; habe vor dem tückischsten der Gegner, dem Nashorn gekniet, unrettbar von zähem Dorngeranke festgehalten, den schnaubenden Atem des erbitterten Tieres schon im Gesicht; wurde von seinem gewaltigen Druck wie ein Spielball bei Seite geschleudert und bin — zwar nicht immer mit heiler Haut — aber mit gesunden Knochen davongekommen. Um so richtiger lernt man aber den wahren Ernst der Lage einschätzen, und der wahre Jäger wird sich dankbar mit dem bescheiden, was ihm von der Vorsehung zugemessen wird. Und ist es nicht schon ein kostbares Geschenk, das königlichste Wild der freien Steppe?

Stumm stand ich vor dem Gewaltigen, den meine Kugeln fällten. Das jubelnde Frohlocken, das mich erfüllte, das wollte doch nicht laut über meine Lippen. Noch vor wenigen Minuten die höchste Verkörperung urwüchsiger Kraft, war der hingestreckte Recke in seinen gigantischen Ausmaßen selbst im Tode noch so achtunggebietend, daß ich nur still und ehrfurchtsvoll den Hut abnehmen konnte, um mir in andachtsvoller Freude den wohlverdienten Bruch daranzuheften.

Es war ein braver Bulle, den ich erlegt hatte. Seine Höhe mochte wohl gut vier Meter betragen, während die starken und gedrungenen Stoßzähne etwas über ein Meter maßen. Dies mag gegen die im Küstengebiet und anderen Gegenden des inneren Afrika, insbesondere gegen die in Ostafrika und an den oberen Quellflüssen des Kongo erbeuteten Elefantenzähne gering erscheinen. Nach den Angaben verschiedener Europäer und Jäger, die ich gesprochen habe, erreicht der Elefant des Tschadsee-Gebiets zwar eine außerordentliche Höhe, und ich selbst war über die Größe seiner Fährten gegenüber den im südlichen Kamerun angetroffenen erstaunt, jedoch tragen die Tiere verhältnismäßig wenig Elfenbein, und Zähne von mehr als ein Meter Länge sind bei den stärksten Tieren nicht häufig.

Der Elefant gehört nicht zu den ständigen Bewohnern unseres nördlichen Kamerun-Gebietes. Sein dauernder Aufenthalt ist merkwürdigerweise das reich bevölkerte Bagirmi. Von dort kommt er in starken Herden in die wilden, verlassenen und wasserreichen Gebiete des Logone und Schari, kehrt aber stets wieder über letzteren Strom in seine heimatlichen Weidegründe zurück. Ich ahnte damals noch nicht, in welch ungeheurer Anzahl ich den Riesen der Wildnis noch bei einer späteren Gelegenheit gegenüberstehen sollte. Freilich nicht, um zu Schusse zu kommen, aber um sie in ihrem ureigensten, vom geheimnisvollen Zauber tiefster Tropennacht umwobenen Leben und Treiben, beim Tränken und Baden in den im milden Mondenlicht spiegelnden Fluten des Schari beobachten zu können, wie es wohl nur wenigen Weißen der neueren Zeit vergönnt gewesen ist.

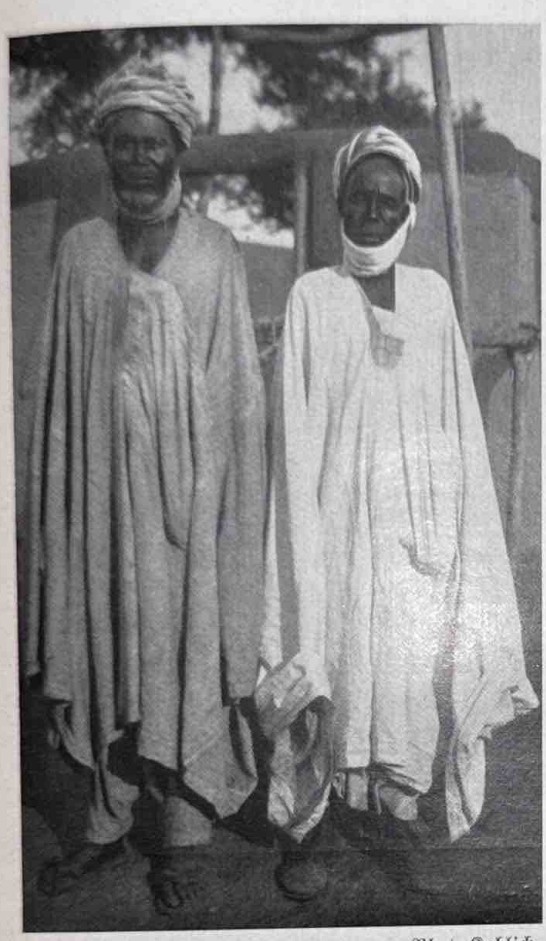
Ein köstlicher Abend senkte sich herab, köstlich im Frohgefühl des errungenen Erfolges, köstlich in der weiten Einsamkeit der stimmungsvollen Umrahmung, die wie ein ungeheuer ausgedehnter Park anmutete. Dichte Buschgruppen säumten kleinere Wiesenflächen, und vereinzelte höhere Bäume, knorrige Akazien und schlanke Fächerpalmen, die in anmutigem Wechsel verstreut standen und ihre Umgebung überragten, gestalteten das Gesamtbild ungemein eindrucksvoll. Der tiefe Friede, der herrschte, ließ nichts von dem mordenden Kampf ahnen, der noch vor kurzem hier stattgefunden, und dessen gigantisches Opfer unweit von mir lag. Am Fuße eines duftenden Mimosengebüschs hatte ich meinen Lagerplatz herrichten lassen, da es zum Rückwege zu spät geworden und ich reichlich ermüdet war. In der Nähe saßen mein Diener und meine Soldaten am flackernden Feuer, in ihrer eigenen und lebhaften Art die Ereignisse des Tages besprechend, denn ein jeder wollte selbstverständlich ganz besonders zum Gelingen beigetragen haben. Die beiden Führer hatte ich zum Dorfe zurückgeschickt; selbst wenn ich es nicht getan hätte, wären sie in der Nacht dorthin gelaufen, und ich wußte, daß am kommenden Morgen alles, was Beine hat, das ganze Dorf, zur Stelle sein würde.

Lange floh der Schlaf meine Lider, selbst nachdem das Geplauder meiner Begleiter verstummt war, und die Feuer zu nur leise knisternder Glut herabbrannten. Immer wieder überdachte ich die Ereignisse des Tages, spiegelten die erregten Nerven die Bilder des letzten entscheidenden Augenblicks vor meinem inneren Auge, sah ich die Urgestalt des Riesen vor mir, in grimmigem Kampfesmut drohend den gewaltigen Rüssel und die blendende Wehr zum vernichtenden Schlage erhoben, während schon die Wirkung des tödlichen Bleis sein Herz mit eisigem Griff zu umkrampfen begann. Doch der köstliche Frieden der Nacht übte auch endlich bei mir seine Wirkung aus, und die Natur forderte ihr Recht. Im leichten Hindämmern umfingen die Arme des Schlafes die erregten Gedanken und geleiteten sie sacht in seine traumlosen Gefilde hinüber. In unendlicher Klarheit leuchtete das Heer der Sterne am mondlosen, tiefdunklen Firmament, ein milder Nachtwind streichelte wie liebkosend die aufatmende Erde, und nur aus der Ferne widerhallend ertönten das Jaulen der Hyäne und das Bellen des Schakals, ihren Artgenossen den Tod des Riesen kündend.

Ich mußte fest und lange geschlafen haben, denn die Sonne stand bereits am Himmel, als ich erwachte. Ein leichtes Frösteln überlief meine Glieder, denn ich hatte mich keineswegs zum Übernachten im Freien vorgesehen, und unentbehrlich ist die wärmende Decke selbst in den Tropen infolge der starken Abkühlung in den Morgenstunden. Meine Leute machten sich bereits an dem Elefanten zu schaffen, um das Zerwirken, vor allem das Herausbrechen des kostbaren Elfenbeins vorzubereiten. Nicht lange dauerte es auch, bis ich am Singen und fröhlichen Lärmen das Herannahen der Dorfbewohner erkannte, die bald mit einigen meiner Soldaten und unter Führung meiner Späher in langem Zuge zu mehreren hundert ankamen. Am liebsten wären sie gleich wie die Aasgeier über die Beute hergefallen, aber ich hatte deshalb schon eine Anzahl meiner Soldaten beordert, um wenigstens zu Anfang eine sachgemäße Verteilung und Bergung der mir wünschenswerten Teile vornehmen lassen zu können. Diese Arbeit wollte ich auch selbst überwachen, dann jedoch wandte ich mich, angewidert von dem tierischen Werk der Zer-

fleischung, das innerhalb zweier kurzer Stunden von dem gewaltigen Tier kaum mehr als den Inhalt des Magens und der Därme für das Raubgetier der Steppe zurückließ.

Als der lange Zug nach flüchtiger Mahlzeit das Tal verlassen hatte, schloß ich mich als letzter an. Am Höhenrande, von dem aus ich es betrat, warf ich noch einen langen Blick zurück, um mir das Bild für immer einzuprägen, aber es war zerstört. Der Frieden, der Zauber der Einsamkeit war verflogen. Und doch stehen sie unvergeßlich vor meinen Augen, die ragenden Kolosse der Vorweltriesen, die ich dort sah, auf deren Fährten ich zog und deren einen zu erlegen mir ein gütiges Weidmannsheil vergönnt hatte.



Phot. Koblich

Haussah-Händler

Phot. Koblich

Schua-Frauen (Kotoko-Gebiet)

Phot. Luckhardt

Urwald-Elefant

Phot. Dr. Eggel

Starker innerafrikanischer Steppen-Elefant

In den Wildnissen des Schari.

Wenn irgendeine Gegend den Eindruck äußerster Abgeschiedenheit und Verlassenheit machte, so war es das weite Gebiet, welches sich auf eine Entfernung von mehr als dreihundert Kilometern am Schari erstreckte, der nach Osten zu die damalige Grenze des deutschen „Entenschnabels" gegen die französischen Tschadseeländer bildete. Auch hier lagen ehemals reichbevölkerte und wohlhabende Ortschaften, wie die vielen ausgedehnten Ruinenfelder und die längst überwucherten, aber dem Auge noch erkennbaren früheren Pflanzungen und Felder bezeugten. Die Kriege Rabehs, des Eroberers des zentralen Afrika, und die räuberischen Einfälle der östlich des Schari wohnenden Bagirmis hatten jedoch diese Gegenden derartig ausgeplündert, daß nur noch wenige kleinere Ortschaften unter höchst dürftigen Verhältnissen ein recht kümmerliches Dasein fristen konnten. Sie mußten aber hohe Abgaben an den Sultan von Bagirmi entrichten, der das ganze Gebiet als sein Eigentum betrachtete und die wenigen Orte nur deshalb geschont hatte, weil er sie als Stützpunkte für seine Einfälle und Sklavenzüge in das reiche Hinterland der Mußgus und Bana-Heiden gebrauchte. Nachdem das Zwischenstromland endlich von der deutschen Regierung in Besitz und Verwaltung genommen war, und damit den Übergriffen und Raubzügen der Bagirmis ein Riegel vorgeschoben wurde, hatte der allmächtige Sultan Gauranga — selbstverständlich gestützt auf die auf ein gleiches Ziel hinstrebende französische Politik — auch die Einwohner dieser letzten ihm noch tributpflichtigen Ortschaften unter Drohungen veranlaßt, das deutsche Gebiet zu verlassen und sich auf dem jenseitigen, französischen Ufer anzusiedeln. So herrschte hier überall grenzenlos verhallende Einsamkeit und Öde, und keines Menschen Fuß betrat mehr die weite Wildnis, die den ungestörten Tummelplatz zahlreicher Wildarten, besonders der großen Dickhäuter, bildete. Zweifellos waren hier die besten jagdlichen Verhältnisse unseres ganzen Altkameruner Schutzgebiets.

In noch erheblicherer Breite als der Logone durchzieht der Schari in weiten Windungen das fast völlig ebene Land, um seine gelben Fluten dem Tschadsee zuzuführen. Die hochgelegenen Uferstrecken, die sich bis zu zwölf Metern über das Stromniveau erheben, waren zum Teil mit dichtem, urwaldartigem Galeriewald bestanden, der sich in etwa Kilometerbreite unmittelbar am Ufer entlangzog. Mächtige Laubbäume, meist Fikus-Arten, reckten hier ihre weitausladenden Blätterkronen, starke Lianen rankten sich an den hohen Stämmen empor, schlangen sich von Ast zu Ast und verflochten sich mit dem knorrigen Geäst der Akazien und den riesigen Fächern der Palmen zu einem unentwirrbaren Blätterdach, in dessen Tiefe kaum ein Sonnenstrahl seinen Weg fand.

Dicht verwachsener Dornbusch und starres Palmgebüsch bildeten das Unterholz, das teilweise mit hohem Grase durchwachsen war. Zahlreiche gestürzte Stämme erschwerten das Vorwärtskommen, und man mußte beständig auf der Hut sein, daß der Fuß nicht über die vielen im Grase unsichtbaren und hoch aus dem Boden aufragenden Wurzelstöcke oder Baumstümpfe stolperte oder sich in dem niedrigen zähen Geranke verfing, dessen scharfe Dornen die Kleidung in Fetzen rissen und sich schmerzhaft durch die Haut bohrten. Hier war man nur auf die Fährten der zahlreichen Elefanten und Nashörner angewiesen, die sich unbekümmert um Dornen und Schlinggewächs ihre Pfade bahnten.

Vielfach wichen die Uferlinien weit zurück, so daß das Flußtal eine Breite von mehreren Kilometern gewann. Hier waren die von sumpfigen Hinterwässern durchsetzten Niederungen von dichtem, teilweise über reiterhohem Sumpfgrase bestanden. Während die Senkungen in der Regenzeit und zu Zeiten hohen Wasserstandes ausgedehnte Überschwemmungsgebiete bildeten, war der humusreiche Boden in der Trockenzeit steinhart, von tiefen Gräben und Rissen durchzogen, die in Verbindung mit den zahlreichen Großwildfährten jedes Vorwärtskommen aufs äußerste erschwerten.

In recht unangenehme Lage brachte mich in solcher Niederung einst ein Nashornbulle. Mit mehreren Reitern auf einer Streife längs des Schari-Ufers begriffen, hatte ich meine Abteilung auf dem Höhenrande zurückgelassen und war mit einem meiner Soldaten vorausgeritten, um einen geeigneten Übergang über die teilweise noch sumpfige Niederung zu suchen, die sich in einer Breite von ungefähr zwei Kilometern tief ins Land hinein erstreckte, so daß ihre Umgehung zu viel Zeit erfordert hätte. Hohe Röhrichtdickungen umschlossen uns bald von allen Seiten, während die Pferde entweder tief in den noch morastigen Boden einsanken oder da, wo er bereits ausgetrocknet war, mehr vorwärtsstolperten als gingen. Gelegentlich erreichten wir einen erhöhten Grabenrand, der mir einen kurzen Blick über das umgebende hohe Schilf gestattete. Auf einmal zeigte mein Soldat mit einem leisen Aufruf aufgeregt nach vorn, und ich sah gerade noch, wie auf etwa achtzig Meter Entfernung eine breite, graue Masse von ebensolcher erhöhten Stelle aus in der Richtung auf uns zu im hohen Grase untertauchte. Da es frühe Nachmittagsstunde war, hatte ich eine solche Begegnung im freien, offenen Gelände und in praller Sonnenglut nicht erwartet. Aber auch dem Nashorn schien es ebenso zu gehen, denn es bummelte anscheinend ganz gemächlich auf uns zu, ohne uns zu bemerken, da auch der Wind glücklicherweise vom Flusse her wehte, also günstig stand. Da von dem Tier nichts zu sehen war, so war es das einzig Richtige, auf unserem Platze zu verharren, um weiteres vom Zufall abhängig zu machen, denn an ein Zurück war bei dem unwegsamen Gelände nicht zu denken, auch hätte uns jede unnütze Bewegung dem Nashorn nur verraten, während so immer noch die Möglichkeit bestand, daß es unter dem Winde an uns vorbeizog. Bald vernahm ich jedoch vor uns deutlich ein leises Prusten, ein Zeichen, daß das Tier, von dem auch nicht das geringste zu sehen war, näherkam. Krampfhaft hielt ich die Büchse vor mir auf dem Sattel, aber unsere Pferde waren jetzt aufmerksam geworden und begannen mit weit vorgestreckten Nüstern aufgeregt hin- und herzutreten, wobei sie wiederholt in die tiefen Löcher des Bodens gerieten und dadurch bei dessen Härte ein lautes Poltern verursachten.

Plötzlich vor uns, auf vielleicht dreißig bis vierzig Meter, ein starkes Fauchen, dann Stille. Das Nashorn hatte uns bemerkt, schien sich unschlüssig zu sein, was es tun sollte. Das war aber dem Pferde meines Soldaten zuviel. Zwar suchte dieser, ein ruhiger Reiter und unerschrockener Jagdbegleiter, es fest an der Kandare zu halten, aber es fing an zu tänzeln, zu bocken, geriet dabei in die Löcher und brach im gleichen Augenblick auf der Hinterhand zusammen. Hierdurch wurde auch mein sonst so zuverlässiges Jagdpferd verrückt gemacht, um so mehr, als ein erneutes zorniges Fauchen, jetzt schon erheblich näher, vor mir ertönte. Es wurde derartig unruhig, daß ich, da ein Schuß aus dem Sattel doch unmöglich war, lieber absprang, um wenigstens für meine Person kampfbereit zu bleiben. Aber fast doppelt so hoch, als ich selbst war, umgab mich starres Schilf, kaum armweit drang der Blick vorwärts, und eine Katastrophe schien unvermeidlich, wenn mich das Nashorn annahm. Inzwischen war das Pferd meines Soldaten, seinen Reiter abstreifend, wieder aufgesprungen, machte kehrt und stob laut schnaubend, polternd, strauchelnd und bügelklappernd nach rückwärts von dannen. In atemloser Spannung lauschte ich nach vorn, war jetzt auf das Schlimmste gefaßt, aber dieser Lärm war selbst dem Nashorn zu viel, denn es machte laut prustend gleichfalls kehrt, fuhr mit lautem Poltern davon, und noch weithin hörte ich es auf dem tönenden Boden abgehen. Der ganze Vorgang spielte sich in wenigen Augenblicken ab. So humoristisch es fast klingt, so verdammt ernst war die Lage, und ich hätte keinen Pfennig mehr auf einen guten Ausgang wetten mögen. Es war mein Glück, daß das Nashorn keine Witterung bekommen hatte, so daß ihm das unerwartete Geräusch selbst unbequem geworden war, und es den Rückzug einem ungewissen Abenteuer vorgezogen hatte.

Trat man an lichteren Stellen aus dem Hochwalde bis hart an das Steilufer des Stromes heran, so hatte man prächtige Blicke über die breite Wasserfläche. Hier sonnte sich hin und wieder ein Krokodil auf den breiten Sandbänken oder lag auf Beute lauernd im Uferschilf verborgen; hier tummelten sich Herden von Flußpferden in den weiten Wasserbecken oder faulenzten auf den Sandbänken herum. Ich habe die Tiere jedoch im Schari nicht in so großer Zahl angetroffen, wie im Logone, was seinen Grund in dem starken Boots- und auch Dampferverkehr haben mochte, den die Franzosen bereits seit Jahren zur Verbindung zwischen ihren verschiedenen Militärstationen unterhielten; bildete doch der Schari die Hauptzufahrtsstraße vom Kongo über den Ubangi nach Fort Lamy und dem Tschadseegebiet. — Mehrere dieser am Schari gelegenen französischen Forts habe ich im Laufe der Jahre in dienstlicher Eigenschaft besucht und kennengelernt und damals überall gastfreie Aufnahme gefunden, wie ich auch selbst mehrfach französische Offiziere und weiße Chargen gelegentlich ihrer Dienstreisen in Bongor als Gäste beherbergt hatte.

In seinen Ausbuchtungen bildete das Schariufer oft rundliche kleine Seen, die in ihrer Umrahmung von hohem Sumpfgrase und Papyrusschilf, sowie ihrer üppigen Ufervegetation einen ungemein reizvollen Anblick boten. Unzähliges Wassergeflügel hielt sich in den lauschigen Verstecken, Reiher und Pelikane verharrten regungslos und scharf den Wasserspiegel beobachtend, um im geeigneten Augenblick blitzschnell nach einem Fisch zu stoßen und ihn in ihre langen Schnäbel gleiten zu lassen. Leuchtendes

Sonnenlicht lag über dem echt tropischen Landschaftsbilde, das sich in seiner weltfernen Einsamkeit unverlöschbar jedem einprägte, der es je erschauen durfte.

Zahlreiche Antilopenrudel belebten die weiten grasigen Niederungen; unter ihnen waren die Wasserböcke (Cobus onctuosus) vorherrschend, die am Logone infolge der starken Besiedlung ganz zu fehlen schienen im Gegensatz zur Moorantilope, die sich hier wohlfühlte. Bei dieser Wildart sind die weiblichen Tiere gleichfalls ungehörnt. Der Wasserbock, in Größe unseres deutschen Rothirsches, mit weit ausgreifenden, etwa achtzig Zentimeter langen, leicht nach vorn gebogenen und scharf geringelten Spießen, zeichnet sich durch seine stattliche Haltung und ebenmäßige Erscheinung aus, so daß ich ihn als die edelste der hier vorkommenden Antilopen bezeichnen möchte. Trotz der außerordentlichen Hitzegrade in dieser Gegend hat er merkwürdigerweise eine zottige, sehr behaarte Decke. Ich habe am Schari mehrere recht starke Böcke erlegt, verhältnismäßig viele davon mit abgekämpften Stangen, vorzugsweise der linken. Sie scheinen also wackere Kämpen zu sein, die während der Brunftzeit ihre Herrenrechte wohl geltend zu machen verstehen. — Daher mag es auch kommen, daß ich bei den Rudeln meist nur einen einzigen wirklich starken Bock festgestellt habe, der keine Nebenbuhler zu dulden scheint, sondern diese sofort abschlägt. Die Wasserböcke sind äußerst zäh, und es erfordert schon einen sehr gut sitzenden Schuß, wenn das Wild im Feuer zusammenbrechen soll. Ein nur krankgeschossener Bock geht gewöhnlich gleich auf sehr weite Entfernungen ab und pflegt dabei mit Vorliebe recht unwegsames Gelände, wie hohe Röhrichtdickungen, Sümpfe, ja selbst offenes Wasser anzunehmen. Ein von mir schlecht getroffener starker Wasserbock, um dessen selten langes, kapitales Gehörn es mir sehr leid war, nahm sofort in direkter Richtung den breiten Strom an, in den er schon weit hinausgeronnen war, ehe ich mich durch den dichten Busch auf seiner Fährte bis zum Ufer durchgearbeitet hatte. Meine rasch nachgeworfenen Schüsse faßten das nur noch kleine Ziel nicht mehr, und ich mußte das Wild, welches von seinen Kräften im Stiche gelassen wurde, vor meinen Augen versinken sehen.

In meiner Küche fand das Fleisch des Wasserbockes keine Verwendung. Selbst meine hinsichtlich kulinarischer Genüsse schon verwöhnten Soldaten legten keinen großen Wert darauf, und ich konnte es nur für die Träger und Landeseingeborenen verwenden, die keinerlei Ansprüche qualitativer Art bezüglich ihrer Beköstigung stellten. Während eigentlich alle afrikanischen Antilopenarten mit geringen Unterschieden einen recht schmackhaften Braten liefern, hat der Wasserbock ein außerordentlich zähes und übelriechendes Wildbret, welches mir schon beim Aufbrechen jeden Appetit benahm.

Neben den Wasserböcken waren es noch zwei andere Antilopenarten, die ich vorzugsweise in der Gegend des Schari angetroffen habe, da sie gleich diesen die offenen grasigen Niederungen und schilfreichen Sümpfe in der Nähe der großen Ströme lieben. Es waren dies Riedböcke und Schirrantilopen. Erstere ähneln sehr unseren heimischen Rehen, sind aber erheblich größer als diese. Gute Böcke werden etwa einen Meter hoch und haben stark nach vorn gebogene, bis zu fünfundzwanzig Zentimeter lange Gehörne. Ich traf sie hauptsächlich paarweise an und nicht selten in den lichteren, trockenen Busch-

waldungen der hohen Uferstrecken, wo sie nicht übertrieben scheu waren und sich häufig selbst durch ihr merkwürdiges lautes Niesen verrieten.

Die Schirrantilopen sind wesentlich kleiner und sehr hübsch gezeichnet. Sie haben ihren Namen von den sich vom Rücken herabziehenden und an den Seiten kreuzenden weißen Streifen, die geschirrartig angeordnet sind, wozu noch an Blatt und Keulen eine Anzahl weißer Flecke kommt. Die weiblichen Tiere sind gleichfalls ungehörnt. Ich habe die schönen Antilopen verhältnismäßig selten zu Schuß bekommen, da sie sehr scheu und dazu im hohen Grase schwer zu sehen waren.

Bei dem reichen Wildstande des Landes in völlig menschenleerer Gegend war es nur natürlich, daß auch das Großraubwild, Leopard und Löwe zahlreich vertreten waren. Überall stieß ich bei meinen Streifzügen auf die Spuren der großen Katzen, und fast allnächtlich schallte das Gebrüll des Königs der Tiere donnernd durch die tiefe Stille der Wildnis, zitterte nachhallend über der breiten Fläche des Stromes, oft in unmittelbarer Nähe meines Lagers, so daß wir uns durch weithin leuchtende Feuer schützen mußten. Lebhaft erinnere ich mich einer Nacht, die unter besonderen Aufregungen verlief. Mit nur wenigen Reitern lagerte ich auf einem mit dichtem Buschwerk umgebenen kleinen freien Platze in unmittelbarer Nähe des Stromes. Da die Regenzeit schon begonnen hatte, war der Himmel von dichtem Gewölk behangen, und ein am Abend niedergegangener prasselnder Regen hatte das Holzwerk so durchnäßt, daß unser Lagerfeuer nur stark schwelend brannte. Tiefe Finsternis umgab uns, und mürrisch hatte sich ein jeder dicht bei den Pferden in seine Decken gewickelt, da an eine Zubereitung des Nachtessens infolge der herrschenden Dunkelheit vorläufig nicht zu denken war. Rings um uns herum schallten die gewohnten nächtlichen Stimmen der Wildnis, das bellende Lachen des Schakals und das tiefe, langgezogene Gejaule der Hyänen, die unseren am Baume hängenden Riedbock wittern mochten, den ich noch kurz vor Dunkelwerden erlegt hatte und der eigentlich unsere Abendmahlzeit hatte abgeben sollen. Aus der Niederung und vom Strome her erscholl ohrenbetäubend das Lärmen der Zikaden und Frösche, die den ersten Regenfällen, den Vorboten der sehnlichst erwarteten Regenzeit, ihre Freudenhymnen sangen.

Da plötzlich — noch weit von uns, aber unverkennbar — ein dumpfes, donnerndes Grollen, dem aus entgegengesetzter Richtung und von jenseits des Stromes die Antwort schallte. Wie auf Kommando schwiegen alle anderen Stimmen, und auch unsere Pferde spitzten die Ohren mit aufmerksam erhobenen Köpfen. Aber niemand beunruhigte sich, denn der Ton war uns nichts Ungewohntes, und nur meine Leute bemühten sich, das Feuer in Gang zu bringen, was immer noch nicht gelingen wollte. Auch die übrigen Stimmen in der Natur lebten wieder auf. — Da, nach kurzer Pause wieder der tiefe Donnerton, erheblich näher, und wieder zwei, drei antwortende Stimmen. Verdammt! Wollte das Feuer denn gar nicht brennen? Galt uns wirklich der Besuch, so konnte die Lage bei der herrschenden Finsternis unangenehm werden. Wieder verging geraume Zeit, aber das Verhalten der Pferde zeigte deutlich die drohende Gefahr. Aus weiter Entfernung nur noch klangen die Stimmen von Schakal und Hyäne, die sich scheu aus dem Wege gemacht hatten, und eifrig bemühten sich meine Leute, noch zwei

drei Schutzfeuer um unser Lager herum anzulegen, wobei sie aus Leibeskräften pusteten, um die schwelende Glut zum Entflammen zu bringen. Ich selbst nahm die immer unruhiger werdenden Pferde, die sich loszureißen versuchten, und koppelte sie fest an einen stärkeren Stamm innerhalb der Feuer, wobei ich meinem braven Eisenschimmel, der schon so manche Gefahr mit mir geteilt hatte, beruhigend auf den Hals klopfte.

Auf einmal ein donnerartiges Gebrüll in unmittelbarer Nähe, vielleicht noch hundert Meter entfernt. Wie erstarrt standen wir alle, und ich wußte, das war die letzte trotzige Kampfansage des Gewaltigen, der sich jetzt nur noch lautlos nähern würde. Zitternd standen die Pferde mit den Köpfen zusammen und die Hinterhand in der Richtung des Feindes gestellt. Dicke Rauchschwaden hingen bei der völligen Windstille wie graue Schleier zwischen den Büschen, wurden durch die feuchtgeschwängerte Luft am Aufsteigen verhindert, ätzten brennend und schmerzhaft die Augen, die sich doch krampfhaft bemühten, die umgebende Finsternis zu durchdringen. Jetzt ein leises, grollendes Murren dicht am Busch, dort noch eins; mindestens zwei Löwen, die das Lager umschlichen, vielleicht noch ein dritter im Hinterhalt. Unmöglich war es, die Feuer zu entfachen, deren glimmende Glut nur einen schwachen Schein verbreitete. Meine Leute hatte ich an die Pferde geschickt, diese zu halten, während ich selbst mit der gestochenen Büchse im Arm aufmerksam die umgebende Blätterwand beobachtete, um auf das erste sichere Zeichen hin zu schießen.

Immer wieder vernahm ich den leisen murrenden Ton der uns umschleichenden Katzen, oder es deutete einer meiner Schwarzen in der Richtung, aus der der Laut kam, aber Minute auf Minute verrann, ohne daß sich etwas ereignete oder daß eines der phosphoreszierenden Lichter der großen Katzen im Dunkeln verräterisch aufleuchtete. Anscheinend scheuten die Löwen doch entweder uns oder die uns umgebenden Rauchschwaden. Nun, beides war mir unter den gegebenen Umständen nur lieb, denn der Erfolg eines Schusses war doch recht zweifelhaft. Die Löwen schienen auch vorübergehend fortgezogen zu sein, denn lange Zeit vernahm ich keinen Ton mehr, und auch die Pferde schienen beruhigt, so daß einer meiner Leute sich an das Feuer machte und wieder aus Leibeskräften zu pusten begann. Und diesmal schoß eine kleine Flamme auf, fraß sich knisternd weiter, lichter und lichter wurde der Schein, und bald stand das ganze Holz, das inzwischen durch die Glut ausgetrocknet war, in Flammen. Rasch stürzten sich die Leute auf die anderen Feuer, die nun gleichfalls aufflackerten, und die nähere Umgebung so weit erhellten, daß sich die Einzelheiten im Buschrande unterscheiden ließen. Jetzt wurde auch das Wildbret vom Baume genommen, und eifrig machten sich meine Begleiter an das Zerlegen, um endlich die ersehnte Abendmahlzeit zu bereiten. Da — auf einmal wieder das tiefe Grollen in unserer Nähe. Also waren die Bestien doch noch da, wollten uns nicht zur Ruhe kommen lassen. Wieder schlossen sich Menschen und Tiere in der Mitte zusammen, aufmerksam den Buschrand beobachtend, der jetzt wenigstens so weit erhellt war, daß uns keine Bewegung entgehen konnte. Doch abermals war nichts zu bemerken, trotzdem ich wußte, daß die Löwen uns umschlichen und beobachteten. Ein verdammt unangenehmer Zustand. Wohl hätte ich ihn durch einen Schreckschuß voraussichtlich beendigen können, aber welcher Jäger tut dies angesichts so kostbarer

Beute, verscheucht sie, so lange noch die Hoffnung besteht, sie zu erlegen, selbst unter größter Lebensgefahr?

Mehrmals hatte sich schon der gleiche Vorgang wiederholt, und die Nacht war weit vorgeschritten, ohne daß sich etwas ereignet hätte, aber auch ohne daß die Löwen fortgezogen wären. Ihre Anwesenheit nahmen wir nicht nur selbst wahr, sondern auch das Verhalten der Pferde bekundete sie uns. Da glaubte ich wieder ein leises, leises Rauschen zu vernehmen, das sich hinter meinem Rücken bemerkbar machte, und auch die Aufmerksamkeit meiner Eingeborenen lenkte sich in diese Richtung. Es war kein Irrtum, denn auch mein Jäger war an meine Seite gekommen, und scharf faßten wir den etwa zehn Schritt entfernten Buschrand ins Auge. Mehrere Minuten vergingen in atemlosem Schweigen, und schon glaubte ich, daß sich der Löwe wieder zurückgezogen hätte, da erkannte ich plötzlich unter einem der dichteren Büsche, spannbreit über dem Boden, ein schillerndes Leuchten; daneben einen zweiten Punkt, gleich phosphoreszierenden Leuchtkäfern und verräterisch aufblitzend, wie aus halbgeschlossenen Lidern. Auch mein Jäger deutete langsam auf die im Scheine der Feuer glühenden Punkte und leise flüsterte er mir zu: „massa — lion“ (Herr, der Löwe). Es hätte aber nicht dieses Hinweises bedurft, denn auch ich wußte, wen ich vor mir hatte. Endlich — alter Bursche — hast du dich doch verraten. Langsam hob ich die Büchse, scharf zwischen die Lichter zielend — unmöglich — zu groß die Dunkelheit; auch das flackernde Licht der Lagerfeuer irritierte. Ärgerlich setzte ich die Büchse ab, aber die Jagdleidenschaft hatte mich gepackt; wieder legte ich an, und als ich glaubte, mein Ziel gefaßt zu haben, drückte ich ab. Schneidend zerriß der Hall des Schusses die Stille der Nacht; die funkelnden Lichter waren verschwunden, aber ein donnerähnliches Gebrüll erschütterte die Luft, ließ uns zu Eis erstarren, während die Pferde wild aufbäumend an ihren Halftern rissen. Noch ein kurzes Rauschen im Busch, dann herrschte wieder totenähnliche Stille. Wie von lähmendem Druck befreit erhob ich mich aus meiner knienden Stellung; der Bann dieser Nacht war gebrochen, aber — hatte ich getroffen oder nicht? Sehnsüchtig harrte ich dem kommenden Morgen entgegen, der sich schon durch einen lichten Streifen fern im Osten über dem Strom ankündigte. Nur gering war meine Zuversicht; es war ja auch unmöglich, nur die Visierlinie zusammenzubringen; nur ein Zufallstreffer konnte es sein, und leichtsinnig — bodenlos leichtsinnig war es auch. Mit einem Satz konnte die angeschossene und zu höchster Wut gereizte Großkatze mich oder meine Leute erreichen, falls sie nicht sofort gelähmt war, und dann war das Unglück geschehen. Zweifellos aber hatte ich den Löwen überschossen, und jetzt war er über alle Berge. Ich hatte mich selbst um meine Beute gebracht, deren Fährte ich wohl am Morgen mit Aussicht auf Erfolg hätte folgen können, hätte ich in Ruhe abgewartet, denn es war doch recht zweifelhaft, ob die Löwen tatsächlich angegriffen hätten. Aber der Teufel behalte die Ruhe, wenn einen die Bestien die ganze Nacht umschleichen und zum Narren halten! —

Wir hatten in unserem Kameruner Schutzgebiet, wie im ganzen westlichen Afrika den sogenannten Senegal-Löwen mit schwacher, gelber Mähne. Wenn auch dem ostafrikanischen Löwen kaum an Größe nachstehend, ist er doch im Körperbau schwächer und auch weniger gefährlich. Sicher wird er den Menschen bei Tage nur unter dem

äußersten Zwang der Umstände annehmen, während zur Nachtzeit eine Begegnung immer bedenklich bleiben wird. Anders im Lager, wo die oft bequem erreichbaren Tiere die große Katze leicht zu einem raschen Zugriff verleiten können, wenn man nicht, wie in meinem soeben erzählten Falle, auf der Hut ist. In wildreichen Gebieten wird die Gefahr eines Überfalles durch Löwen oder Leoparden im allgemeinen gering sein, und nur alte Tiere, deren erlahmende Sprungkraft oder abgenutztes Gebiß sie unfähig macht, das ihnen an Gewandtheit noch überlegene und vorsichtige oder auch wehrhafte Wild zu erjagen, werden sich am Menschen zu vergreifen suchen. Auch von dem gefährlicheren ostafrikanischen, dem Kap- und Somali-Löwen, berichten erfahrene Jäger ein Gleiches. Mir ist während meiner zentral-afrikanischen Zeit nur ein verbürgter Fall bekannt geworden, daß ein Eingeborener meines Stationsbezirkes in unmittelbarer Nähe seines Gehöftes von einem Löwen gerissen wurde. Dagegen ereignen sich sehr viele Unglücksfälle dadurch, daß Jäger an angeschossene oder auch an solche, die in einer unzulänglichen Falle sitzen, leichtsinnig herangehen und dann von dem durch Schmerzen zu höchster Wut gereizten Raubwild angenommen werden. Dies trifft in gleicher Weise bei dem ungleich jähzornigeren Leoparden zu.

Ich trat einst bei einem Marsch in der Gegend der Tuburisümpfe aus dichter Dornbuschwaldung in die freie Steppe hinaus. Eifrigst mit der Aufnahme meiner Route beschäftigt, achtete ich nicht — leider nicht — auf das vor mir liegende Gelände, als sich plötzlich schräg vor mir von einer gerissenen Kuhantilope drei männliche Löwen erhoben und mich ebenso überrascht wie ich sie, anblickten. Dreißig Schritte lagen höchstens zwischen uns. Leider war mein Büchsenträger nachlässigerweise zurückgeblieben, und als im gleichen Augenblick die Spitze meiner Marschkolonne aus dem Buschwald heraus ins Freie trat, waren die Löwen blitzschnell im Grase verschwunden, noch ehe ich mir meine Büchse reichen lassen konnte. Jede Verfolgung war zwecklos, da wir auf dem trockenen, harten Grasboden bald die Fährte verloren hätten, und gerade der Löwe so weite Strecken zwischen sich und seine Verfolger legt, daß er bei vorgeschrittener Tageszeit schwer einzuholen ist.

Ungeduldig hatte ich das erste notwendigste Tageslicht abgewartet, um nach meinem Löwen zu suchen. Vorsichtig umschlug ich die vordersten Buschreihen in der Richtung meines Schusses, um festzustellen, ob jener noch darin steckte. Bald aber fanden meine Eingeborenen in dem dichten Busch mit ihrem scharfen Blick die in langen Sätzen davonführende Fährte. Ich hatte, wie ich richtig vermutete, glatt vorbeigeschossen. Die Untersuchung der näheren Umgebung ergab, daß tatsächlich drei Löwen unser Lager umschlichen hatten. Ein sehr starkes, sowie ein schwächeres männliches Exemplar und eine Löwin. Letztere hatte sich unmittelbar an unsere Feuer herangewagt, und sie war es auch, auf die ich geschossen hatte, während sich die Löwen in vorsichtigerer Entfernung gehalten hatten. Die drei Fährten vereinigten sich nach einigen Umwegen wieder und führten in eine mit hohem, dichtem Röhricht ausgefüllte ausgedehnte Niederung, in der ein Halten nicht möglich war.

Das Verhalten der Löwen bestätigte mir erneut eine Beobachtung, die ich noch bei anderen Gelegenheiten machen konnte und die auch mit Schilderungen von anderen

zuverlässigen Jägern übereinstimmt, nämlich daß es beim paarweisen Jagen, wie es die Löwen vorzugsweise tun, immer die Löwin ist, die den größten Schneid hat und zuerst angreift, während sich der Herr der Schöpfung zunächst abwartend verhält, bis ihn seine Frau Gemahlin zum „gedeckten Tisch" ruft, oder bis er im Falle der Gefahr doch moralisch verpflichtet ist, ritterlich beizuspringen. Es mag dies darin begründet liegen, daß das weibliche Raubtier sowohl während es trächtig geht, als auch in der Zeit, in der es seine Jungen säugt, einer regelmäßigen und vermehrten Nahrungsaufnahme bedarf, um sich kräftig zu erhalten. Aber auch nach dem Werfen ist es in der Hauptsache noch die Mutter, die für die Nahrung der Jungen sorgt, bis diese sich selbst helfen können. So wird es schon aus diesem Naturtrieb heraus das weibliche Tier sein, das bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit mehr Nachdruck vorgeht, während das männliche bedachtsamer die Gunst des Augenblicks abwarten kann. — Noch ein anderes Erlebnis bestätigte diese Annahme in auffallender Weise.

Ich jagte eines Nachmittags mit Unteroffizier G., der zur Instandsetzung der Waffen vorübergehend meiner Station zugeteilt war, in deren Nähe auf Kuhantilopen. Es gelang uns auf der weiten, freien Savanne nur schwer, an ein entferntes Rudel auf leidliche Schußdistanz heranzupürschen und zwei mit mehreren Schüssen zu erlegen. Ich hatte zufälligerweise nur einen Rahmen Patronen zu mir gesteckt und schoß mit meinem vierten Schuß noch eine Antilope weidwund, die dem abgehenden Rudel schwer krank und langsam folgte. Da die Abenddämmerung hereinbrach, gingen G. und ich gemeinsam nach, um es nicht zu verlieren. Der besseren Übersicht wegen hatten wir uns etwa hundert Meter von einander getrennt, als ich sah, daß irgend etwas im hohen Grase bald hinter, bald neben mir herschlich, ohne daß ich jedoch wesentlich darauf achtete, da mein ganzes Bestreben darauf gerichtet war, die Kuhantilope, die sich schon in der Dunkelheit verlor, zu bekommen. Da plötzlich — soeben tauchte die glühend leuchtende Scheibe des Vollmondes über dem fernen Ostrand der Steppe auf — wurde von G. geschossen, und im Hall des Schusses erkannte ich eine ziemlich große dunkle Gestalt, die nur wenige Schritte von mir im Grase befindlich, in mächtigen Sätzen davonschoß. Befriedigt begab ich mich zu G., nichts anderes meinend, als daß es ihm noch im letzten Augenblick gelungen sei, die Kuhantilope zu strecken.

Das Gras war nach seiner Seite zu stellenweise ausgebrannt, ich sah G. auf freier Stelle an einer dunklen Masse stehen, und als ich hinzutrat, lag dort eine alte Löwin, die er mit seinem Schusse gestreckt hatte. Sie war — wie er erzählte — auch ihm schon geraume Zeit im Grase gefolgt, ohne daß er sie hatte genau feststellen können. An dem abgebrannten Streifen mußte sie jedoch ins Freie treten, und es war G. gelungen, die Löwin, deren Umrisse sich gerade scharf gegen die aufgehende Mondscheibe abzeichneten, mit sicherem Kopfschuß zu erlegen. Ich konnte G. nur herzlich zu seinem ebenso schönen, wie unerwarteten Jagderfolg beglückwünschen, wußte aber jetzt, wer in meiner Nähe gewesen war. Wäre es der Löwin gelungen, G. anzufallen, so hätte auf das erste Zeichen hin der Herr Gemahl mich am Kragen gefaßt. Und ich hatte damals meine letzte Patrone bei mir!

Beim Leoparden liegen die Verhältnisse insofern anders, als er nicht paarweise oder zu mehreren auf Beute auszuziehen pflegt. Wenigstens ist mir solches nie bekannt

geworden, und ich habe dieses Raubtier stets nur einzeln angetroffen. — Ich habe im Laufe der Zeit mehrere Vertreter beider Arten erlegt, muß aber sagen, daß die Jagden ohne bemerkenswerte Ereignisse oder Aufregungen verlaufen sind. Einen alten männlichen Löwen erlegte ich gelegentlich einer Abendpürsch im äußersten Süden meines Bezirks während meiner Grenzreise. Er trollte etwa hundertfünfzig Meter vor mir her, ohne mich bemerkt zu haben, und brach mit Genickschuß im Feuer zusammen, ohne noch ein Glied zu rühren.

Hier in den Wildnissen des Schari erlegte ich auch den stärksten Nashornbullen von den vielen, die ich zur Strecke brachte. Die genauen Maße der Hörner sind mir leider im Laufe der Zeit mit vielen anderen Aufzeichnungen verloren gegangen, ich erinnere mich aber, daß sich das mächtige Vorderhorn weniger durch seine Länge auszeichnete, als durch seinen unteren Umfang, der bei weitem den eines starken Negerschädels, der doch auch nicht „so ohne" ist, übertraf. Eine dienstliche Veranlassung hatte mich zur Station Mani-Illin geführt, wo ich gleichzeitig dem damaligen Stationschef, Oberarzt H., einen Besuch abstatten wollte. Meinen Rückweg nahm ich längs des Schari, um den mir noch unbekannten Teil des Stromes kennen zu lernen. Nach mehreren anstrengenden Tagesritten in dem unwegsamen Gelände hatte ich einen Ruhetag beschlossen, damit sich Menschen und Tiere zum letzten Male am frischen Wasser zu neuer harter Arbeit stärken sollten, ehe ich vom Strome abbog, um die lange Durststrecke hinüber zum Ba-Ili und Logone anzutreten. Mich selbst zog es wie gewöhnlich hinaus, meine Kraft zu messen mit einem der Recken der Wildnis, auf deren Spuren wir zogen. Noch hielten die Schatten der Nacht die Natur in ihrem Bann, aber schon verkündete ein lichter Streifen am Horizont den nahenden Tag, und auch die Stimmen der Nacht waren verstummt, die dem stets wachsamen Jägerohr das nie ruhende Leben in der Wildnis verrieten, da warf ich meine Decke von mir, und nach einem kurzen stärkenden Imbiß ging es mit einem Führer und meinem Jagdsoldaten hinaus in den köstlichen, taufrischen Morgen. Noch eine kurze Strecke führte über lichtes Buschgelände, frei und übersichtlich blinkte zu meiner Linken die breite Fläche des mächtigen Stromes, auf dessen fernem jenseitigen Ufer sich einige schlanke Palmen in scharfen Umrissen gegen den lichthellen Morgenhimmel abhoben. Dann nahm mich der hohe, dichte Wald auf, der sich weithin am Strome entlang zog. Gerade hier bildeten dichtes Unterholz, haarscharfes Dorngestrüpp und hohes Schilfgras eine unentwirrbare Wildnis, in der ich mir — die zahlreichen Elefanten- und Nashornwechsel benutzend — nur mühsam den Weg bahnen konnte.

Inzwischen war das Tagesgestirn siegreich emporgestiegen, Baum und Strauch mit glutendem Lichte überschüttend. Das Tagleben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit war erwacht, von nah und fern erklang das Gurren der Tauben und das gackernde Gekreisch abbaumender Perlhühner. Hoch über den Wipfeln der Bäume erklang der schrille Kampfschrei des Adlers, und im Gezweig der Büsche tummelten sich hunderte kleinerer Vogelarten, die Augen mit buntem Farbenspiel umgaukelnd und neugierig den fremden Wanderer aus erstaunten Äuglein beschauend. Und doch durfte sich das Jägerauge nicht träumerisch der reichen Schönheit hingeben, die von allen Seiten lockte, denn gleich einer Mauer umgaben mich Gras und Gestrüpp, fast undurchdringlich für

mein Auge, und auf Schritt und Tritt lauerte die Gefahr in Gestalt eines der großen Dickhäuter, die mich mit ihren feinen Sinnen leicht wahrnehmen und unvermutet annehmen konnten. Schärfste Anspannung aller Sinne, von Auge, Ohr und Nase, ist das Haupterfordernis für den Tropenjäger, der auf gefährlichen Pfaden wandelt. Wenn man auch einen oder mehrere Führer bei sich hat, deren man nicht entraten kann und auch nicht soll, da ihr Spürsinn dem des Europäers in der Wildnis überlegen ist, so wird doch der im Vorteil sein, der jede Gefahr, jeden Vorgang selbst rechtzeitig wahrnehmen kann, denn nicht immer sind die Eingeborenen zuverlässig, und zum mindesten ist ihnen der Weiße, der sich selbst im Zug hat, in einem überlegen, das ist die Geistesgegenwart, im gegebenen Augenblick das Richtige zu tun, entschlossen zu handeln und der Gefahr ins Auge zu sehen. Der ist unrettbar verloren, der ihr den Rücken kehrt, denn vor den Ausmaßen der Riesen der Wildnis gibt es kein Davonlaufen, es sei denn in einem auch für den Fuß des Europäers leicht gangbaren Gelände, in dem es gelingen kann, einem der schwachsichtigen, fast nur auf seine Nase angewiesenen Dickhäuter aus dem Winde zu kommen, so daß er die Witterung verliert.

Plötzlich verhielt mein voranschreitender Führer, stumm nur deutete seine Hand auf den noch taufeuchten Boden, auf dem sich haarscharf die frische Fährte eines starken Nashornbullen zeichnete. Vor höchstens einer Stunde mochte er — vom Wasser kommend — hier gezogen sein, sorglos hin- und hertrollend, um da und dort vom Strauchwerk noch einen Leckerbissen zu haschen, ehe er sich in unzugängliche Dorndickung zur Ruhe einschob. Im Nu straffte sich jeder Muskel, fester umspannte die Hand die schußbereite Büchse, und scharf spähte mein Auge durch das Dickicht, während wir — der Führer voran — der Fährte folgten. Sie führte bald durch dichten Buschwald, bald versank sie in vier bis fünf Meter hohem Schilf und Sumpfgras, das aus zur Zeit steinhartem, zerrissenem Moorboden aufschoß, so daß es schwer war, die Fährte zu halten. Doch unbeirrt folgte ihr der Führer, mit dem scharf ausgeprägten Instinkt des Naturkindes selbst die kleinsten Anzeichen, ein abgestreiftes Blatt, einen geknickten Halm oder ein leichtes Schürfen des Bodens wahrnehmend. Stellenweise ging es über freieres Parkgelände, nachdem sich das Nashorn mehr und mehr vom Flusse entfernt hatte. Dann entspannten sich die Nerven für kurze Zeit, denn weiter schweifte der Blick, und plötzliche Überraschungen waren hier nicht möglich.

Zwei Stunden waren so vergangen. Der Sonnenball war hochgestiegen und schüttete unbarmherzig seine sengenden Strahlen über die glühende Steppe, da bekundete frische, noch rauchende Losung, daß wir das Wild unmittelbar vor uns haben mußten. Aber wieder schoben sich die Buschmassen zu fast undurchdringlichen Wänden zusammen, die das Nashorn durchbrochen hatte, und eben befanden wir uns in unentwirrbarem Gestrüpp und Gras, da versank der Führer wie vom Erdboden verschluckt, und auf Schritte vor mir, kaum im Dämmerlicht des Buschwerkes erkennbar, schob sich das graue Haupt eines mächtigen Nashorns lautlos heran. Drohend reckte sich das starke Horn, hoch zur Abwehr erhoben, während das Tier hin- und herwindend den ihm unbekannten Gegner zu wittern suchte. Blitzschnell lag die Büchse im Anschlag, und wie aus Stein gemeißelt verharrte ich, jede Fiber gespannt. Noch wenige Sekunden, dann

war der Kopf frei, und haarscharf am Horn vorbeizielend, krachte der Schuß durch die feierliche Stille der unendlichen Einsamkeit.

Verschwunden war das Haupt vor mir, ein sekundenlanges, lähmendes Schweigen, dann brach es wie Höllengetöse los. In sinnloser Wut raste der schwer getroffene Bulle durch den Busch, bald vor, bald rechts oder links von uns, alles niederreißend, was im Wege war, und den Gegner suchend. Der Führer und mein mich begleitender Jagdsoldat knieten dicht neben mir, fest der Ruhe und Überlegenheit des Weißen in diesem Augenblicke vertrauend, während ich selbst jeder Bewegung des uns umkreisenden Tieres folgte, denn nur ein sicherer Schuß konnte vor dem Verderben retten, wurden wir angenommen. Doch nach wenigen Minuten trat Ruhe ein; das Nashorn hatte sich entfernt, mein Treffer es wohl der Orientierung beraubt und mit schwindender Kraft suchte es sein Heil in der Flucht. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, zogen wir uns aus dem Dickicht zurück, um es zu umschlagen und so leichter die herausführende Fährte aufnehmen zu können. Bald war sie gefunden; tief griffen die Stapfen des schweren Tieres in den hier weichen Boden ein, und starker Schweiß verriet den guten Treffer.

Mit vermehrter Vorsicht ging es — wie vorher — durch wechselndes Gelände auf der deutlich erkennbaren Fährte weiter, denn tückisch ist der raufluſtige Geselle; er schlägt gern Haken, um dem Verfolger an seiner Fährte aufzulauern und dann überraschend hervorzubrechen. Auch der angeschossene Elefant pflegt ein Gleiches zu tun. Es ist ein Verhalten, welches dem verfolgenden Jäger bei der geringsten Unachtsamkeit, vor allem aber dem Neuling, sehr gefährlich werden kann. Ich selbst habe es beim Nashorn mehr als einmal erlebt, und in einem Falle hätte es meinem damaligen Begleiter, einem meiner tüchtigsten schwarzen Unteroffiziere, beinahe das Leben gekostet.

Ich hatte einen alten Nashorn-Bullen mit schon stark abgenutztem Horn krankgeschossen und ihn im unübersichtlichen Gelände anscheinend nur schlecht getroffen. Es war früh am Morgen gewesen, und schon stundenlang waren wir dem Angeschweißten gefolgt, dessen Fährte unaufhaltsam im gleichmäßigen Trabe davonführte und nur hin und wieder einen Tropfen Schweiß aufwies. Wir waren in verhältnismäßig freies Gelände gekommen, das zwar mit dichteren Buschgruppen bestanden war, aber doch leidliche Übersicht gewährte. Durch die lange Verfolgung und mangels jeder Anregung ermüdet, machte ich am Rande einer Buschkulisse von mäßiger Ausdehnung halt, um etwas zu rasten und zu frühstücken; auch um zu überlegen, ob eine weitere Fortsetzung der Jagd noch irgendeinen Zweck habe. Die Fährte des Nashorns führte im gleichen Tempo und sichtbar noch weithin im Grase weiter, so daß wir beide, mein Begleiter und ich, völlig sorglos waren. Wir hatten — und das ist das Merkwürdige — schon eine ganze Weile ungestört miteinander gesprochen, und wollten uns eben niedersetzen, als es plötzlich unmittelbar neben uns im Gebüsch brach, ein lautes Fauchen ertönte und im gleichen Augenblick mein Bulle, den wir weit weg glaubten, unvermutet auf wenige Schritte direkt auf uns zustürzte. Zum Überlegen war keine Zeit mehr. Ich selbst stand noch aufrecht und konnte deshalb einen raschen rettenden Sprung zur Seite machen, aber mein Begleiter hatte sich schon niedergelassen und konnte sich nicht mehr erheben. Er streckte sich nur lang aus, während das wütende Tier im Laufe über seine Beine

hinwegstürmte, und der mit dem Horn geführte Seitenhieb den zwar ungeschickter-, aber doch erklärlicherweise instinktiv zur Abwehr erhobenen Arm traf. Glücklicherweise kam er mit aufgerissenem Ärmel und einer unbedeutenden Fleischwunde davon, während der Dickhäuter weiterraste und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Eine nochmalige Fortsetzung der Verfolgung wäre über unsere Kräfte gegangen und auch zwecklos gewesen. — Wir konnten von einem großen Glücksfall sprechen, daß der heimtückische Angriff noch so glimpflich abgelaufen war, und mein Begleiter nicht von dem wütenden Bullen aufs Horn genommen oder zerstampft wurde. Dennoch aber hatte ihn der überstandene Schreck leider derartig erschüttert, daß er dauernd an schweren Kopfschmerzen litt und zur Begleitung auf gefährliche Jagd nicht mehr verwendbar war.

Natürlich war unser Verhalten eine unverzeihliche Nachlässigkeit gewesen, die nur damit zu entschuldigen war, daß wir noch keine genügende Erfahrung in bezug auf derartige Manöver des Nashorns hatten. Ich hätte mich nicht damit begnügen dürfen, den weiteren Verlauf der Fährte festzustellen, sondern hätte zum mindesten in genügendem Abstande bis zum jenseitigen Rande des Gehölzes vorgehen müssen, wo zweifellos die zurückkehrende Fährte des Tieres zu erkennen gewesen wäre.

Doch muß ich nach dieser Abschweifung zu meiner vorhergehenden Erzählung zurückkehren. Die Fährte meines schwer getroffenen Nashorn-Bullen verlangsamte sich bald mehr und mehr, kürzer, torkelnder wurden die Schritte, und stoßweise ausgebrochener Schweiß färbte Gras und Strauch und bildete tiefrot leuchtende Lachen in dem gelben Sand. Der Kampf war ausgetobt, und um eine Buschkulisse biegend, sah ich das Nashorn im lichten Stangenholz auf etwa dreißig Schritt mit tief gesenktem Haupt und schlagenden Flanken vor mir stehen. Während meine Eingeborenen zurückblieben, ging ich auf zehn Schritt heran, um ein letztes Mal die selbst im letzten Kampf noch so gewaltige und imponierende Erscheinung des Recken ins Auge zu fassen, der abermals versuchte, sich drohend gegen mich zu wenden. Dann gab ich den Fangschuß hinter das Ohr, und mit lautem Stöhnen brach der Koloß in sich zusammen. Es war ein kapitaler Nashorn-Bulle; hochklopfenden Herzens und stolz stand ich vor meiner stattlichen Beute, die ich wieder einmal errungen hatte.

Unvergeßlich aber wird mir bleiben, was ich fern im Süden deutschen Gebiets, in der Gegend des früheren französischen Postens Damtar in stiller, einsamer Nacht erlebte. Ein Schauspiel so erhaben und eindrucksvoll in seiner unendlichen Größe, wie es nur die unberührte Natur bieten kann, und wie es wohl wenigen Europäern zu schauen vergönnt sein wird.

Es war während meiner Grenzreise. Schon in Miltu war mir erzählt worden, daß vor kurzer Zeit eine starke Elefantenherde die Gegend durchzogen, viele Eingeborenen-Farmen geplündert und sich dann nach Süden auf französisches Gebiet gewandt habe. Der Leiter der Station Miltu, Sergeant St., hatte versucht, die Elefanten zu bejagen, es war ihm jedoch nicht gelungen, eines der Tiere zu erlegen. Er war sogar in Gefahr geraten, von einem Teil der Herde angenommen zu werden. Da ich selbst aus dienstlichen Gründen gezwungen war, meinen Marsch vorläufig am Schari-Ufer fortzusetzen, so hatte ich einige zuverlässige Späher ausgeschickt, die Fährte der Herde zu verfolgen,

mich über deren Verbleib auf dem laufenden zu halten, mich vor allem sofort zu benachrichtigen, falls sich die Elefanten wieder dem Strome nähern sollten. Ich brannte natürlich darauf, einen der großen Dickhäuter zu erlegen. Nach zwei Tagen — ich hatte gerade am späten Nachmittag unweit des Ufers mein Lager bezogen — erhielt ich die Nachricht, daß die Elefanten sich in der Nähe eines nur wenige Kilometer südlich und etwa zehn Kilometer landeinwärts gelegenen kleinen Ortes Tari gezeigt hätten. Trotz einbrechender Dunkelheit machte ich mich sofort mit den Spähern und zwei Soldaten auf, um die Nacht schon in Höhe der Ortschaft zu verbringen, zu der ich dann in den frühesten Morgenstunden vorstoßen wollte. Zwar war es erst drei Tage nach Vollmond, und das Nachtgestirn ergoß sein Licht schon bald mit unverminderter Kraft über die Erde, trotzdem aber wollte ich nicht weiter vordringen. Ein Zusammentreffen mit den Elefanten während der Nacht wäre nicht nur äußerst gefährlich gewesen, sondern ich hätte auch die Tiere — falls sie meine Witterung bekamen — vergrämen können. Und wie recht ich damit hatte, sollte sich später zeigen, denn wäre ich noch bis zur Ortschaft weitergegangen, so wäre ich den Elefanten in dem teilweise unwegsamen Gelände gerade entgegengelaufen.

Mitternacht war vorüber; in die Decken gewickelt lag ich mit meinen Begleitern am Buschrande auf hohem Ufer über dem breiten Strome, über den der Mond sein schimmerndes Licht ergoß, und der sich wie ein Silberband durch die buschige, dunkle Umrahmung dahin wand. Leise nur knisterte das niedergebrannte Feuer, das wir absichtlich klein unterhielten, als zwei der von mir ausgesandten Späher eiligst kamen und mir berichteten, daß die Elefanten unweit unseres Lagers in der Richtung auf den Schari im Anwechseln wären. Ich nahm als selbstverständlich an, daß die Herde zur nächtlichen Tränke und zum Bade ziehen wolle, und da ich mich an einer Stelle befand, die infolge ihrer überragenden Lage eine weite Übersicht bot, so ließ sich weiter nichts tun, als abzuwarten. Ich hielt auch meinen Platz für sicher, denn etwa drei- bis vierhundert Meter weiter südlich senkte sich das Ufer zu einer grasigen Niederung mit weit vorgeschobenem flachen Strand, und so konnte ich annehmen, daß die Elefanten mit ihrem sicheren Instinkt und ausgeprägtem Ortssinn auf diesen Teil des Ufers zustreben würden. Auch der Wind, der aus südwestlicher Richtung wehte, stand für mich günstig. Trotzdem aber schickte ich einen Beobachtungsposten etwa hundert Meter weiter südlich und einen zweiten ebenso weit nach Norden, um auf die geringsten Zeichen zu achten und mich sofort von einer Annäherung der Tiere, die natürlich noch keineswegs sicher war, zu benachrichtigen. Immerhin war es möglich, daß wir uns schleunigst nach einer Seite drücken mußten, falls die Elefanten zu nahe an unseren Standort herankommen sollten.

So waren ein bis anderthalb Stunden in ungeduldigem Harren und gespanntester Aufmerksamkeit vergangen, denn an Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken, da berichtete mir der südlich stehende Posten, daß er in Richtung auf das flache Ufer zu, aber noch weit im Busch das Brechen von Astwerk vernommen habe. Sofort begab ich mich mit meinen Leuten selbst weiter vor, und konnte nun ebenfalls das gelegentliche Brechen von Ästen vernehmen, das von der Niederung heraufdrang. Hoch klopfte mein Herz in freudiger Erwartung. Sollte ich doch zu Schuß kommen? Freilich mußten sich die

Elefanten beim Bade längere Zeit aufhalten, denn noch war der Morgen fern, und trotz des Mondscheins das Licht schon zu schwach, um mit meinem kleinkalibrigen Gewehr einem der Riesen den einzig möglichen Kopfschuß antragen zu können. Ein nahes Anpürschen der anscheinend stärkeren Herde aber war unmöglich. Unter solchen und ähnlichen Erwägungen war kurze Zeit verstrichen, da sah ich, wie sich etwa zweihundert Meter vor mir eine große dunkle Masse vom Buschrande löste, einige Minuten regungslos verharrte und dann den schmalen Hang hinab zum breiten Strande trollte. Der erste Elefant; deutlich erkannte ich, wie der mächtige Rüssel vorsichtig windend nach allen Seiten herumfuhr, um die Luft einzunehmen; wie die großen Ohren weit abgestellt waren, um auf jedes verdächtige Geräusch zu achten. Ein deutlich murrender Ton schien das Signal, daß alles in Ordnung sei, und nun löste sich Masse auf Masse, teils einzeln, teils in dunklen Klumpen aus dem Rahmen des Buschwerks heraus auf das breite, freie Ufer; kleine und riesige Gestalten, wie sie die bunte Zusammensetzung der Herde ergab. Noch fehlte mir jede Schätzung, da die Umrisse im Dämmer des Mondlichts ineinander verschwammen, aber ich erkannte, daß die Herde ungeheuer stark sein mußte, wie ich es noch nicht erlebt und auch nicht für möglich gehalten hatte. — Als die letzten Nachzügler ins Freie herausgetreten waren, pürschte ich mich im tiefen Schattenstreifen des Busches vor, soweit das hohe Ufer reichte, und konnte so bis auf etwa fünfzig Meter an die Herde herankommen, die ich jetzt von meinem überragenden Platze aus deutlich überschaute. — Es war ein ungemein imponierendes Schauspiel, dessen Zeuge ich in der tiefen nächtlichen Einsamkeit war. Auf einen breiten Raum verteilt, tummelte sich die Menge der Vorweltriesen unter mir, teils unmittelbar am Uferrand, teils halb im Wasser stehend. Etwas abseits einige Kühe mit Kälbern, die immer wieder mit den übrigen Jungtieren der Herde spielerisch anzubandeln versuchten, aber von ihren Müttern energisch mit dem Rüssel zur Ordnung gebracht wurden und sich von diesen sorgsam mit dem kühlen Naß übergießen ließen. Vereinzelte Tiere wälzten sich ganz im flachen Wasser, die anderen übergossen sich selbst oder ihre Nachbarn, oft laut prustend, mit Wasser, das in hohen Fontänen blitzend aufstäubte oder im Schein des sich schon dem Untergange zuneigenden Mondes in silbern schimmernden Bächen und Rinnsalen die mächtigen grauen Riesengestalten überströmte. Die Zeit verrann, und ich vergaß alles Übrige über dem fesselnden Bilde, das sich trotz des sichtbaren Wohlbehagens in bedächtiger Ruhe und Stille vor meinen Augen abspielte. — Es gelang mir jetzt, nach und nach die Tiere zu zählen, und wenn sich auch bei dem Hin- und Herschieben die Zahl nicht ganz genau bestimmen ließ, so waren es doch wenigstens über zweihundert Elefanten, die ich vor mir hatte.

Nur Wenigen wird es wohl vergönnt gewesen sein, die Vorweltriesen in so ungeheurer Menge und so übersichtlich beieinander im nächtlichen Bade beobachten zu können. Dabei fühlte ich mich so sicher, wie der Besucher einer Theaterloge im Schauspiel. Weder konnte mich der Wind den Tieren verraten, noch war anzunehmen, daß sie meinen überragenden Ansitz ohne Grund ersteigen würden, sobald sie wieder abziehen sollten. Unruhig harrte und schlug aber mein Jägerherz, denn noch zeigte sich kein Lichtschimmer jenseits des Stromes, der den kommenden Morgen verriet, und — würden die Tiere aushalten?

Keinen günstigeren Platz konnte ich finden, namentlich wenn ich der Herde erst wieder in die Tiefe des Buschwaldes oder in die sonnendurchglühte Steppe folgen mußte. Ich hatte einige starke Bullen festgestellt, für einen guten Schuß erreichbar. Hell blitzten die wehrhaften Stoßzähne im leuchtenden Schimmer des Mondes. — Aber es sollte ganz anders kommen, als ich erwartete, als ich erwarten konnte. Kein Schuß sollte den tiefen Frieden des nächtlichen Bildes stören, mein Verlangen, einen der Riesen zu strecken, nicht in Erfüllung gehen. Trotzdem denke ich ohne Groll und ohne Enttäuschung an jene nächtlichen Stunden zurück, die mir auch ohne den krönenden Erfolg die höchste Befriedigung in der so seltenen Beobachtung des königlichsten Wildes der afrikanischen Wildnis brachten.

Mehr und mehr waren die vordersten, stärksten Tiere im Flusse vorgedrungen, der jetzt — mitten in der trockensten Jahreszeit — nur verhältnismäßig flach, von zahlreichen Sandbänken durchsetzt und von vielen Furten durchzogen war. Andere folgten nach und nach, und — plötzlich, wie auf Kommando, setzte sich die ganze Herde nach der Mitte des Stromes zu in Bewegung. Das Leittier voran, reihte sich die ungeheure Zahl der dunklen Gestalten, groß und klein, bunt durcheinandergewürfelt, zu einer langen Kette, die bedächtigen Schrittes dem jenseitigen Ufer zustrebte. Wie ein Märchen aus fernen Urwelttagen mutete es mich an, unvergeßlich; eine lange, feierliche Prozession mächtiger, geisterhafter Schatten, von den letzten schwachen Strahlen des schon im Untergang begriffenen Mondes mit silbernem Schimmer umwoben. Unter dem Banne des ungeheuren Eindrucks folgten meine Augen der langen Kette, deren vorderste Glieder schon im fernen Dunkel verschwammen, während sich die letzten vom Ufer lösten. Noch blitzten da und dort die stäubenden Wassergarben der sich überschüttenden Riesen auf, dann versank die Scheibe des Mondes hinter den dichten Buschrand des Ufers, die Schatten der Finsternis entzogen die letzten Nachzügler meinen Blicken, und nur noch ein fernes Rauschen gab Kunde von dem gewaltigen Schauspiel, dessen Zeuge ich soeben gewesen war. Wie im Traume verharrte ich noch lange lauschend auf meinem Platze. Vorbei, — entschwunden im Augenblick, da die Erfüllung so nahe. Nun — es sollte nicht sein. Langsam trat ich den Rückweg zu meinem Lagerplatze an, während sich fern im Osten der Himmel zu lichten begann, der Schimmer des neuen Tages höher und höher heraufstieg und sich bald auch über die Breite des mächtigen Stromes ergoß. Sehnsüchtig schweifte mein Auge hinüber. Schärfer und klarer hoben sich die Umrisse des jenseitigen Ufers aus dem Dämmer heraus, hohe Laubbäume reckten ihre Kronen zum lichtblauen Firmament, und schlanke Palmen ließen ihre gezackten Häupter in der frischen Morgenbrise wehen. Ruhig und träge zogen die Fluten des Schari dahin, aber nichts verriet mehr den Zauber der Nacht, der sich in ihnen gespiegelt hatte.

Der Elefant ist ein ruheloser Wanderer, und man kann ihn wohl in keiner Gegend als Standwild bezeichnen, wenngleich sich vereinzelte Tiere längere Zeit an einem bestimmten Platze aufhalten können oder auch in einem gewissen Bezirk immer wieder Elefanten angetroffen werden. Es werden in diesem Falle wohl meist andere sein, die solchen Bezirk auf Grund besonderer Vorbedingungen aufsuchen. Gerade aber die starken Herden werden schon aus Sicherheitsgründen beständig ihren Standort

Phot. Kund

Posten Mani-Illin 1905

Phot. Koblich

Alter Mähnenlöwe

Phot. Kund

Flußübergang auf dem Wege nach Marrua

Phot. Kund

Fullah-Gehöft auf dem Wege nach Marrua

ändern. Der Elefant gehört zweifellos zu den vorsichtigsten Tieren, und da, wo er einmal vergrämt worden ist, oder irgendeine Gefahr gewittert hat, wird er sich für lange Zeit, vielleicht für immer, nicht mehr blicken lassen. Das schließt aber nicht aus, daß andere Artgenossen an seine Stelle treten. Für die riesigen Ausmaße des Elefanten gibt es keine Entfernungen, und er legt mit Leichtigkeit hundert Kilometer und mehr in einer Nacht zurück. Daher kommt es auch, daß in einer Gegend, in der man zahlreiche Elefantenfährten festgestellt hat, trotzdem vielleicht auf Jahre hinaus solche nicht mehr angetroffen werden, und daß es für den Jäger stets ein außerordentliches Weidmannsheil bedeutet, auf den Riesen der Wildnis zu Schuß zu kommen. Wie viele Europäer haben jahrelang in sogenannten Elefantengegenden gelebt und haben doch nie eines der Tiere zu sehen bekommen.

Auffallend aber bleibt es, und ich habe keine Erklärung dafür gefunden, weshalb der Elefant gerade im Zwischenstromlande des Logone und Schari und seinen weiten, menschenleeren Wildnissen so selten angetroffen wird und sich immer nur kurze Zeit hält. Auch von den Einwohnern, die nur primitive Waffen besitzen und den Gebrauch des Giftpfeils nicht kennen, wird der Elefant wenig beunruhigt. Wohl tritt er in starken Herden auf, durchzieht die weiten Ebenen bis jenseits des Logone und an die fernen Mandara-Berge, wo ich wiederholt seine Fährten festgestellt habe, aber immer wechselt er nach kurzem Besuch wieder über den Schari in das doch reich bevölkerte Bagirmi zurück. So gibt es noch ungezählte Rätsel im geheimnisvollen Walten der Natur und ihrer Geschöpfe, die der Lösung harren, die aber vielleicht der letzte der Recken dereinst ungelöst in die ewigen Jagdgründe hinübernehmen wird.

Merkwürdigerweise bildet gerade der Schari eine ins Auge fallende und durch nichts zu erklärende Tiergrenze. Verschiedene Arten, die östlich des Flusses heimisch sind oder dort sehr zahlreich auftreten, kommen westlich nur vereinzelt vor oder statten nur vorübergehende Besuche ab. So ist es von den großen Wildarten neben dem Elefanten die Giraffe, die unmittelbar jenseits des Stromes in großen Mengen vorkommt, dagegen diesseits nur sehr selten und in kleinen Rudeln auftritt. Jedenfalls ist sie sicher im Zwischenstromlande kein Standwild. Nach mir verbürgten Nachrichten hielt sich allerdings zu meiner Zeit noch ein schwacher Bestand westlich des Logone, in den weiten Ebenen nördlich der Linie Kalfu—Marrua, und schien dort beheimatet zu sein. Es waren wohl die schwachen Reste der noch auf älteren Karten verzeichneten großen Giraffenherden, die aber schon längst verschwunden waren. Fährten dieses Wildes habe ich am Schari verschiedentlich festgestellt, besonders in der Gegend von Mani-Illin, wo meines Wissens auch ein oder zwei von Oberarzt H. erlegt wurden, und zwei Tagereisen südlich der Station habe ich selbst für kurze Zeit ein schwaches Rudel von fünfen jener eigenartigsten Geschöpfe beobachten können.

Ich hatte erst spät am Nachmittag Lager bezogen, machte aber noch meinen gewohnten Pürschgang, um etwas Eßbares für den Abendtisch, besonders den meiner stets hungrigen Leute zu besorgen, weil sich während des Marsches keine Gelegenheit zum Jagen geboten hatte. Da mein Sinn nicht nach Großwild stand, so mied ich aus Bequemlichkeit die unwegsame Wildnis in der Nähe des Ufers und vertiefte mich weiter

ins Land hinein, wo ich auf Antilopen zu Schuß zu kommen hoffte. Die Landschaft war recht anmutig; lichter Laubbuschwald, in dem die üblichen Akazien und Dornbüsche ganz fehlten, sowie vereinzelte Palmen verliehen der Gegend einen parkartigen Charakter, und federnd schritt es sich auf dem leicht gewellten und mit nur niedrigem Grase bestandenen Boden dahin. Ich hatte auch hier einige alte Fährten von Giraffen festgestellt, dachte aber gar nicht an dieses Wild, da ich infolge seiner Seltenheit überhaupt nicht auf ein Zusammentreffen rechnete. Ich war schon ziemlich lange so dahingebummelt, als mir in der Ferne einige über das Buschwerk aufragende dunkle Striche auffielen, die sich scharf gegen den lichteren Hintergrund abhoben, aber doch nicht recht zu der übrigen Umgebung zu gehören schienen. Höchstens hätten es ihrer Kronen beraubte Palmenstämme sein können; aber woher sollten diese kommen? Auch meinem Jagdjungen fielen die unnatürlichen Erscheinungen auf, die er scharf beobachtete. Sobald ich durch den nächsten Busch gedeckt war, nahm ich das Glas ans Auge und erkannte sogleich die langen Hälse von mehreren Giraffen, die, das umgebende Gesträuch überragend, mich — leider — beobachteten. Die Körper der Tiere waren hinter dem Buschwerk versteckt, und die Entfernung noch viel zu weit für einen erfolgversprechenden Schuß. So blieb mir nur der Versuch, mich anzupürschen, der jedoch bei der Scharfsichtigkeit und Vorsicht der Tiere nicht sehr aussichtsreich schien. Unbeweglich verhofften die hochragenden Gestalten, jetzt leise die langen Hälse nach rechts und links biegend, um mich hinter meiner Deckung zu erspähen. Leider war ein gedecktes Herankommen unmöglich, trotzdem ich versuchte, einige Büsche zwischen mich und die Tiere zu bringen, aber diese standen verteilt, und so konnte mich eines immer eräugen. — Mich seitwärts schiebend, versuchte ich Deckung zu gewinnen, um mich der Sicht der Tiere zu entziehen und diese sodann umgehen zu können; es war jedoch zu spät, denn im gleichen Augenblick setzten sich die hochragenden Gestalten in Bewegung, schwenkten nach rückwärts ab und waren bald meinen Blicken entschwunden. Einen eigenartigen Eindruck machten die wiegenden, schwingenden Bewegungen, die durch den Paßgang der Tiere hervorgerufen werden, wie er auch dem Kamele eigentümlich ist, mit dem die Giraffen in ihrer Erscheinung viel Ähnlichkeit haben. Das Rudel bestand aus fünf Tieren, und da einige von ihnen für einen kurzen Augenblick voll von den Strahlen der Sonne beleuchtet wurden, so konnte ich trotz der Entfernung die eigenartige Zeichnung erkennen, die ausgezeichnet in den Rahmen der Steppe hineinpaßt und fast vollkommen mit der lichten, buschigen Umgebung verschwimmt.

Da ich weit von meinem Lagerplatz entfernt war, so konnte ich die Verfolgung der Giraffen, die in entgegengesetzter Richtung abzogen, nicht zu lange ausdehnen. Noch einmal erblickte ich sie von einer Bodenwelle aus, es gelang mir aber nicht mehr, in Schußnähe heranzukommen, da das Gelände keine gedeckte Annäherung ermöglichte. Es war mir dies kein allzu großer Verlust, da ich bei der Unmöglichkeit, den Kopf und die Stirnzapfen der Tiere oder auch Teile der schweren Haut zu präparieren, doch keine für mich verwertbare Trophäe zurückbehalten hätte. So genügte es mir als Jäger vollkommen, die eigenartigen, imposanten Bewohner der Steppe in ihrer fast sagenhaft anmutenden Erscheinung in freier Wildbahn beobachtet zu haben. Das Erlegen eines

der Tiere wäre lediglich eine augenblickliche Befriedigung jagdlichen Ehrgeizes gewesen, das erlegte Tier aber für mich in der Erinnerung weit weniger wertvoll als der unvergeßliche Eindruck, den die lebenden Tiere in der freien Natur auf mich machten.

Eine weit schmerzlichere Lücke ist es auch heute noch in meinen sonst so reichen jagdlichen Erinnerungen, daß es mir nicht gelungen ist, einen anderen Kämpen der afrikanischen Wildnis zu jagen, seinen herausfordernden Kampfruf zu hören und meine Kraft mit ihm zu messen, den Büffel! Auch seine Fährten habe ich in den Wildnissen des Schari, und zwar in der Gegend um und südlich Miltu mehrfach festgestellt. Es waren aber damals — in der Trockenzeit — durchweg veraltete Spuren, und ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wo sich die gewaltigen Wildrinder zu dieser Jahreszeit aufhielten und ob auch sie nur zu den gelegentlichen Besuchern von jenseits des Schari gehören. Die eigentliche Heimat des Büffels, und zwar beider Arten, des roten und des schwarzen oder Kaffernbüffels, ist das Mittel-Kameruner Gras- und Bergland, wo die Tiere in starken Herden vorkommen. Aber auch hier war mir kein Weidmannsheil beschieden. Zahlreiche Fährten kreuzten meine Pfade, und weite sumpfige Niederungen waren vollkommen von den Tieren durchwühlt, jedoch gelang es mir nicht, an Büffel heranzukommen, weil ich mich während meines wochenlangen Marsches durch diese Gegenden fast dauernd in reiterhohem Grase befand, das jede Übersicht raubte, und ich auch meinen damaligen Dienstmarsch nicht zu lange verzögern durfte. Aber einmal gelang es mir doch, in tiefer schweigender Nacht auch diesen Recken der Wildnis gegenüberzustehen, sie aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, und ich bin selbst dafür dem Schicksal dankbar, auch wenn sich keine Gelegenheit zum Schusse bot.

Ich hatte mich eines Abends auf einer flachen, sandigen und von einigen niedrigen Büschen bestandenen Bodenerhebung inmitten ausgedehnter Sümpfe angesetzt, die von zahlreichen frischen Büffelfährten durchzogen und zerstampft waren und viele Suhlen aufwiesen, so daß ich mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, daß die Sümpfe regelmäßig nächtlich von Büffeln aufgesucht wurden. Freilich gehörte die ganze Passion des Jägers dazu, denn trotz Mantel und Decken drang das Wasser bis auf die Haut durch, und Myriaden von Moskitos stachen mich zuschanden. Da der Mond erst spät aufging, senkte sich nach der kurzen tropischen Dämmerung bald tiefe Finsternis herab, in der sich ein reges und nicht recht gemütliches Nachtleben um mich her entwickelte, so daß ich doch etwas aufgeregt und mit gespannter Büchse an meinem reichlich ungeschützten Platze saß. Endlich — gegen Mitternacht — ergoß der schon stark im Abnehmen begriffene Mond seinen silbernen Schimmer über die Gegend, und ich konnte das Gelände besser überschauen und beruhigt die weitere Entwicklung der Dinge abwarten.

Ich hatte meinen Jagdsoldaten und einen eingeborenen Führer bei mir und mich nach anstrengendem Tagesmarsche, von Müdigkeit überwältigt, etwas gestreckt. Da stieß mich mein Führer leise an und deutete auf einige dunkle Schatten, die sich uns jenseits einer breiteren Wasserlache langsam näherten, und rasch erkannte ich sechs starke Büffel, die, vorsichtig windend, bald den vor uns liegenden Tümpel erreicht hatten, den sie auch sofort annahmen, um zunächst zu schöpfen. Dann aber taten sie sich nieder, um sich mit leisem, behaglichem Schnauben im Schlamm zu suhlen, und ich konnte so aus unmittel-

barer Nähe das urwüchsige Gebaren des gewaltigen und gefährlichen Wildes beobachten, das höchstens zwanzig Meter entfernt war, denn bis zu meinem Standort spritzten Wasser und Schlamm; namentlich wenn sich eines der Tiere erhob, um seinen massigen, kraftstrotzenden Körper zu schütteln, daß es wie ferner Donner schallte. Mehrmals ging ich bei solcher Gelegenheit in Anschlag, aber immer wieder setzte ich ab, denn das Mondlicht war schon zu schwach, um bei dem über den Sümpfen lagernden Dunste eines der Tiere einigermaßen mit Aussicht auf Erfolg aufs Korn nehmen zu können, und einen unsicheren Schuß konnte und wollte ich auf die Büffel nicht wagen. Noch geraume Zeit hielten sie sich in meiner Nähe, tummelten sich bald äsend im Grase, bald suhlten sie sich immer wieder im Sumpf. Ich hoffte noch, daß sie möglicherweise dicht an mir vorbeiziehen würden, aber — hatten sie doch irgend etwas gemerkt oder einen Verdacht geschöpft — sie zogen plötzlich leicht schnaubend und raschen Schrittes in der Richtung ab, aus der sie gekommen waren.

Nur schweren Herzens zwar ließ ich die Büffel von dannen ziehen, ich konnte damals aber immer noch auf eine spätere Gelegenheit hoffen, mit diesen Recken der Wildnis zusammenzutreffen, was leider nicht in Erfüllung gehen sollte. Immerhin aber wird mir der Eindruck jener Nacht unvergeßlich bleiben, und ich hatte meine volle Genugtuung und Freude an der so seltenen und ausgiebigen Beobachtung des starken und wehrhaften Wildes.

Zu den Wildarten, denen die weiten Gras- und Sumpfniederungen sowie die dichten Buschwaldungen längs des Schari ideale Tummelplätze gewährten, gehört noch das Warzenschwein. Allerdings scheut es auch nicht die besiedelteren Gegenden, denn ich habe es zu beiden Seiten des Logone, selbst in der Nähe der großen Städte Kusseri und Karnak-Logone mehrfach angetroffen, wo es in den Farmen der Eingeborenen manchen Leckerbissen findet, besonders da, wo die in Bornu verschiedentlich verbreitete Süß-Kartoffel angepflanzt wird. Und da, wo es einmal einen gedeckten Tisch vorgefunden hat, hält es sich gern und richtet viel Schaden an. In der Hauptsache hält sich das scheue Wild aber doch in den abgelegeneren Gegenden, soweit es dort die nötigen Existenzbedingungen findet.

Das Warzenschwein hat seinen Namen von den großen Warzen, die den an und für sich häßlichen Kopf zu beiden Seiten entstellen. Es hat etwa die Größe unseres heimischen Schwarzwildes und eine glatte, nur mit einzelnen Borsten besetzte graue Schwarte, die je nach der Bodenbeschaffenheit der nächtlichen Suhle in der Farbe der dicken Kruste wechselt, mit der die Tiere meist überzogen sind. Die starken Keiler tragen bis spannlange Gewehre, die seitwärts aus dem Gebrech herausstehen und sowohl eine mächtige Waffe des wehrhaften Tieres, als auch für den Jäger eine begehrte Trophäe bilden. Die Schweine pflegen zur Nachtzeit, wenn sie nicht in Pflanzungen einzubrechen Gelegenheit haben, die ausgedehnten Gras- und Sumpfniederungen mit ihren kühlen Morästen und Suhlen aufzusuchen. Bei Tage halten sie sich jedoch mit Vorliebe in den trockenen Buschwaldungen und in der Steppe auf, wo sie in Erdhöhlen oder auch im Schatten knorrigen Buschwerks während der heißen Stunden ruhen. Man kann sie aber bis tief in den Vormittag hinein und schon in den frühen Nachmittagstunden rege an-

treffen oder beim Brechen überraschen, wobei sie auf den Knien liegen, den Kopf tief im Erdreich vergraben, die Kruppe hochgestreckt, was einen merkwürdigen Eindruck macht. Verhalten sie sich dabei still, so kann man sie in steinigem Gelände für im Grase liegende Klippen halten, und ist höchlichst überrascht, wenn solche Klippe plötzlich Leben bekommt und auf und davongeht.

Das Warzenschwein hält den Menschen oft lange aus, namentlich wenn es nicht unmittelbare Witterung bekommt, da es außerordentlich schlecht äugt. Es bietet dann Gelegenheit zu einem günstigen Schuß. Sobald es aber den Jäger gewahr wird, wirft es sich auch blitzschnell herum, und — einmal flüchtig — versteht, es sich gewandt der Sicht zu entziehen und pflegt gleich auf so weite Entfernung abzugehen, daß es nicht mehr einzuholen ist. — Ich habe gerade bei meinen Streifen am Schari einige kapitale erlegt; einer der Schädel mit seinen starken Gewehren bildet noch heute eines der Hauptstücke meines Jagdzimmers.

Wenn ich in meiner Erinnerung immer und immer wieder die vielen Reisen und Jagdzüge durchlebe, die mich in den verschiedensten Gegenden Afrikas, durch Urwald und Steppe, bis weit in das Herz des schwarzen Erdteils hineinführten, so kehren meine Gedanken zu den fernen Wildnissen des Schari zurück, zu dem mächtigen einsamen Strome mit seinen unwegsamen, heimlichen Wäldern auf hohem Uferrand, seinen lichten Baumsteppen und Palmenhainen und seinen weiten, sonnenüberfluteten Wiesen und Niederungen. Was die Natur in ihrer Fülle, ihrem Reichtum und ihrer Unberührtheit dem Menschen und Jäger zu bieten vermag, das gab sie mir hier, wenn mich sinnverwirrend das vieltausendfache Gezwitscher der Vögel umfing, zahlreiche Scharen von Affen sich gewandt und lärmend und in übermütigen Sprüngen von Ast zu Ast schwangen, aus den hohen Wipfeln neugierig den fremden Wanderer betrachtend; wenn ich auf den Fährten der Riesen zog, Aug' in Auge meine Kraft mit ihnen zu messen, oder wenn nächtlich der Donnerruf des Löwen die feierliche Stille zerriß und nachhallend über der weiten Wasserfläche des breiten Stromes verklang. Meine höchsten und weihevollsten Stunden als Jäger habe ich hier durchlebt, und wenn auch nicht immer der Schuß das Werk des Tages krönte — nicht krönen sollte, so manche unsägliche Mühe und Ausdauer vergeblich war, so ward mir doch in der Beobachtung der Natur und ihrer Geschöpfe so viel geboten, daß mir die hier verlebten Zeiten unvergeßlich sein werden.

Ausklang.

Die Zeit ging dahin; an ein Jahr reihte sich das andere, und wieder einmal begannen die trägen Fluten des Logone zu mächtiger Breite anzuschwellen. Immer häufiger einsetzende schwere Tornados fegten die auf der Erde lastende bleierne Glut hinweg, schickten den in monatelanger Dürre gelockerten Sandboden der Steppe in mächtigen gelben Massen vor sich her, und aus den sich am Himmel zu gigantischen Gebilden türmenden schwarzen Wolkenwänden zuckte Blitz auf Blitz in jähem Strahl oder in leuchtenden Funkenbüscheln hernieder. Die Erde in ihren Grundfesten erschütternd, folgten die Donnerschläge; rollten dahin über die breiten Wasser des Stromes, um noch lange nachhallend in der weiten Niederung zu verklingen.

Das tropische Gewitter mit seiner nervenaufpeitschenden, vernichtenden Gewalt. Ängstlich suchte sich jede Kreatur zu verkriechen, und selbst der sonst alles übertönende Baß der Flußpferde schwieg, wo die Elemente in ihrer Ursprache redeten. — Aber während sich unter der Wohltat der niederrauschenden Regenmassen die in langer Trockenzeit unter der Einwirkung unbarmherziger Sonnenglut verdorrte und erstorbene Natur von neuem belebte und verjüngte, frisches Grün dem Boden entsproß, Bäume und Sträucher im Blätter- und Blütenschmuck prangten, überall sich keimendes Leben in ungeahnter Fülle entwickelte, vermochten sich die durch jahrelange harte Arbeit und Anstrengungen im ungewohnten Klima zermürbten Kräfte des Europäers nicht zu erholen.

Dem fremden Eindringling in jene feuchtheißen Gegenden unter lachender und doch mörderischer Tropensonne konnte die sonst so allmächtige Schöpferin und Neugebärerin Natur die für Mensch und Tier, Baum und Strauch, Gras und Steppenboden so segenspendenden Wohltaten ihres jährlichen Erneuerungsprozesses nicht zuteil werden lassen. Noch immer und an einem jeden, der in Jugendkraft und Wagemut, sei es im eigenen oder des Vaterlandes Dienst hinauszog in die Tropen, verlockt durch die verführerische Pracht und den Reichtum ihrer Wälder, durch die winkende Freiheit ihrer unermeßlichen Steppen, durch die ewige Bläue des Himmels und die leuchtende Glut der Sonne, hat sich das Sprichwort bewahrheitet: „Es wandelt keiner ungestraft unter Palmen."

Noch einen jeden hat es gepackt, den einen früher, den anderen später. Nur wenige, die nicht die Spuren auszehrender Fieber oder anderer schwerer Tropenkrankheiten fürs Leben tragen, wenn sie nicht rechtzeitig heimkehrten, und so manchen „Alten", der sich seiner Gesundheit, seiner Tropenfestigkeit rühmte, habe ich vom lange zurück-

gehaltenen, dann aber um so heftiger auftretenden heimtückischen Fieber jäh dahingerafft, für immer in die heiße Erde Afrikas betten helfen.

Man kann die weite Senke des Tschadsee-Beckens, zu der der äußerste Norden unseres Kameruner Schutzgebiets gehörte, wohl als eines der ungesundesten Gebiete des ganzen zentralen Afrika bezeichnen. Vor allem in Verbindung mit der außerordentlichen Hitze jener Gegenden. Ich maß hier während der heißen Jahreszeit mittlere Tagestemperaturen von 42, 45° Celsius, und auch in den Nachtstunden sank das Thermometer höchstens bis auf 38, 36° herab. Während in der Trockenzeit ein außerordentlicher Wassermangel herrscht, die meisten Flußläufe (mit Ausnahme des Logone und Schari) völlig austrocknen und die Ortschaften ihren Wasserbedarf aus teils sehr tiefen Zisternen schöpfen müssen, es auf Märschen gewaltige Durststrecken zurückzulegen oder Wasser für mehrere Tage mitzuführen gilt, so bot sich mit Einsetzen der Regenzeit ein gänzlich verändertes Bild.

Der Boden, sogenannter Firki-Boden, ein grauer, schwerer Humusboden, der während der Trockenzeit steinhart und von breiten, tiefen Rissen durchzogen ist, kann nur schwer die vom Himmel niederrauschenden Wassermassen aufsaugen. Daher stehen in der Regenzeit, etwa Ende April bis Oktober, oft aber auch bis in den Januar hinein, diese Gegenden größtenteils unter Wasser. Tagereisen weit dehnen sich ungeheure Wasserflächen, auf denen der Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften, die sich auf die inselartig emporragenden Bodenerhebungen verteilen, nur mit Kanus stattfinden kann. Teilweise muß auch die Ernte in Kanus eingebracht werden.

In dieser Zeit gestaltete sich das Reisen äußerst schwierig, und besonders der Europäer mußte an seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit große Zumutungen stellen. Nur bei genügender Zeit zu entsprechender Vorbereitung war es möglich, für eine größere Anzahl von Leuten und Lasten die für eine Expedition erforderliche Anzahl von Kanus zusammenzubringen und bereitzustellen. Die Eingeborenen gaben sie auch nicht gern, da sie diese einerseits selbst benötigten, andererseits ein solches Fahrzeug einen nicht unerheblichen Wert darstellte. Die großen Bäume, die sich zur Herstellung eines Einbaumes eigneten, waren im Tschadsee-Gebiet selten, mußten zum Teil weit herangeschafft werden, und die Anfertigung, das Aushöhlen oder Ausbrennen des Stammes erforderte bei den primitiven Werkzeugen, über die die Eingeborenen verfügten, eine harte und langwierige Arbeit. So waren auch nur verhältnismäßig wenig Einwohner im Besitz eines Kanus.

Wie manchen Marsch habe ich durch solche Wasserwüsten unternehmen müssen! Stundenlang ging es durch Sümpfe bis an die Hüften, oft bis zur Brust im Wasser, wodurch natürlich das Vorwärtskommen sehr erschwert wurde. Unbarmherzig schickte der Sonnenball seine glutenden Strahlen vom bleiernen Himmel herab, die, von der spiegelnden Wasserfläche zurückgeworfen, Haut und Augen schmerzhaft entzündeten. Die über dem von keinem Windhauch bewegten Wasser kochende Luft trieb den Schweiß aus allen Poren, und Wolken von Stechmücken und Moskitos umschwärmten und plagten den mühsam vordringenden Menschentroß.

Was mit dem Wasser nicht in Berührung kommen soll, muß auf dem Kopf getragen werden, und ein jeder muß hierbei helfen, denn die Träger dürfen neben ihrem

an sich schon schweren Gepäck nicht noch unnütz belastet werden. Sie, die sonst mit großer Gewandtheit ihre vierzig bis fünfzig Pfund auf den Köpfen tragen, rutschen auf dem zähen, glitschigen Untergrund beständig aus, und es ist kaum zu verhindern, daß diese oder jene Last mehrfach getauft und viel Proviant und mancher wertvolle Teil des Gepäcks verdorben wird. Daß jedes Ausgleiten, jede Ungeschicklichkeit zur größten Belustigung der anderen beiträgt, daß schallendes Gelächter, laute neckende Zurufe von allen Seiten erschallen, wenn die Wasser hochaufspritzend und klatschend über einem der Ihrigen zusammenschlagen, ist bei der Gemütsart des Negers selbstverständlich. Es ist ein genügsames Völkchen und freut sich über jedes noch so kleine Vorkommnis, das die Eintönigkeit des Marsches unterbricht.

Bei solchen Gelegenheiten ist auch dem Europäer das Reiten unmöglich, wodurch ihm sonst in jenen Gegenden die Schwierigkeiten und Anstrengungen des Marsches erleichtert werden. Es hilft nichts, als gleichfalls mitzumachen, denn auch das Pferd rutscht auf dem glitschigen Untergrund unter der Last seines Reiters aus, und die Hufe sinken tief in den zähen Schlammboden ein, der sie festhält. In dem strömenden Wasser verliert das Tier den Halt, und — schwupp liegt man drin. Es ist mir selbst mehrere Male vorgekommen, so daß ich weitere Versuche aufgegeben habe und geduldig mitgewatet bin. Man kann sich sogar freuen, wenn man nicht durch das auf einem lastende Pferd unter Wasser festgehalten wird.

Ich erinnere mich an ein Vorkommnis während meines Rückmarsches zur Küste. Ich marschierte, weil ich den Reiseweg wegen des rasch steigenden Wassers nach Möglichkeit abkürzen wollte, in gerader Richtung über Kalfu auf Marrua. Das Fieber hatte mich gerade wieder schwer gepackt, und mein Körper erschauerte bald unter heftigen Schüttelfrösten, bald wurde er von verzehrenden Flammen durchglutet. Dennoch hatte ich nicht länger zögern dürfen, meinen Marsch anzutreten, weil jeder Tag mehr die Begehbarkeit der Strecke in Frage stellte. Nur taumelnd, im Fieberwahn halb dösend und auf beiden Seiten von meinen Leuten gestützt, hielt ich mich noch so gerade im Sattel, erschwerte aber meinem braven Gaul, der von einem Diener am Zügel geführt wurde, das Vorwärtskommen ganz außerordentlich.

Ich befand mich an einer besonders tiefen Stelle. Bis an die Sattelblätter rauschte und gurgelte die von den voranschreitenden Führern aufgewühlte graue Flut. Mein Pferd war schon mehrfach gestolpert und ausgeglitten, hatte sich, von meinem Jungen hochgerissen, aber immer wieder zu halten vermocht. Nur ich drohte dabei willenlos bald tief auf den Hals zu kippen, bald rechts oder links herunterzugleiten. Plötzlich trat das Tier mit der Hinterhand mit einem Ruck in eine Vertiefung; ich über die Kruppe hinab, ehe es meine Begleiter verhindern konnten, und während das Wasser hochaufspritzend über mir zusammenschlug, legte sich das hinten niederbrechende Tier mit seinem ganzen Gewicht auf mein Bein, so daß ich — kraftlos wie ich war — nicht hochkommen konnte.

Wie ich endlich aus meiner Lage befreit wurde, weiß ich heute nicht mehr, habe es vielleicht auch damals nicht empfunden. Eine unmittelbare Lebensgefahr bestand sicherlich nicht, denn es waren genug Hände bereit, mir helfend beizuspringen. Ich bin aber

während der Regenzeiten auch allein mehrfach in ähnliche Lagen gekommen, und da konnte die Sache immerhin recht bedenklich werden. Ich weiß jedenfalls, daß ich nach dem eben geschilderten Vorfall keine Reitversuche mehr machte, sondern mich halb besinnungslos mühsam im Wasser fortschleppte. Im ersten erreichbaren Lagerdorf angekommen, mußte ich zwei Tage liegen bleiben, um das Fieber etwas austoben zu lassen, das mich nach dem unfreiwilligen Bade mit vermehrter Wucht gepackt hatte. Ich schleppte mich danach unter gleichen Umständen mehrere Tage weiter bis Marrua, wo sich bedenkliche Anzeichen von Schwarzwasserfieber zeigten, und wo ich längere Zeit liegen bleiben mußte, ehe ich fähig war, meinen Marsch fortzusetzen.

Es war in der von mir durchzogenen Gegend und zur Zeit des hohen Wasserstandes unbedingt erforderlich, Führer zu haben, die es verstanden, die Expedition von Zeit zu Zeit zu Ortschaften oder Höhenzügen zu bringen, wo die Lasten trocken abgesetzt werden konnten, und man auch einen trockenen Lagerplatz fand. Für die Träger bedeuteten solche Wassermärsche eine ungeheure Anstrengung und sie bedurften einer öfteren Ruhepause. Die Hauptsache war aber, daß das Gepäck einigermaßen trocken blieb. Dann war alles nicht so schlimm. Die eigene Haut und das Wenige, was man anhatte, war unter der Einwirkung der afrikanischen Sonne rasch getrocknet, ohne daß man es erst auf die Leine zu hängen brauchte.

Auch der Höhenzug, auf dem Bongor und die dazu gehörenden Ansiedlungen lagen, bildete infolge seiner überragenden Lage eine Insel in der weiteren Umgebung. Überall griffen die Niederungen, die ausgedehnte Überschwemmungsgebiete des hochgehenden Stromes waren, weit ins Land hinein. Ähnlich lagen alle die vielen anderen Ortschaften des stark besiedelten rechten Logoneufers. Auch die großen Ebenen östlich von Bongor, mein schönstes Jagdgebiet auf Großantilopen, bildeten ein fast ununterbrochenes Sumpfgelände, das kaum gangbar war, und so bin ich tatsächlich während langer Wochen von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen gewesen. Jenseits des Flusses lagen die Verhältnisse noch viel ungünstiger. Hier dehnte sich auf Stunden hinaus nur flaches Sumpfland, das von den zahlreichen und netzartig zusammenhängenden Nebenarmen des Logone in eine weite Wasserwüste verwandelt wurde. Dazu machte übermannshohes Schilfgras ein Hindurchdringen fast unmöglich.

Dies waren die Idealzeiten für die das Wasser liebenden Dickhäuter. Eine Ausnahme macht das Nashorn, welches sich in trockenere Gegenden zurückzieht, aber die Flußpferde konnten unbehindert ausgedehnte Reisen unternehmen, und die Elefanten kamen in kleinen und großen Herden über den Schari herüber, um bis an die fernen Mandara-Berge zu streifen. Leider war gerade in dieser Zeit die Ausübung der Jagd stark behindert und nur unter besonders günstigen Umständen möglich. Man war nicht allein in der freien Bewegung gehemmt, sondern es war besonders das Aufnehmen und Verfolgen von Fährten undurchführbar. Selbst die Eingeborenen waren nur schwer zu Führerdiensten zu gewinnen.

In der Regenzeit 1905, die besonders stark war, stellte ich zu meinem größten Leidwesen erst nach Ablaufen des Wassers an den Fährten fest, daß sich eine große Elefantenherde tagelang in ziemlicher Nähe meiner Station herumgetrieben hatte, ohne daß

mir die Anwohner jener Gegend trotz ausgesetzter Belohnungen eine Nachricht zukommen ließen. Nicht einmal die Aussicht auf das reichliche Wildbret hatte die Leute dazu bewegen können. Nur den Flußpferden rückte ich gelegentlich im Kanu auf den weiten Wasserflächen zu Leibe, eine Art der Jagdausübung, die infolge der Umsicht, die sie erforderte, und der hohen spannenden Augenblicke einen ganz besonderen Reiz für mich hatte.

Aber meine Gesundheit war schwer erschüttert. Ich war schon lange über meine dienstliche Verpflichtung zurückgehalten worden, da kein Weißer verfügbar gewesen war, mich abzulösen und die Leitung der Station zu übernehmen. Aber wieder waren die Wasser des Logone im Steigen begriffen, und die dritte Regenzeit stand vor der Tür. Deshalb ging es mit allem Nachdruck an die Vorbereitungen zu meinem Abmarsch, sobald ich die Nachricht erhielt, daß Unteroffizier S. vertretungsweise die Leitung der Station übernehmen solle, bis ein Offizier verfügbar sei.

Leider befiel mich zum Schlusse noch ein heftiges Fieber, das mich in meiner Tätigkeit sehr behinderte, und ich war nicht mehr widerstandsfähig genug, ihm meine frühere Energie entgegenzusetzen, mit der ich so manchen Anfall in Busch und Steppe, fernab jeder Möglichkeit, mich zu pflegen, überwunden hatte. Ich fiel häufig in Ohnmacht, wo ich mich gerade befand, und mußte von meinen Eingeborenen in mein Haus getragen werden. Sobald aber das Auge des Herrn fehlte, ging nicht alles so voran, wie ich es angeordnet hatte.

Es war überhaupt eine eigene Sache mit Krankheiten in meiner Abgeschiedenheit, denn schließlich konnte und mußte ich doch allein für mich sorgen, selbst wenn es sich nur darum handelte, die für meine Pflege notwendigen Anordnungen zu treffen. Die Wohltat ärztlicher Behandlung, wie sie an der Küste und auf den größeren Truppenstationen möglich war, habe ich draußen nicht kennengelernt. Nur vorübergehend war einer unserer Ärzte dem Posten Mani-Illin zugeteilt. Bis ich aber zu ihm schickte und er in Bongor sein konnte, mußten mindestens acht bis zehn Tage vergehen. Der Schwarze, und wenn er noch so zuverlässig ist, hat indessen doch gewisse ererbte Schwächen und versteht es meisterlich, jede Lage zu seinen Gunsten auszunutzen. So war es, wenn ich krank war, als stünde alles auf dem Kopfe. Die Kühe gaben merkwürdigerweise keine oder nur wenig Milch, die Hühner wollten keine Eier legen, die Dorfleute sollten keinen Honig gebracht haben, den ich zum Süßen der Speisen und Getränke brauchte, und ausgerechnet die Keule, die noch vom letzten erlegten Böckchen unter dem Küchendach gehangen, hatte ein Dorfköter gestohlen!

Ich erinnere mich an eines meiner stärksten Fieber, das mich ganz plötzlich mit starkem Schüttelfrost befallen hatte. Es war so schlimm, daß ich fürchtete, mein Bett würde unter mir zusammenbrechen. Soeben war ein Postkanu von Kusseri gekommen, und ich nahm — nein versuchte — das erste Schriftstück zur Hand zu nehmen, — ratsch, flog es in Fetzen. Dem zweiten ging es nicht besser. Tagelang lag ich halb dösend im Fieberwahn, wenn die Quecksilbersäule immer wieder hoch über vierzig ging. Nun hat man ja in solchem Zustande kaum irgendwelche Bedürfnisse, es sei denn, den quälenden Durst zu stillen oder in den bei der tropischen Malaria zwischen den einzelnen Anfällen

eintretenden Pausen eine Stärkung zu nehmen, damit die Körperkräfte nicht zu sehr verfallen. Aber schwach, wie ich war, rief ich meistens vergeblich nach meinen Dienern, und es war merkwürdigerweise gerade nie das da, worauf ich einen unüberwindlichen Hunger hatte. So rief ich auch jetzt, zweimal — dreimal, so laut wie es meine schwachen Kräfte erlaubten, aber nichts rührte sich. Und doch war es mir, als hörte ich aus dem Nebenhause, in dem sich meine Küche befand, lebhafte und recht lustige Stimmen. Da war irgend etwas nicht in Ordnung, und ein bestimmter Verdacht stieg in mir auf.

Mühsam erhob ich mich von meinem Lager, meine Knie wankten, und fast wäre ich zusammengebrochen. Aber die Flußpferdpeitsche langte ich doch auf alle Fälle von der Wand herab und schlich mich hinaus. Niemand sah mich, da es bereits stark dunkelte, aber aus dem Küchenhause schimmerte helles Licht, und fröhliches Stimmengewirr schallte mir entgegen. Und da waren Fieber und Schwäche für den Augenblick vergessen, und im Nu stand ich in der offenen Türe, wo ich allerdings vor Staunen fast erstarrte.

Vom milden Licht meiner Kerzen bestrahlt, saßen sie da: — mein „Herr" Koch mit seinem „Herrn" Gehilfen, meine drei „Herren" Diener und als Gäste zwei, drei befreundete Soldatenboys! Eine saftige Antilopenkeule, von der einige tüchtige Stücke in den erschreckt offen stehenden Mäulern steckten, ging von Hand zu Hand, ein großer Krug frischen Hirsebieres stand bereit, die Runde zu machen, was er anscheinend schon mehrfach getan hatte, und mein „Herr" Koch hielt soeben die größte meiner Bratpfannen, aus der mir lieblich schmorend zahlreiche Spiegeleier entgegenschauten!

Halunkenpack! Na, wartet! Wie lähmendes Entsetzen lag es einen Augenblick über der Versammlung. Dann wollte alles auseinanderfahren, aber hageldicht sausten trotz meiner Schwäche die Streiche auf die Rücken der überraschten „Herren" Gastgeber. Die Gäste, die mir weniger am Herzen lagen, ließ ich mit dem Schrecken davonkommen. Ich glaube, das Flußpferd wird noch nachträglich seine helle Freude an dieser so ausgiebigen und nützlichen Verwendung seiner Schwarte gehabt haben. Nun war es mir allerdings klar, weshalb die Hühner auf einmal keine Eier mehr legten und auch so manches andere ausblieb. Ich war aber sicher, daß fürs erste die Ordnung der Dinge wieder hergestellt war.

Ich will mit der Schilderung dieses kleinen Erlebnisses meine Eingeborenen nicht schlecht machen. Der Neger bleibt eben Neger und hat seine kleinen Schwächen. Auch mit meinen Soldaten hatte ich manchen Strauß auszufechten und mußte oft empfindliche Strafen verhängen. Das kleine „Herren-Diner", von dem ich erzählte, entsprang lediglich einer kindlichen Dicketuerei und der Sucht, es dem Herrn nachzumachen. Der empfängt doch auch seine Gäste, und — „was dem einen recht ist, ist dem anderen billig" — denken die Schwarzen. Daß sie sich dazu Zeiten aussuchen, zu denen sie sich unbeobachtet glauben, ist erklärlich.

Ich bin während meiner langen afrikanischen Jahre stets mit meinen Eingeborenen gut ausgekommen. Eine verdiente Strafe wird der Neger immer als berechtigt und ohne Murren hinnehmen, solange sie dem Vergehen selbst und seinem eigenen Empfinden entspricht. Nur hat der von europäischer Kultur und unangebrachter Humanitätsduselei noch unverdorbene Schwarze ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl, und jede un-

berechtigte Bestrafung oder gar Mißhandlung führt, wenn auch nicht gleich zur Auflehnung, so doch zum endgültigen Verlust der Achtung und damit des Vertrauens, welches der Eingeborene bisher seinem Herrn entgegengebracht hat.

Wer, wie ich, jahrelang und ohne einen zweiten Weißen zur Stütze, nur auf sich selbst und seine Schwarzen angewiesen, unter noch völlig wilden und undisziplinierten Völkerschaften im innersten Afrika gelebt hat, dabei manchmal schwere Strafen verhängen mußte, und nicht nur unverletzt geblieben ist, sondern sich auch der Liebe und Anhänglichkeit seiner Eingeborenen und ihrer unbedingten Zuverlässigkeit im Falle ernster Gefahr erfreut hat, der kann wohl annehmen, daß er es verstanden hat, diese richtig zu behandeln.

Auch hinsichtlich meiner Lebenshaltung habe ich mich ganz jenen fernen Gebieten anpassen und mich von Bezügen von der Küste unabhängig machen können. Fleisch aller Art gab es in Hülle und Fülle. Ich konnte meinen Bedarf durch die Jagd decken und hatte in den reichen Viehzuchtländern des Nordens genügend Schlachtvieh zur Verfügung. Unter den Kräutern und Pflanzen des Feldes lernte ich durch die Eingeborenen viele Arten zu Gemüse oder Salat zu verwenden. Angebaut wurde eine Art Kartoffel, die Süßkartoffel, die richtig zubereitet recht schmackhaft war, ferner verschiedene Getreidearten, wie Hirse, Mais, Weizen, während Reis in den ausgedehnten Sumpfgebieten teilweise wild geerntet wurde. Erdnüsse verwendete ich in verschiedener Zubereitung als Speise, auch ließ ich mir aus ihnen Öl bereiten. Aus Hirse oder Mais verstanden die Eingeborenen ein vorzügliches Bier zu brauen, und der überall reichlich vorhandene Honig diente mir zum Süßen der Speisen und auch als Zuckerersatz für Getränke. An Tabak war kein Mangel, da ihn die Eingeborenen für ihren eigenen Bedarf anbauten, und für Eier sorgte mein eigener Geflügelhof, auch konnte ich mir Eier von allen Arten von Wildgeflügel durch meine Leute sammeln lassen, ohne befürchten zu müssen, hierdurch Raubbau zu treiben. Ich konnte je nach Wunsch in Gänse-, Enten-, Perlhuhn-, Feldhuhn-, ja selbst in Schildkröten-Eiern schwelgen.

Im ganzen Tschadsee-Gebiet ist die Dattelpalme verbreitet, deren Früchte ich sackweise für meine Station bezog, Baum und Busch wiesen zahlreiche wilde Früchte auf, die ich kennen und schätzen lernte, auch gab es die Papaya, eine Melonenart, die sehr erfrischend war. So war ich eigentlich nur auf den Bezug einiger Konserven, Genuß- und Stärkungsmittel von der Küste angewiesen, aber hierfür galt es rechtzeitig vorzusorgen, wenn ich nichts entbehren wollte, da solche Bestellung im günstigsten Falle etwa neun Monate dauerte. Was würde manche meiner verehrten Leserinnen sagen, wenn sie zur Vorbereitung ihres Küchenzettels auf solche Zeit angewiesen wäre? Wie manche Ritte, wie manche Tagereisen habe ich zurückgelegt, in der einen Tasche geröstete Erdnüsse, in der anderen getrocknete Datteln, und unterwegs bot der Tamarindenbaum mit seinen Früchten eine erfrischende Zukost.

Und nun sollte doch die Abschiedsstunde schlagen. Es hatte sich natürlich längst durch meine Soldaten herumgesprochen, und die Kunde war wie ein Lauffeuer von Niederlassung zu Niederlassung geeilt. Von nah und weit kamen Eingeborene, ob es denn wahr sei, daß ich sie verlassen wollte. In den letzten Tagen war die Station förmlich belagert. In langen Reihen saßen jung und alt, um dem Aufräumen meines Hauses

sowie dem Verschnüren und Bereitstellen der Lasten zuzuschauen. Die mir befreundeten Ortsältesten fragten, ob ich sie nicht mitnehmen könne, warum ich überhaupt ginge, wann ich wiederkäme und vieles andere. Kurz, ich kam kaum zu mir selbst, wollte ich den Leuten nicht vor den Kopf stoßen.

Nach schweren Regengüssen am Vorabend und heftigem Gewitter, das sich erst in den späten Nachtstunden grollend verzogen hatte, brach am Morgen siegreich die Sonne durch die letzten Reste des sich am Himmel ballenden Gewölks. Die ganze Atmosphäre dampfte, und trotz der frühen Morgenstunde trieb der Schweiß aus allen Poren. Dennoch versprach der abgeklärte Himmel einen schönen Tag. Mein großes Logone-Kanu und eine Anzahl Einbäume lagen nach Möglichkeit abgedichtet zum Laden bereit, was rasch vonstatten ging. Dann begann das Übersetzen über den schon hoch angeschwollenen Strom, was doch einige Stunden in Anspruch nahm. Den Schluß machte ich selbst mit meiner persönlichen Begleitung.

Tränen standen mir in den Augen, als ich zum letztenmal aus meiner mir lieb gewordenen Wirkungsstätte den steilen Uferhang hinabschritt, von Scharen meiner Eingeborenen begleitet. Unwillkürlich mußte ich an die Zeit meiner ersten Niederlassung im Lande und Gründung von Bongor denken. Welche unendliche Mühe hatte es gemacht, welches Übermaß von Geduld erfordert, diese wilden, scheuen Massen an mich, an den Weißen zu gewöhnen, und ihr Vertrauen zu gewinnen. Und jetzt ein nicht enden-, nicht loslassenwollendes Händeschütteln, Rufen und Winken. Wie oft hatte ich unerbittliche Strenge walten lassen müssen, wenn meinen im Interesse des Ansehens der Station gegebenen und innerster Notwendigkeit entspringenden Anordnungen nicht Folge geleistet wurde. Wie oft hatte ich Übergriffe und offene Feindseligkeiten, die sich mit wachsender Vertraulichkeit allmählich häuften, mit Waffengewalt unterdrückt. Und doch diese Anhänglichkeit und offenkundige Trauer bei meinem Scheiden.

Zum nicht geringen Teil war es wohl die Angst: Was wird jetzt aus uns werden, wie wird der neue Herr sein? Zum weitaus größeren Teil aber war es doch ehrliches Bedauern, hervorgerufen durch die Erkenntnis: Wir sind gerecht und gut behandelt worden! Es war der Ausdruck des Gefühls, welches die Eingeborenen unserer Kolonien auch im Weltkriege trotz der offenkundigen Überlegenheit des Gegners fest und treu zu uns halten hieß, das der Dankbarkeit für alles, was wir ihnen in den Jahren unserer kolonisatorischen Tätigkeit an kulturellen Gütern gebracht hatten.

Von kräftigen Armen getrieben glitt das Kanu rasch durch die starkströmenden Fluten. Ich stand aufrecht im Fahrzeug und den Blick nach rückwärts geheftet auf die Hunderte — Tausende, die den Uferrand besetzt hielten, und auf meine hochragende Station, deren wuchtige Türme achtunggebietend und ein Zeichen starken Schutzes auf die weite Stromniederung herabblickten. Leuchtender Sonnenschein lag über dem Bilde, das meine Augen so oft geschaut hatten. Hoch am azurnen Firmament zogen wie immer zahlreiche Vögel ihre ruhigen Kreise, und stromauf und stromab trompeteten die gewaltigen Stimmen der Flußpferde ihre Abschiedssymphonien.

Knirschend setzte der Einbaum auf den Sand. Mit einem Sprung war ich am Ufer. Ein letzter kameradschaftlicher Händedruck meinem Nachfolger, ein Glückauf zum schweren

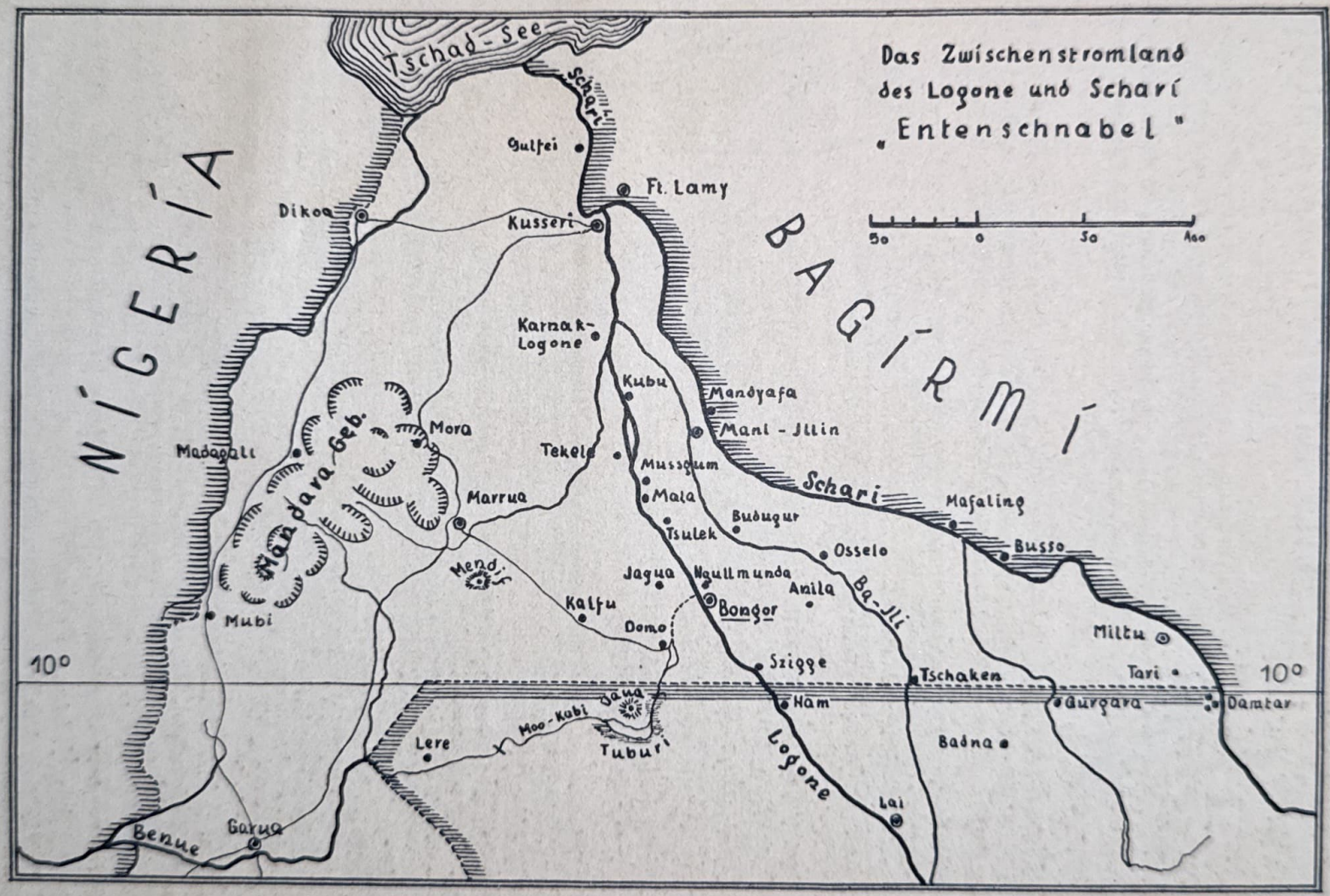
Werk und ein kräftiges Weidmannsheil. Ein letzter langer Blick nach drüben, dann nahmen mich die dichten Schilfmassen auf, deren Halme rauschend über mir zusammenschlugen.

Jahre sind vergangen, und längst ist Erinnerung geworden, was einst eigenes stolzes Erleben war. Mein Weg führte mich nicht mehr in jene fernen Gebiete meiner ersten kolonialen Tätigkeit zurück. Dafür war es mir vergönnt, noch lange Jahre in einer unserer anderen großen und schönen Kolonien zu wirken, in Deutsch-Südwestafrika, und in meinen Mußestunden dem edlen Weidwerk nachzugehen, wobei ich wieder andere und neue Wildarten kennenlernen sollte, die in Kamerun nicht vorkamen. Denke ich aber an meine ersten Jahre jugendfrischen und tatenfrohen Erlebens zurück, so sind sie trotz harter Arbeit und Kampfes, trotz schwerer Entbehrungen und Erkrankungen und oft drückender Einsamkeit die schönsten gewesen. Denn das war es ja, was die Tätigkeit und das Leben in unseren Kolonien in alten Zeiten so wertvoll machte, selbst schon in jungen Jahren auf sich allein angewiesen, mitwirken zu dürfen an der Erschließung ferner, unbekannter Gegenden, und mit hohen verantwortungsvollen Aufgaben in einem Ausmaße betraut, wie es unter unseren heimischen Verhältnissen nicht mehr möglich war.

Ich sitze in meinem Arbeitszimmer, und von den Wänden blicken die vielen Zeichen frohen Weidwerks und jagdlicher Erfolge in Busch und Steppe auf mich herab. In lichten Wölkchen steigt der Rauch aus meiner mir lieb gewordenen Pfeife zur Decke empor, kräuselt und schlingt sich webend um die vielen Gehörne und Schädel, formt sich zu seltsamen Gebilden, und vor dem träumenden Auge erstehen sie wieder, alle die vielen kleinen und großen, zierlichen und stattlichen Gestalten afrikanischen Wildes und auch die Recken der Wildnis, mit deren Kraft ich mich oft in hartem Kampfe maß. Jeden einzelnen Träger der stattlichen Trophäen sehe ich vor mir, deren Geschichte mit unauslöschlichen Lettern im Buche der Erinnerung verzeichnet steht. O herrliche, köstliche Zeiten frohen Jagens in Afrikas rauschenden Wäldern und unendlichen Steppen, vom flutenden Licht der Sonne mit leuchtendem Gold übergossen oder von den Urgewalten der Schöpfung durchtost, nie werde ich euch vergessen!

Unsere Kolonien sind uns heute genommen, und nur wenigen Deutschen wird es vorläufig vergönnt sein, wie einst als freie Männer draußen zu jagen. Dem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen der Kultur mit ihren technischen Errungenschaften, wie Eisenbahnen, Automobilen und Flugzeugen, sowie der kommenden Industrialisierung des schwarzen Erdteils wird unser edles afrikanisches Wild nach und nach erliegen. Wird ausgerottet werden, wie es schon in vielen Teilen Afrikas geschehen ist, und einst werden nur noch der Vergangenheit die glücklichen Zeiten angehören, da zahlreiche Antilopenrudel die weiten Weidegründe bevölkerten, Elefant und Nashorn allnächtlich zur lauschigen Wasserstelle zogen, das harmlose Flußpferd die spiegelnden Flächen der Ströme und Seen belebte und der Büffel seinen zornigen Kampfruf erschallen ließ.

Möge eine schützende Hand über den reichen und wertvollen Wildbeständen unserer herrlichen Kolonialgebiete walten, daß sie nicht durch fremde Raubgier, schießwütige Sportlust und Aasjägerei vernichtet werden, ehe der deutsche Adler wieder seine Schwingen über sie breitet!


Das Zwischenstromland
des Logone und Schari
„Entenschnabel"
50 0 50 100
NIGERIA
BAGIRMI
Tschad-See
Schari
Gulfei
Ft. Lamy
Dikoa
Kusseri
Karnak-Logone
Kubu
Mandyafa
Mani-Jllin
Mora
Madagali
Mandara Geb.
Tekele
Mussgum
Mala
Marrua
Tsulek
Budugur
Schari
Mafaling
Busso
Osselo
Mendif
Jagua
Ngullmunda
Anila
Ba-Jli
Kalfu
Bongor
Domo
Mubi
Miltu
10°
Szigge
Tschaken
Tari
10°
Ham
Gurgara
Damtar
Moo-Kabi
Gaua
Lere
Tuburi
Logone
Badna
Lai
Garua
Benue

Aus unseren Kolonien

Zum Besten, was in deutscher Sprache über unsere Kolonien geschrieben ist, gehören die Afrikabücher von Steinhardt. Keiner hat unseren Herzen das Deutschland entrissene Südwestafrika so nahezubringen vermocht wie Steinhardt in seinen Werken. Die nachfolgenden Bücher sind berufen, den kolonialen Gedanken wach zu halten.

Steinhardt, Ehombo. Vierte Auflage. Mit 11 Tiefdrucktafeln und 160 Streubildern von H. A. Aschenborn. Einband von Kunstmaler F. K. Lippert, Hannover . . . Geb. 5.— RM

Wer sich über Deutsch-Südwestafrika ein wirkliches Bild machen will, der lese dieses Buch! (Deutscher Förster, Berlin)

Steinhardt, Ehombo. Für die Jugend herausgegeben von Dr. Maywald, Charlottenburg. Mit 115 Streubildern im Text von H. A. Aschenborn und einer Karte . . . . . Leinen geb. 2.50 RM

Dieses Buch kann in der Jugend so recht den Sinn für die Notwendigkeit des Kolonialbesitzes und das Verständnis für den Zauber afrikanischen Bodens wecken.
(Daheim, Leipzig)

Steinhardt, Steppenvolk. Afrikanische Tiergeschichten. Bildschmuck von H. A. Aschenborn. Zweite Auflage . . . . . Geb. 2.— RM

Ist im Buche „Ehombo" mehr der Mensch der Mittelpunkt der Schilderungen, so bringt das prächtige Buch „Steppenvolk" eine Anzahl von Tiergeschichten auf Grund liebevoller Betrachtung und scharfer Erfassung: Kudu, Löffelhund, Warzenschwein und wie sie alle heißen! Eine prächtige Gabe! (Thüringer Heimatspiegel, Weimar)

Steinhardt, Fahrendes Volk. Afrikanische Geschichten. Künstlerische Ausstattung, Illustration und Einbandzeichnung von H. A. Aschenborn . . . . . Geb. 2.— RM

Steinhardt auf Überlandfahrten könnte man es nennen. Nashorn, Zebra, Mpala-Antilope, Springbock und Strauß, Wildkatze und Schakal werden belauscht, im Kampf miteinander, Zärtlichkeiten austauschend — reizvoll beim Nashorn — und in ihren sonstigen Eigenheiten. (Das Auslanddeutschtum im Unterricht, Tetschen)

Steinhardt, Der Hornissen-Bock und andere Jagderinnerungen. Buchschmuck von H. A. Aschenborn . . . . . Geb. 2.— RM

Auch das vorliegende Büchelchen zeigt den Verfasser als flotten, fesselnden Erzähler, der seinen Lesern nicht nur aufregende Szenen mit afrikanischem Großwild schildert, sondern ihnen auch gleichzeitig eine Dosis gesunden, urwüchsigen Humors bietet.
(Weser-Zeitung, Bremen)

Steinhardt, Räubervolk . . . . . Geb. 2.— RM

Steinhardt auf Raubtierfahrt, beobachtet und kommt in Gefahr. Er nennt die Tiere schon beim richtigen Namen und zerstört vielfach falsche Schulansichten. Raubritter Leopard, der Blender (Löwe), Pechkater Muzepum, Räubervolk (Termiten) bestreiten das Feld. Der Leopard auf dem Sprung, der Löwe auf Wildfährte, das Rätsel der Termiten, alles beschreibt Steinhardt aus nächster Nähe; jede Gefahr vergessend, treibt ihn sein Eifer immer wieder hinaus. Steinhardt ist der plastische Nachgestalter afrikanischen Tierlebens und -geheimnisses.
(Das Auslanddeutschtum im Unterricht, Tetschen)

Weitere empfehlenswerte koloniale Bücher:

Im Morgenlicht. Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika. Von Hans Paasche, Kapitänleutnant a. D. Dritte Auflage, bearbeitet von Dr. A. Berger. Mit 98 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte . . . . Leinen geb. 4.— RM

Die Farm im Steppenlande. Elf Jahre Farmerleben und Jagd in Afrika. Von Hans Anton Aschenborn. Mit 100 Abbildungen . . . . . Leinen geb. 3.— RM

Marie Rose. Ein Frauenschicksal in Deutsch-Ost. Von Else Morstatt. Bildschmuck von H. A. Aschenborn. (2. Auflage des Romans „Der weiße König".) . . . . . Leinen geb. 2.50 RM

Zu beziehen durch jede Buchhandlung **Verlag von J. Neumann-Neudamm**

Druck J. Neumann, Neudamm